

Lateinamerika in vorkolumbischer Zeit

© Thomas Frenz, Passau 2014

Das Zeichen ® verweist auf Abbildungen, die beim mündlichen Vortrag gezeigt wurden, aber hier aus Copyrightgründen weggelassen sind.

Fassung von 2014 mit einzelnen Nachträgen bis 2021

Einleitung

I. Teil: Übergreifende Themen

1. Kapitel: Geographische Voraussetzungen
2. Kapitel: Einwanderung nach Amerika
3. Kapitel: Religiöse Vorstellungen (Schamanismus)
4. Kapitel: Kalender und Landwirtschaft
5. Kapitel: Kannibalismus
6. Kapitel: Quellen

II. Teil: Die mittel- und südamerikanischen Hochkultur vor der Conquista

7. Kapitel: Das olmekische Erbe. Teotihuacán
8. Kapitel: Die Maya
9. Kapitel: Der Kalender der Maya
10. Kapitel: Quetzalcóatl und die Tolteken
11. Kapitel: Der Aufstieg der Azteken
12. Kapitel: Der aztekische Dreibund
13. Kapitel: Die vorinkaischen Hochkulturen in Südamerika
14. Kapitel: Die Inka

III. Teil: Die Hauptereignisse der Conquista

15. Kapitel: Kolumbus in Europa
16. Kapitel: Exkurs: die Voraussetzungen der Conquista
17. Kapitel: Columbus in Amerika
18. Kapitel: Gab es ein "Predescubrimiento"?
19. Kapitel: Cortés und México
20. Kapitel: Pizarro und die Inka
21. Kapitel: Gründe für den Erfolg der Conquista
22. Kapitel: Bartolomé de las Casas
23. Kapitel: Bewertungen der Conquista

IV. Teil: Zum weiteren Verlauf der Conquista

24. Kapitel: El Dorado, die Chibcha und Brasilien
25. Kapitel: "La tierra sin mal" – Conquistadoren und Jesuiten im Gebiet des Rio de la Plata
26. Kapitel: Der Pazifik, die Araukaner und Feuerland

V. Teil: Lateinamerika in der Neuzeit

27. Kapitel: Das 16. bis 18. Jahrhundert
28. Kapitel: Die Unabhängigkeitsbewegungen

- 29. Kapitel: Mittelamerika als "Hinterhof" der USA
- 30. Kapitel: Heilsbringer und Diktatoren – das 20. Jahrhundert
- 31. Kapitel: Zum Abschluß: ein Blick auf die heutige Situation

M. D. u. H., am Freitag, den 12. Oktober 1492, frühmorgens, erscholl vom Mastkorb der Pinta der Ruf: *Tierra!* – "Land in Sicht!" Damit war das eingetreten, was man aus europäischer Perspektive die "Entdeckung Amerikas" nennt. Genau genommen war es mindestens bereits die dritte Entdeckung, denn es spricht einiges dafür, daß schon die Wikinger in Amerika gelandet sind (aber dies blieb ohne historische Folgen); und außerdem sind die Bewohner Amerikas selbst aus der Alten in die Neue Welt eingewandert, als während der Eiszeit der Meeresspiegel tiefer lag und vorübergehend eine Landbrücke von Asien nach Alaska bestand. Ob Amerika auch von Osten her, also über den Pazifik, entdeckt worden ist, muß offenbleiben: der **Nachweis**, daß eine solche Fahrt technisch möglich war, wurde zwar erbracht; aber er darf nicht mit dem **Beweis** verwechselt werden, daß sie auch stattgefunden habe. Daß sowohl in Lateinamerika als auch in Ägypten und in China Pyramiden errichtet wurden, ist ebenfalls kein Beweis, wie wir zu gegebener Zeit noch näher erörtern werden. Offenbleiben muß auch die Frage, ob Amerika möglicherweise im 15. Jahrhundert vor Kolumbus schon einmal entdeckt oder vielleicht wenigstens in der Ferne gesehen worden ist; auf dieses sog. *presdescubrimiento* kommen wir zu gegebener Zeit ebenfalls zurück.

Im Oktober 1492 wurde aber nicht nur Amerika durch die Europäer entdeckt, sondern auch Europa durch die Indianer. Georg Christoph Lichtenberg, ein Satiriker aus dem 18. Jahrhundert,¹ war es, der gesagt hat, der Indio, der die Spanier damals entdeckte, habe eine schlechte Entdeckung gemacht. Damit sind wir bei der routinemäßigen These von der Vernichtung einer blühenden, friedlichen, im Einklang mit der Natur lebenden Kultur durch die bornierten, fanatischen Europäer gelangt. Wir werden uns zu fragen haben, ob diese These zutrifft oder ob das nicht der Fall ist. Und wir können experimentell auch einmal die Frage stellen, was passiert wäre, wenn beispielsweise die Azteken Europa entdeckt hätten.

Zu allererst müssen wir uns aber über den Gegenstand der Vorlesung klar werden. Wir befassen uns räumlich gesehen mit dem Gebiet von Mexiko im Norden bis Chile und Argentinien im Süden; das sind im Großen und Ganzen jene Staaten in Amerika, in denen Spanisch oder Portugiesisch Staatssprache ist. Als zusammenfassender Begriff konkurriert der Ausdruck **Lateinamerika**, der uns im Deutschen geläufig ist, mit **Iberoamerika** und mit **Hispanoamerika**. "Lateinamerika" soll dabei mehr die Gemeinsamkeit und übergreifende Identität dieses Raumes zum Ausdruck bringen – wobei disku-

¹ Georg Christoph Lichtenberg: Schriften und Briefe, 2. Band: Sudelbücher II, Materialhefte, Tagebücher, hg. Wolfgang Promies (München 1971) S. 166 (= Sudelbücher Heft 6, Aphorismus Nr. 183): "Der Amerikaner, der den Kolumbus zuerst entdeckte, machte eine böse Entdeckung."

tiert wird, ob es eine solche Identität überhaupt gibt. "Iberoamerika" und "Hispanoamerika" betonen mehr den Bezug zu den ehemaligen Kolonialmächten; in diesen beiden Ausdrücken spiegelt sich freilich auch die Rivalität der beiden Kolonialmächte wieder, denn eigentlich müßte man dem spanisch sprechenden "Hispanoamerika" ein portugiesisches "Lusoamerika" gegenüberstellen. Ich spreche im Folgenden, sofern eine übergreifende Bezeichnung ausnahmsweise erforderlich ist, nach deutschem Gebrauch von "Lateinamerika", ohne dadurch in dieser Diskussion Stellung zu nehmen.

Hier können wir gleich noch auf die Frage eingehen, wie Amerika überhaupt zu seinem Namen gekommen ist. Bekanntlich wollte Kolumbus nach Indien fahren und glaubte, an die Ostküste Indiens bzw. Chinas und der vorgelagerten Inseln gelangt zu sein. In der amtlichen Terminologie blieb es bei dieser Bezeichnung: *las Indias*, entsprechend der "Indienrat" als zuständige spanische Behörde, das "Indienarchiv" in Sevilla; die Bewohner nennen wir heute noch "Indios" bzw. "Indianer".

Der Name "Amerika" hat einen anderen Ursprung. Er geht zurück auf Amerigo Vespucci, einen Entdeckungsfahrer im Windschatten des Kolumbus, der aber seine Verdienste so publikumswirksam in der Öffentlichkeit darzustellen wußte, daß der Kartograph Waldseemüller ihn für den eigentlichen Entdecker hielt und in einem weitverbreiteten Werk als Taufpaten der Neuen Welt vorschlug:

Nūc yto & hęc partes sunt latius iustrate/& alia quarta pars per Americū Vesputiū vt in sequentibus audietur inuenta est/ quā non video cur quis fure veter ab Americo inuēiore sagaci ingenij viro Amerigen quasi Americi terrā / huc Americam dicendū & Europa & Asia a mulieribus sua fortia sint nomina. Eius sūū & gentis mores ex his binis Americi nauigationibus quæ sequuntur liquide intelligi datur.

"Jetzt aber", lesen wir, "sind auch diese Gegenden besser erforscht und als vierter Erdteil durch Amerigo Vespucci erkannt worden (wie man im Folgenden hören wird), weshalb ich nicht sehe, warum es unzulässig sein sollte, ihm nach Americus, seinem scharfsinnigen Entdecker, den Namen *Amerigen*, d. h. Land des Americus, oder *America* zu geben, wie auch Europa und Asien einen weiblichen Namen tragen. Seine Lage und die Sitten der Bevölkerung kann man aus den vier Forschungsreisen des Americus, die folgen, erkennen." Es wird übrigens nicht eindeutig klar, ob Waldseemüller mit *invenire* und *inventor* die Entdeckung Amerikas meint oder nur die Erkenntnis der Tatsache, daß es sich um einen eigenen Kontinent handelt. Als "vierten" Erdteil bezeichnet er Amerika natürlich nach den klassischen drei Erdteilen der Alten Welt Asien, Europa und Afrika.

Zeitlich gesehen erstreckt sich der Rahmen dieser Vorlesung von der Eiszeit bis ins 21. Jahrhundert, und innerhalb dieses Rahmens in intensiverer Darstellung von ca. 250 bis ca. 1550, beide Male nach Christi Geburt. Das Anfangsdatum habe ich gewählt, weil mit dem Jahr 292 die einigermaßen kontinuierliche Serie der datierten historischen Denkmäler der Maya-Kultur einsetzt. Am anderen Ende läßt sich die Errichtung der Vizekönigreiche Neu-Spanien 1535 und Perú 1543 als ein gewisser formaler Abschluß der Conquista definieren. Das soll, wie gesagt, nicht heißen, daß ich nicht einleitend und –

soweit es die Zeit erlaubt – abschließend über diesen Kernzeitraum hinausgreife, aber er soll den Schwerpunkt unserer Betrachtung bilden. Innerhalb dieses engeren Zeitrahmens bildet selbstverständlich das Jahr 1492 einen tiefen Einschnitt mit welthistorischen Folgen für Amerika **und** Europa.

Ich habe mich aber ganz bewußt bemüht, die Geschichte Lateinamerikas bis 1492 im Folgenden nicht nur als "Vorgeschichte" der Conquista zu sehen, wie dies erstaunlicherweise auch heute noch häufig geschieht: so wird z.B. im dtv-Atlas zur Weltgeschichte – wohlgemerkt: **Weltgeschichte** – auf S. 222f. ein Abschnitt über Lateinamerika von 15 000 v. Chr. bis zur Conquista eingeschoben, die dann ihrerseits auf S. 224f. vor sich geht. Beides steht bezeichnenderweise unter dem Oberbegriff "Zeitenwende", womit die **europäische** Zeitenwende vom Mittelalter zur Neuzeit gemeint ist. Auch in Westermanns Großem Atlas zur Weltgeschichte erscheint Lateinamerika erstmals auf S. 100f., gemeinsam mit einer Karte "Europa und der Seeweg nach Indien". Das gleiche gilt für den Großen Historischen Weltatlas des Bayerischen Schulbuchverlages, München 2. Auflage 1979, Bd. 2 S. 63 und für den Atlas historique Larousse, Paris 1988, S. 228f., die übrigens beide gut gezeichnete Karten haben; ebenso für den althrwürdigen Putzger, Historischer Weltatlas, Berlin 103. Auflage 2001, S. 62f. Vom Umfang her besser sieht es bei Knaurs Neuem Historischem Weltatlas, München 5. Auflage 1995, S. 46, 148, 154 – 160 aus, jedoch sind diese Karten oft so starkfarbig, daß Details kaum zu erkennen sind.

Wie die meisten Atlanten hält es auch der Lateinamerika-Ploetz: er widmet der vorkolumbischen Zeit gerade einmal 12% des Gesamtumfangs; der Ploetz ist allerdings insofern etwas entschuldigt, als für die Zeit vor der Conquista präzise Jahresdaten nur in begrenztem Umfang zur Verfügung stehen. Neben dem speziellen Lateinamerika Ploetz gibt es auch noch den Großen Ploetz, der die gesamte Weltgeschichte darstellt und Ende 2008 in völlig überarbeiteter Neuauflage erschien; nach meinem Eindruck bildet diese Neuauflage gegenüber der vorigen Fassung keinen Fortschritt, sondern eine Verschlechterung. So bringt es der zuständige Teilautor fertig, über die Maya zu sprechen, ohne auch nur einmal das Wort "Kalender" in den Mund zu nehmen. Dann gibt es noch, ebenfalls 2008 erschienen, die "Kleine Geschichte Lateinamerikas" von Hans Joachim König, der die vorkolumbische Zeit auf wenigen Seiten als lästige Pflichtübung und nicht fehlerfrei behandelt.

Ein solches eurozentrisches Geschichtsbild muß aber als veraltet bezeichnet werden. Zum einen selbstverständlich aus Gründen der Gerechtigkeit und des wissenschaftlichen Niveaus, zum andern aber auch aus Gründen der ökonomischen und ökologischen Vernunft. Schließlich kommt hinzu, daß die lateinamerikanischen Staaten – bzw. Gruppen innerhalb dieser Staaten – sich selbst zunehmend auf ihr vorkolumbisches Erbe berufen, das somit auch für die ganz aktuelle Politik wichtig wird. Als Beispiele könnte man etwa das Gebäude der Universität in Mexico nennen:

Wir kommen auf diese Frage am Ende der Vorlesung noch einmal zurück.

Damit stellt sich ein zweites Problem der Terminologie, neben der Frage nach der Bezeichnung des Gesamttraumes: wie soll man den Vorgang von 1492 nennen? Es ist im Spanischen offenbar üblich geworden, von einem **encuentro** zu sprechen, vom *encuentro* der amerikanischen und europäischen Kulturen. Das Wort *encuentro* bedeutet Zusammentreffen oder Zusammenstoß; der Ausdruck wird in den Spanisch-Lexika auch als Begriff aus der Militärsprache definiert, wie übrigens auch das deutsche Wort "Treffen", das soviel wie Gefecht bedeutet. Die verharmlosende Übersetzung "Begegnung" gemäß sentimental "multikulturellen" Vorstellungen ist also unangebracht, da sie den gar nicht so harmlosen Charakter dieser Begegnung verschleiern. Für die Zeit **vor** dem *encuentro* gibt es im Deutschen auch den Ausdruck "Altamerika" (entsprechend das Fach "Altamerikanistik"), was aber in den anderen Sprachen kein richtiges Gegenstück hat. Und da wir gerade bei der Terminologie sind: es scheint üblich, von "vorkolumbisch" zu sprechen, und nicht etwa von "vorkolumbianisch". Das Adjektiv "kolumbianisch" reserviert man zweckmäßig für den heutigen Staat Kolumbien.

Wir werden uns im Verlauf der Vorlesung zunächst einen Überblick über die geographisch-kulturelle und religiöse Situation Lateinamerikas und über die Quellen verschaffen, die uns zur Verfügung stehen. Beides weicht von dem, was für die europäische Geschichte des Mittelalters vorzuführen wäre, erheblich ab und hat Folgen für die Erforschung und für die Darstellung des Gegenstandes.

Danach können wir einigermaßen chronologisch vorgehen und uns, nach einem Blick auf die Kultur der **Olmeken** und die Rolle von **Teotihuacán**, mit den beiden Hochkulturen in Mittelamerika, den **Maya** und den **Azteken**, befassen. Dies geschieht schwerpunktmäßig, gemäß der begrenzten Zeit, die uns im Rahmen dieser Vorlesung zur Verfügung steht. Es folgt die Geschichte der dritten wichtigen Hochkultur, die sich nun in den Anden entwickelt hat, derjenigen der **Inka**, wobei wir auch wenigstens einen Blick auf die Situation der Zeit vor den Inka werfen können und müssen, die in letzter Zeit zu recht stärker ins Blickfeld gerückt ist. Ich bin mir bewußt, daß ich dabei eine ganze Serie anderer, ebenso interessanter Kulturen übergehen oder nur kurz streifen kann, aber es gibt keine Alternative dazu: die Geschichte eines ganzen Kontinents läßt sich in einem Semester nicht ausführlich leisten; eine Überblicksdarstellung mit Schwerpunktbildung ist die einzige Möglichkeit.

Anschließend müssen wir einen Sprung nach Europa machen und uns fragen, wieso man in Spanien überhaupt auf die Idee gekommen ist, westwärts zu segeln, um im Osten anzukommen, welche Mentalität dahinter steht, welche wirtschaftlichen, religiösen, politischen Motive usw. Wir werden das aber nicht allzu lange ausdehnen, und wir werden auch über die Person und Vorgeschichte des **Kolumbus** nur knapp sprechen. Mit seinen Reisen müssen wir uns dann schon etwas näher befassen.

Im weiteren Verlauf wird dann **Cortés** Mexiko erobern und **Pizarro** das Reich der Inka. Wir wollen aber auch hier keine bloße Heldengeschichte schreiben, sondern immer auch die Position der Betroffenen einnehmen. Deshalb lassen wir die bereits zeitgenössische Kritik am Verhalten der Conquistadoren zu Wort kommen – die interessanteste Gestalt ist hier Bartolomé de las Casas –, die ihrerseits allerdings schwierige Probleme der Quellenkritik stellt. Zugleich betrachten wir auch die Maßnahmen, die von Spanien aus getroffen wurden, um die Verhältnisse in den neuen Ländern zu ordnen.

Sodann wenden wir uns einigen Nebenschauplätzen der Conquista zu, vor allem der portugiesischen Inbesitznahme **Brasiliens** zu; das kann relativ schnell geschehen – nicht, weil Brasilien in Lateinamerika unwichtig wäre, sondern weil in dem Zeitraum, den wir betrachten, das Interesse des Mutterlandes an seiner Kolonie erst sehr schwach ausgeprägt war. Den Abschluß der Vorlesung bildet ein Schnelldurchgang durch die lateinamerikanische Geschichte bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts und ein kurzer Ausblick bis über die jüngste Jahrtausendwende.

M. D. u. H., eine solche Vorlesung anzukündigen ist ein kaum geringeres Wagnis als die erste Fahrt des Kolumbus nach Amerika. Auch er hatte eine konkrete Vorstellung von dem, was er erwartete, ohne indessen **genau** zu wissen, worauf er sich einließ. Die Ausarbeitung einer Vorlesung ist immer sehr zeitaufwendig und steht zugleich unter Zeitdruck; es ist dieselbe Situation, die Sie vom Ausarbeiten Ihrer Referate kennen, nur daß Sie sich im schlimmsten aller Fälle vom Seminar abmelden können, was mir nicht möglich ist. Ich war deshalb, als ich die Vorlesung im Sommersemester 1997 das erste Mal hielt, sehr vorsichtig und habe sie zunächst auf eine Semesterwochenstunde begrenzt. Dann kamen folgende Sätze – ich darf mich in typischer Professoreneitelkeit selbst zitieren –: "Es liegt an meinem *encuentro* mit Ihnen als meinen Zuhörern, ob es bei diesem einen Versuch [...] bleibt oder ob ich die Vorlesung für ein späteres Semester auf die doppelte Länge [...] ausbaue. Auf der anderen Seite sind Sie – anders als die Indianer – selbst daran schuld, daß Sie diese Erfahrung mit mir machen, denn es haben zu viele von Ihnen sich für die mündliche Prüfung ein Thema aus Lateinamerika gewünscht oder mich mit wunderschönen Exkursionsprotokollen über Yucatán und dergleichen versorgt."

Im Wintersemester 2000/1 folgten in der (nunmehr tatsächlich zweistündigen) Vorlesung folgende Sätze: „Aus dem Umstand, daß wir heute hier sind, können Sie schließen, daß jenes *encuentro* erfreulich war. Ich hoffe nur, daß es mir nicht so ergeht wie Columbus, dessen erste Reise kurz und erfolgreich, die zweite aber lang und unbefriedigend war. Im übrigen ist es nach wie vor durchaus möglich, daß mein Text Fehler oder einseitige Wertungen enthält; man soll ja auch einer Vorlesung nie unbesehen glauben. Für Hinweise auf solche Fehler bin ich dankbar; ich vertraue dabei darauf, daß Sie diese Hinweise mit der gebotenen Diskretion vorbringen.“ Solche Hinweise habe ich tatsächlich erhalten; sie sind in die folgenden Fassungen im Wintersemester 2002/3, im Wintersemester 2005/6, im Sommerse-

mester 2009 und auch in die Überarbeitung für das jetzige Semester eingegangen.

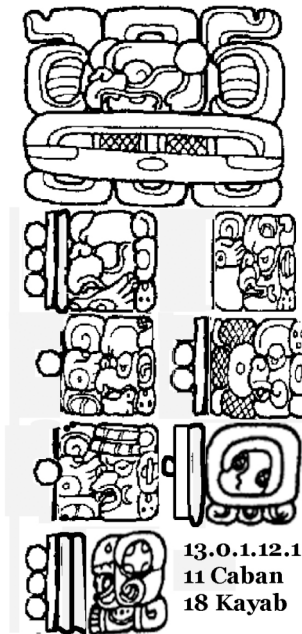
Ich bilde mir aber auch jetzt nicht ein, einen Überblick über die Sekundärliteratur zu besitzen, die im übrigen – auch aus politischen Gründen – sehr im Fluß zu sein scheint. Den umfangreichsten Zugang in deutscher Sprache bildet das 1994 erschienene Werk von Walther L. Bernecker u.a., Handbuch der Geschichte Lateinamerikas, Band I: Mittel-, Südamerika und die Karibik bis 1760, Stuttgart 1994; es enthält auch eine ausführliche Bibliographie, die auf S. 823–1008 mehr als 4000 Titel aufführt. Außerdem gibt es den Sammelband von Ulrich Köhler, Altamerikanistik. Eine Einführung in die Hochkulturen Mittel- und Südamerikas, Berlin 1990 – ein merkwürdig nervöses Buch, bei dem es dem Herausgeber nicht gelungen ist, für eine gleichmäßige Darstellung in den qualitativ sehr unterschiedlichen Beiträgen zu sorgen. Schon erwähnt habe ich den Lateinamerika-Ploetz, der als erste Information durchaus seine Dienste tut.

Für Mesoamerika empfehlenswert scheint mir Hanns J. Prem/Ursula Dyckerhoff, Das alte Mexiko. Geschichte und Kultur der Völker Mesoamerikas, München 1986, mit zahlreichen farbigen Abbildungen, aus denen ich auch die Vorlagen einiger Folien entnommen habe. Für die Olmeken gibt es Jacques Soustelle, Die Olmeken. Ursprünge der mexikanischen Hochkulturen, Zürich 1980; ein schönes Buch ebenfalls mit guten Abbildungen, dessen Autor aber etwas zu sehr in den Gegenstand seiner Darstellung verliebt ist. Fast etwas zu knapp geraten, aber sehr übersichtlich ist ein weiteres Buch von Prem, Die Azteken. Geschichte – Kultur – Religion, München 1996.

Für die Maya habe ich verwendet Linda Schele/ David Freidel, Die unbekannte Welt der Maya. Das Geheimnis ihrer Kultur entschlüsselt, München 1991, ursprünglich in englischer Sprache in New York erschienen und gelegentlich auch etwas amerikanisch in der Konzeption, aber sehr lesenswert. Knapp im Umfang, aber zu sehr aus der Sicht der Archäologie geschrieben ist Berthold Riese, Die Maya. Geschichte – Kultur – Religion (München ²1997). In derselben Reihe wie das eben genannte Buch und die gute Arbeit von Prem über die Azteken erschien Catherine Julien, Die Inka. Geschichte – Kultur – Religion, München 1998. Dieses Buch kann ich nicht unbedingt empfehlen; es leidet unter dem Bemühen, partout alles anders machen zu wollen als die bisherige Literatur. Dagegen sollten Sie die Lektüre von Hanns J. Prem, Geschichte Altamerikas, Oldenbourg Grundriß der Geschichte 23, München 1989, noch ein paar Wochen aufschieben. Ferner sind die entsprechenden Bände aus der Fischer-Weltgeschichte ungeeignet.

Über die Zuverlässigkeit oder Nachlässigkeit der einschlägigen Wikipedia-Artikel muß ich mich nicht näher auslassen; die grundsätzliche Problematik dieses Unternehmens ist Ihnen bekannt. Zum Einstieg eignet es sich allemal, als alleinige Quelle darf es aber niemals dienen. Übrigens empfiehlt es sich immer, die Fassungen in den verschiedenen Sprachen zu vergleichen. Größte Vorsicht ist bei der Google-Bildersuche zu üben, die infolge des grundsätzlich fehlerhaften Algorithmus, den sie verwendet, oft groteske Fehlinformationen bietet.

An dieser Stelle schließlich noch einige technische Hinweise: nach dem Maya-Kalender trägt der heutige Tag das Datum *13 baktun 0 katun 1 tun 12 uinal 1 kin*, *11 Caban*, *18 Cayab*, oder geschrieben:



Im christlichen Kalender entspricht dem der Vollmondtag Mittwoch, der 8. Tag des Monats Oktober, oder *octavo idus Octobris, feria quarta luna quartadecima* am Tag vor dem Tag des hl. Dionysius, im 2014. Jahr in der 8. Indiktion. Ich empfehle Ihnen nachdrücklich regelmäßige Anwesenheit, vor allem, wenn Sie sich mit Hilfe dieser Vorlesung den akademischen Initiationsriten unterziehen wollen; dabei fließt zwar kein Blut, wie das in Mittelamerika selbstverständlich wäre, aber es werden Ihnen doch scharfe Fragen gestellt.

Noch eine Bemerkung zu den Sprachen: grundsätzlich muß der Historiker mit **den** Sprachen umgehen können, die für das jeweilige Thema von Bedeutung sind – und zwar unabhängig davon, was in Prüfungsordnungen und dergleichen formaljuristisch vorgeschrieben ist. Für eine nachhaltige wissenschaftliche Beschäftigung mit lateinamerikanischer Geschichte ist also die Kenntnis des Spanischen bzw. Portugiesischen und des Lateinischen erforderlich. Für diese einführende Vorlesung gilt das selbstverständlich noch nicht. Ich selbst bin in der Lage, spanische und (mit mehr Mühe) portugiesische Texte zu lesen; selbständig formulieren kann ich in diesen Sprachen aber nicht. Ich entschuldige mich daher ein für alle Mal für eventuelle Aussprachefehler oder sonstige Mißhandlungen dieser Sprachen, bin aber für diskrete Fehlermeldungen auch hier dankbar.

I. TEIL: ÜBERGREIFENDE THEMEN

1. KAPITEL:

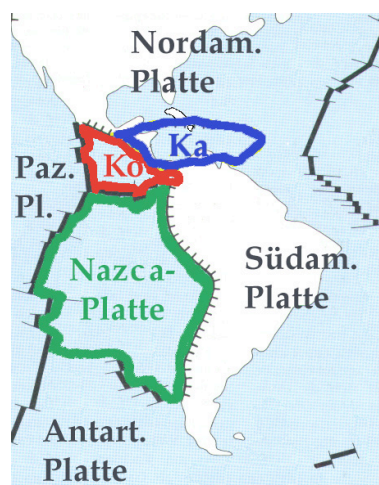
GEOGRAPHISCHE VORAUSSETZUNGEN

WIE SCHON ANGEKÜNDIGT, wollen wir uns zunächst mit den Voraussetzungen der lateinamerikanischen Geschichte vertraut machen. Beginnen wir dabei mit der geographischen Situation. Der Doppelkontinent Amerika ist geprägt durch den Gebirgszug, der von der Nordwestecke Nordamerikas bis zur Südspitze Chiles fast in einem Zug durchläuft, wobei der Name in Nord- und Mittelamerika Kordilleren lautet, in Südamerika Anden. Beiläufig bemerkt: der Name Anden ist abgeleitet von spanisch *los andenes*; das sind die für die Landwirtschaft am Berghang angelegten Terrassen. Eine Art Nebenlinie dieses Gebirgszugs führt von Trinidad in einem Bogen auf die Halbinsel Yucatán zu; nur liegt dort der Untergrund gewissermaßen tiefer, so daß keine Berge entstehen, sondern eine Inselkette, die von Trinidad über die Kleinen Antillen, Puerto Rico, Hispaniola und Cuba die Karibische See einschließt:



Indes führt diese Beobachtung erdgeschichtlich in die Irre und gilt nur für den heutigen Zustand. Nordamerika und Südamerika sind eigentlich zwei selbständige Kontinente, die erst vor 3 Millionen Jahren infolge der Kontinentaldrift zusammengestoßen sind. Zuvor gab es dort einen offenen Meeresdurchgang, durch den Kolumbus, wenn er nicht diese 3 Millionen Jahre zu spät gekommen wäre, problemlos seine Reise bis nach Asien hätte durchführen können.

Der Verschluß dieses Durchganges hatte zwei weitreichende Folgen. Zum einen werden die warmen Meeresströmungen, die von Osten her dort ankommen und früher ungehindert nach Westen weiterflossen, jetzt nach Norden abgelenkt und prägen als Golfstrom nachhaltig das Klima Europas, das sonst weitaus ungemütlicher wäre. Zum andern führt die Kollision Nord- und Südamerikas an dieser Stelle zu einer besonders komplizierten und instabilen Situation der Plattentektonik:



Von der Pazifischen Platte, die für die Gebirgsbildung in Nordamerika verantwortlich ist, hat sich vor der Küste Südamerikas

die sog. Nazca-Platte abgespalten, die sich sehr schnell, d.h. mit 10 cm pro Jahr, nach Osten bewegt und mit der nach Westen driftenden südamerikanischen Platte zusammenstößt; die jüngsten Erdbeben genau an dieser Stelle sind noch in frischer Erinnerung. Noch komplizierter ist die Lage direkt in Mittelamerika: dort haben sich zwei kleine Platten gebildet, die sog. Cocos-Platte und die Karibische Platte, die sich in unterschiedlicher Richtung bewegen und sowohl mit einander als auch mit der Nord- und der Südamerikanischen Platte kollidieren.

Mittel- und Südamerika bilden also eine geographisch sehr instabile Zone, was sich auch durch dramatische Höhenunterschiede ausdrückt: die Berge erheben sich bis fast 7000 Meter über den Meeresspiegel (der höchste Berg, der Aconcagua in Argentinien, unmittelbar an der chilenischen Grenze, mißt 6960 m), während der davorliegende Meeresboden bis fast 8000 Meter in die Tiefe absinkt (tiefste Stelle vor Antofagasta 7819 m) – zusammen also ein Niveauunterschied von fast 15000 m. Aus demselben geologischen Grunde findet sich dort eine Vielzahl aktiver Vulkane; einige Vulkanausbrüche hatten sogar nachweisbare historische Folgen.

Gebirgsbildung und Vulkanismus gehen naturgesetzlich mit der Anreicherung von Bodenschätzen einher. Auch sie finden wir in den Anden, und zwar gar nicht so sehr das Gold, an das man immer zuerst denkt, sondern eher das Silber und technisch interessante Metalle wie Kupfer, Zinn, Mangan usw. Hier die Verhältnisse in Südamerika:



Was in Amerika aber – vor allem im Vergleich zu Europa – weitgehend fehlt, sind **quer** verlaufende Gebirge nach Art der unserer Alpen. Das hat zur Folge, daß sowohl Hitze als auch Kälte einen ungehinderten Nord-Süd-Zugang haben und für ein jahreszeitlich instabiles Klima sorgen, das weitaus stärker und schneller schwanken kann als bei uns. Aus demselben Grunde wird die aktuelle Situation an einem Ort auch mehr durch seine Höhenlage – und auch die Tageszeit – bestimmt als durch die Jahreszeit.

Unberechenbar und bedrohlich sind auch die Auswirkungen, die das Meer auf die bewohnten Gebiete hat. Mit den Meeresströmungen werden wir uns befassen, wenn wir die Möglichkeiten einer Fahrt von Europa nach Amerika erörtern. Die ständig auftretenden tropischen Wirbelstürme waren damals aber kaum weniger verheerend, zumal es ja so gut wie keine Möglichkeiten der Vorwarnung gab.

Über eine solche Naturkatastrophe im Land der Maya berichtet beispielsweise *Diego de Landa* in seinem "Bericht aus Yucatán" (auf den Autor komme ich im 6. Kapitel noch zurück): "Nach dieser glücklichen Zeit kam an einem Winterabend gegen sechs Uhr ein Wind auf und wuchs langsam an, bis er zu einem Orkan wurde, der in alle Richtungen blies; und dieser Sturm riß alle großen Bäume um, wodurch vielerlei Wild in großer Zahl starb. Und er ließ alle hohen Häuser einstürzen, die, da sie aus Stroh sind und wegen der Kälte im Inneren von einem Feuer erwärmt wurden, in Brand gerieten, so daß

ein großer Teil der Menschen in den Flammen starb; und wenn einige dem Feuer entkamen, wurden sie von dem herabstürzenden Holz zerschmettert. Dieser Orkan dauerte bis zur zwölften Stunde."

Zu diesen kurzfristigen Katastrophen kam auch damals schon jenes Wetterphänomen hinzu, das als *El Niño* bekannt ist und zeitweise die Klimaverhältnisse umkehrt. (*El Niño* ist das Christkind in der Krippe; die Benennung kommt daher, weil sich dieses Wetterphänomen oft um Weihnachten herum einstellt.)

Insgesamt liegt also eine unsichere und bei einer primitiven Landwirtschaft überaus gefährliche Situation vor, in der die überirdischen Mächte, von deren Wohlwollen und Kraft der Ertrag der Felder usw. abhängt – in der diese überirdischen Mächte eher bedrohlich erscheinen als gütig. Das muß Auswirkungen auf die religiösen Vorstellungen haben; wir kommen gleich noch darauf zurück.

Bleiben wir im Augenblick aber noch bei der geographischen Situation. Mittel- und Südamerika gliedern sich heute politisch in mehr als 30 Staaten:



Diese Grenzziehung ist zwar im Grunde während der Conquista entstanden, hat sich aber im Laufe der Neuzeit weitaus stärker verändert, als man gemeinhin glaubt (einige Grenzlinien sind sogar heute noch strittig). Ich will das an dieser Stelle nicht näher ausführen; es sei jetzt nur darauf hingewiesen, daß Kolumbien, Venezuela, Panamá und Ecuador bis 1830 den Staat "Groß-Kolumbien" bildeten, wobei bekanntlich Panamá erst 1903 auf nordamerikanischen Druck aus Kolumbien herausgelöst wurde; daß es bis 1841 eine "Zentral-amerikanische Föderation" gab, die aus Guatemala, El Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica bestand; und daß Hispaniola 1844 in Haiti und die Dominikanische Republik geteilt wurde. Die heutigen Grenzen zwischen Argentinien und Chile wurden erst 1902, zwischen Perú und Chile 1929, zwischen Paraguay und Bolivien 1935 und zwischen Perú und Ecuador 1942 festgelegt. Falls die Zeit

es erlaubt, komme ich auf diese Entwicklung am Ende der Vorlesung noch einmal zurück.

Für die vorkolumbische Zeit wird das Gebiet in zehn Zonen unterteilt, die Sie der folgenden Karte entnehmen können:



Man unterscheidet also

1. die **Karibik**, das sind die karibischen Inseln zuzüglich der nördlichen Küstenregion des Festlandes,
2. **Mesoamerika**, das ist im Wesentlichen das heutige Mexiko, wobei die Nordgrenze eine Vegetationslinie zur Wüste hin darstellt, die sich im Laufe der Zeit verschob,
3. das **Zwischengebiet**,
4. die **Zentralanden**, das ist das Kerngebiet der Inka,
5. das **Amazonasgebiet**,
6. **Ostbrasilien**,
7. die **Südanden**,
8. den **Gran Chaco**,
9. die **Pampa** und
10. **Feuerland**, also die Südspitze Amerikas.

Dabei liegen die Hochkulturen, wie schon angedeutet, in Mesoamerika und den Zentralanden, während die Karibik und das Zwischengebiet eher eine mittlere bis niedere Kulturhöhe aufwiesen, mit zum Teil befremdlichen religiösen Praktiken. Hinter dem Ausdruck "Karibik" steckt übrigens ein mißverständenes Wort einer Indianersprache; dabei wurden dann aus den "Karibalen" die "Kannibalen", die das betrieben, was man vornehm als "Anthropophagie", weniger vornehm als Menschenfresserei bezeichnet. Dies ist wichtig, weil die Europäer ihren ersten Eindruck von Amerika in der Karibik empfangen.

Irgendeine Form eines gemeinsamen Bewußtseins oder eines Zusammengehörigkeitsgefühls zwischen den Bewohnern der unterschiedlichen Zonen gab es nicht. Das ist ein Unterschied zu Europa, wo der übergreifende christliche oder islamische Glaube eine größere Perspektive eröffnete. Dennoch gibt es eine Reihe von gleichen Zuständen, die sich, mit nur untergeordneter lokaler Differenzierung, in ganz Lateinamerika und auch Nordamerika beobachten lassen,

und zwar vor allem im Bereich der Gesellschaftsordnung und der religiösen Vorstellungen.

2. KAPITEL: EINWANDERUNG NACH AMERIKA

DIE AM SCHLUSS des vorigen Kapitels erwähnten gleichartigen Gesellschaftsformen und religiösen Vorstellungen legen die Vermutung nahe, daß die Bewohner des Doppelkontinents eine gemeinsame Abstammung haben. Wir greifen also in der Zeit ein paar Tausend Jahre zurück und fragen: wie kamen die Menschen überhaupt nach Amerika? Es steht heute außer Zweifel, daß, wie man so schön sagt, die "Wiege der Menschheit" in Afrika stand; von dort aus kamen die Menschen über den Nahen Osten sowohl nach Europa als auch nach Asien.

Wie kamen sie aber von dort nach Amerika? Die Frage bewegte bereits die spanischen Gelehrten des 16. Jahrhunderts, und man erörterte bereits damals die beiden Aspekte der Frage, über die heute noch diskutiert wird, nämlich:

- auf welchem Weg erfolgte die Einwanderung, und
- woher stammen die Einwanderer?

In moderner Zeit kam noch eine weitere Frage hinzu:

- war es ein einmaliges Ereignis, oder gab es mehrere Einwanderungswellen?

Der Weg führt entweder über das Meer oder über Land. Eine organisierte Schifffahrt über den Atlantik oder den Pazifik in vorgeschichtlicher Zeit ist schwer vorstellbar, denn es müßten ja schon einige hundert Menschen transportiert worden sein, damit die Population in der Neuen Welt überlebensfähig wäre; ein einzelnes Schiff, das zufällig nach Amerika verschlagen wird, reicht dazu nicht aus. Das beweist z.B. das Schicksal der Wikinger-Siedlung in Kanada, die ja ganz schnell wieder zusammengebrochen ist.

Trotzdem sind nahezu alle seefahrenden Völker als Ahnherrn der Amerikaner in Anspruch genommen worden. Der Norweger Thor Heyerdahl hat mit einem Boot, das er mit vorgeschichtlicher Technologie baute, eine Fahrt über den Pazifik (also in west-östlicher Richtung) unternommen; hier sehen sie es:



Aber wie ich schon in der Einleitung gesagt habe, ist der Beweis, daß eine solche Fahrt **möglich** ist, noch lange kein Beweis dafür, daß sie Fahrt auch **tatsächlich stattgefunden** hat. Das ist ein grundsätzlicher Gedankenfehler, dem selbsternannte Geschichtsexperten, sphingische Fernsehsendungen² und auch die Astronomen, die nach Leben auf dem Mars suchen, allzu gerne unterliegen.

Die Fahrt über den Atlantik (also in ostwestlicher Richtung) wird ebenfalls allen nur möglichen Völkern zugeschrieben, so den

² Die Fernsehsendung "Sphinx", auf die hier angespielt ist, wurde inzwischen eingestellt. Aber sie Nachfolger unter anderem Namen gefunden.

Phöniziern, Kelten und Ägyptern. Diese Theorien sind zum Teil auch Nachklang mittelalterlicher Legenden, so derjenigen über die Fahrten des irischen Abtes St. Brendan um 500 n. Chr. oder des walisischen Prinzen Madoc um 1170 n. Chr. Hier gilt wiederum: der Nachweis, daß Papyrusboote seetüchtig sind, ist kein Beweis, daß mit ihnen von Ägypten aus der Atlantik überquert wurde. Wir kommen im übrigen auf eine ganze Reihe solcher Theorien im 17. Kapitel über das angebliche *predescubrimiento*, die "Entdeckung vor Kolumbus", noch ausführlich zurück.

Theorien, die ernstgenommen werden wollen, müssen nicht nur die Möglichkeit einer Fahrt beweisen, sondern auch Belege für die Ankunft bieten, etwa, indem in Amerika Ausgrabungen gemacht werden, deren Funde auf eine Herkunft aus der Alten Welt beweisen. Daß die Pyramiden der Maya und Azteken dafür nicht geeignet sind, weil gerade die ältesten Beispiele deutlich von den Formen in Europa und Asien abweichen, werde ich noch zeigen.

Eine Theorie sieht eine Verbindung mit der sog. Solutréen-Kultur in Nordspanien und Frankreich, deren Blütezeit in die Jahre 19000–15000 v. Chr. fällt. Die Träger dieser Kultur verwendeten Pfeilspitzen, die solchen, die in Mesoamerika ausgegraben wurden, ähnlich sehen. Allerdings liegt zwischen dem Zusammenbruch der Solutréen-Kultur und dem ältesten derartigen Funden in Amerika ein Zeitloch von 5000 Jahren, so daß ein Zusammenhang nur schwer denkbar scheint. Brasilianische Ausgrabungen von 1994/5 haben Schädelformen eines negroiden Typus' zutage gefördert, was zur Theorie einer Einwanderung aus Afrika geführt hat, zumal die olmekischen Großplastiken, auf die ich im 7. Kapitel zu sprechen komme, ähnliche Züge aufweisen. Allerdings sind in denselben Ausgrabungen noch viele andere Schädelformen zutage getreten, so daß es methodisch nicht zulässig ist, **eine** dieser Formen zur Basis einer Theorie zu machen.

Für eine Einwanderung über den Ozean gibt es also nicht den geringsten Anhaltspunkt. Wie steht es mit einer Einwanderung zu Lande? Hier käme der sagenhafte Kontinent Atlantis in Frage, der zwischen Europa und Amerika lag, aber in vorgeschichtlicher Zeit im Meer versank; hier sehen Sie ihn noch auf der Karte eines sog. Universalgelehrten des 16. Jahrhunderts:



Die Chinesen kennen übrigens einen ähnlichen Kontinent zwischen Asien und Amerika. Leider gehört Atlantis nicht der Geographie, sondern der Philosophie an – es ist eine Erfindung Platons – und hat in der Realität als Zwischenkontinent niemals existiert, so daß wir uns nach einer anderen Landverbindung umsehen müssen. Eine solche Landverbindung gibt es heute nicht mehr, aber es gab sie zwischen Sibirien und Alaska im Bereich der heutigen Beringstraße während der Eiszeit, als durch die Bindung des Meerwassers in den Gletschern der Meeresspiegel bis zu 200 m tiefer lag als heute:



In Frage kommt nur die letzte, die Würm-Eiszeit, die in Amerika Wisconsin-Eiszeit heißt; dabei bedeutet "Eiszeit" keine Periode ganz gleichmäßiger Kälte, sondern es gab durchaus Temperaturschwankungen auf tiefem Niveau. Diese Wisconsin-Eiszeit dauerte von 33000–8000 v. Chr.

Hier kommt jetzt die erwähnte Gebirgsstruktur Amerikas ins Spiel: da die Gebirge in Nord-Süd-Richtung verlaufen und die Vereisung von den Gebirgen ausgeht, blieb zwischen den westlichen und östlichen Gletschern eine eisfreie Zone, sobald die Temperatur insgesamt etwas anstieg bzw. bevor das Kältemaximum eintrat. In einer solchen Phase konnte die erste Einwanderung erfolgen. Dann sanken die Temperaturen, und die kanadische Eisbarriere schloß sich. In der Spätphase der Eiszeit erfolgte dann eine weitere Einwanderung, ehe der steigende Meeresspiegel der beginnenden Warmzeit die Verbindung zur Alten Welt endgültig unterbrach. Außer einer Route im Landesinnern kann der Einwanderungsweg auch der Küste gefolgt sein; der archäologische Nachweis ist allerdings schwierig, denn die möglichen Fundstätten liegen eben heute unter Wasser. Zeitlich gesehen war eine Einwanderung also möglich um 30000 v. Chr. und zwischen 12000 und 10000 v. Chr.

Die Einwanderung war natürlich kein vorsätzlicher Akt, sondern die Menschen folgten ihrer Hauptnahrungsquelle, dem Großwild. Die Tatsache der Wanderung in Nord-Süd-Richtung konnte freilich der astronomischen Beobachtung nicht verborgen bleiben; daß die frühen Bewohner Amerikas gute Astronomen waren, dürfte allgemein bekannt sein. Diese Wanderung erreichte zwar sehr schnell die Enden Südamerikas; die Bewegung einzelner Bevölkerungsgruppen von Nord nach Süd ist aber praktisch bis zum Auftauchen der Europäer nicht zum Stehen gekommen.

Gehen wir kurz auf die Frage ein, ob die Einwanderung, die also zu mehreren Terminen möglich war, auch in mehreren Migrationswellen erfolgte oder ob sie ein einmaliger Vorgang war. Bis vor wenigen Jahrzehnten ging man in Amerika von einer einmaligen Besiedelung aus. Dabei spielten die Ausgrabungen eine Rolle, die 1933 in Clovis, New Mexico, durchgeführt wurden. Die dort zum Vorschein gekommenen steinernen Pfeilspitzen, die auf ca. 9500 v. Chr. datiert werden, galten seitdem als die ältesten Artefakte der Neuen Welt. Das führte – durchaus verhängnisvoll – dazu, daß andere Grabungen eingestellt wurden, sobald man diese Schicht erreichte, weil die Archäologen (oder vielleicht eher die Geldgeber der Archäologen) darunter ohnehin nichts mehr zu finden glaubten. Tatsächlich hat man in jüngster Zeit an zahlreichen anderen Orten, z.B. in Monte Verde in Chile, Funde gemacht, die deutlich älter sind.

Die Theorie einer einmaligen Einwanderung hatte aber auch politische Folgen: wenn es nur eine Einwanderung gab, dann stammen alle Skelette, die in den USA ausgegraben werden, von Vorfahren der heutigen Indianer, denen sie gemäß dem *Native American Graves Protection and Repatriation Act* von 1990 zur Wiederbestattung gemäß deren Riten zu übergeben sind. Das bedeutet aber, daß sie der Forschung entzogen werden; das Problem stellte sich z.B. bei

dem 1996 im Staat Washington entdeckten Kennewick Man (7000 v. Chr.), bei dem sich der Streit bis heute unentschieden ist. Nun ist der Umgang der Forscher mit vorgeschichtlichen Toten durchaus ein eigenes Kapitel – die Art und Weise, wie z.B. Ötzi behandelt wird, empfinde ich als skandalös –, und man darf schon die Frage stellen, mit welchem Stichjahr die Menschenrechte einsetzen, zu denen ja auch das Verfügungsrecht über den eigenen Leichnam gehört. Aber es ist doch bedenklich, wie hier der amerikanische Staat sich die Entscheidung einer wissenschaftlichen Streitfrage angemaßt hat. Jüngst ist eine DNA-Analyse der Gebeine des Kennewick Mans vorgenommen, die ergeben hat, daß seine Gene am nächsten mit denen der heutigen Indianer in Amerika übereinstimmen. Aber das beweist nichts hinsichtlich einer einmaligen oder mehrfachen Einwanderungswelle, denn daß diese alle von derselben ostasiatischen Bevölkerungsgruppe ausgingen, ist ja unstrittig, und außerdem ist es zwischen den Nachfahren verschiedener Einwanderergruppen zweifellos zur Vermischung gekommen

Die jüngere Forschung geht überwiegend von **drei** Einwanderungswellen aus, da sie drei Großgruppen der Bevölkerung unterscheiden kann, die sich zu unterschiedlichen Zeitpunkten von der sibirischen Population getrennt haben. Diese Rückschlüsse zieht sie aus den Sprachen, den Zähnen und den Genen der heutigen Nachfahren, wobei bei Zähnen und Genen auch die archäologischen Funde ausgewertet werden können. Diese drei Einwanderungswellen hat man sich aber auch nicht als jeweils einmaliges Ereignis vorzustellen, sondern eher als sich jeweils länger hinziehenden Vorgang.

Die Sprachwissenschaft hat etwa 1000 amerikanische Sprachen ermittelt, von denen 600 noch lebendig sind. Es soll dabei 281 Übereinstimmungen geben, die auf eine gemeinsame Ursprache schließen lassen. Anhand der Abweichungen versucht man, einen Stammbaum aufzustellen und zu ermitteln, wann sich die Sprachen und Sprachfamilien getrennt haben. Dabei ergeben sich drei Großfamilien: das

- Eskimo-Aleutische mit 10 Sprachen, das
- Na-Denische, das in drei Untergruppen zerfällt, mit 38 Sprachen und das
- Amerindische mit über 900 Sprachen.

Den Sprachfamilien entspricht auch eine geographische Verteilung von Nord nach Süd, wobei die ersten beiden Familien in Kanada zu lokalisieren sind und das Amerindische den Rest des Kontinents einnimmt. Ebenso sind die Sprachen um so älter, je weiter südlich sie gesprochen werden. Ich stehe dieser Methode, die sich "Glottochronologie" nennt, durchaus skeptisch gegenüber; vor allem das Aufstellen von Stammbäumen der Sprachen scheint mir methodisch bedenklich – übrigens auch für das Indogermanische –, aber das näher zu erläutern würde jetzt zu weit führen.

Die Untersuchung der Zähne, wobei die Kieferform sowie Form und Stellung der Schneidezähne die wichtigsten Merkmale sind, kommt zu einer gleichen Gruppeneinteilung, allerdings zu unterschiedlichen Zeitanätzen. Die genetischen Untersuchungen sind

bislang eher unergiebig, zeigen jedoch, daß die amerindische Gruppe sich vom Rest der Welt eindeutig unterscheidet.

Hier der Versuch einer optischen Veranschaulichung der Ergebnisse aller drei Methoden:

	<u>Alter der Sprachen</u>	<u>Zähne:</u> Trennung von den gemeinsamen Vorfahren in Asien vor	<u>Genetik</u> (allgemeine DNS und Mitochondrien)
Eskimo-Aleutisch	5600–2900 Jahre	mindestens 11500 Jahren	
Na-Denisch	9000–4700 Jahre (mit 3 Untergruppen)	weniger als 11500 Jahren	
Amerindisch	älter als 11000 Jahre	mindestens 14000 Jahren	Unterschiede zur übrigen Weltbevölkerung

Wir können also festhalten: es gab drei, mindestens aber zwei Einwanderungswellen nach Amerika, die Einwanderung erfolgte über die Beringstraße von Nord nach Süd, und das amerindische "Expeditionskorps" war möglicherweise eine sehr kleine, genetisch eng verwandte Gruppe. Kommen wir jetzt aber zu den materiellen Hinterlassenschaften der frühen Amerikaner.

Die interessantesten Quellen für die Anwesenheit von Menschen in Mittelamerika sind etliche Höhlen im Tehuacán-Tal bei Puebla, etwa 100 km südöstlich von Mexico. Diese Höhlen haben durch einen glücklichen Zufall ein völlig trockenes Mikroklima, so daß die Funde gut erhalten sind und sich in eine ununterbrochene Reihe von ca. 10000 v. Chr. bis zur Ankunft der Spanier stellen lassen. Man muß sich aber immer bewußt bleiben, daß es sich dabei um extreme Raritäten handelt, und vor allem um Punktquellen, die keinen Rückschluß auf die Fläche zulassen. (Wenn Archäologen eines künftigen Jahrtausends einmal die Apollo-Spuren auf dem Mond ausgraben, können sie daraus auch nicht den Schluß ziehen, der Mond sei seit 1970 ununterbrochen von Menschen besiedelt gewesen.)

Um 10000 v. Chr. ist eine technologische Innovation zu beobachten: steinerne Pfeilspitzen, darunter die schon mehrfach erwähnten Exemplare aus Clovis:

Diese Pfeilspitzen weisen ein Design, das sich im Laufe der Zeit charakteristisch wandelt. Den Übergang von der Stein- zur Eisenzeit haben die Völker Mittelamerikas aber nicht geschafft. Erst gegen Ende ist, wohl von Nordamerika herkommend, die Verwendung von Kupfer zu beobachten. (Das Gold kann in diesem werkzeuglichen und waffentechnischen Sinne ja nicht als Metall bezeichnet werden.)

Direkte Spuren menschlicher Anwesenheit, d.h. Skelette, wurden aus der Zeit ab etwa 9000 v. Chr. ausgegraben, aber diese Daten können sich jederzeit ändern. Mit dem Ende der Eiszeit gewinnt die pflanzliche Nahrung den Vorrang vor der tierischen. Ab 6000 v. Chr., nach anderen Autoren ab 4000 v. Chr., werden Pflanzen auch gezielt angebaut, also domestiziert. Der für Mittelamerika typische Mais ist ab 5000 v. Chr. nachweisbar; es ist jedoch unklar, ob es sich schon um eine Kulturpflanze oder noch um die Wildform handelt. Die folgende Abbildung zeigt, wie sich die Größe der Maiskolben seit ihrem ersten Auftreten bis heute entwickelt hat:



Zugleich haben sich auch zahlreiche unterschiedliche Maisarten herausgebildet.



Die gesellschaftlichen und religiösen Vorstellungen sind, wie gesagt, in ganz Amerika ähnlich. Die Gesellschaft ist durch die Familienzusammengehörigkeit strukturiert, d.h. sie wird durch die Abstammung von gemeinsamen Vorfahren zusammengehalten. Die Ahnenreihe kann sich dabei in mythischer Vorzeit verlieren, und mitunter wird der nötigen Verwandtschaftsbeziehung auch durch Manipulation nachgeholfen. Aber das ändert nichts an dem Grundsatz, daß die Abstammung die gesellschaftliche Position bestimmt.

Oder besser gesagt: die Option auf eine solche Position, denn je höher der Rang, um so stärker ist auch die Verpflichtung, nachzuweisen, daß man diesen Rang auch tatsächlich verdient. Es gibt dafür eine etwas altväterliche Formulierung, die von Goethe stammt und sich auch gar nicht auf Amerika bezieht, aber das Prinzip recht gut deutlich macht: "Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!" Von deinen Vätern: auch das ist wichtig, denn die Gesellschaft ist männlich dominiert; die Erbfolge verläuft in der agnatischen Linie, jedoch nicht unbedingt nach dem Prinzip der Erstgeburt. Von dieser Regel gibt es Ausnahmen, etwa in der Art, daß der Sohn der ältesten Schwester der Erbe ist, wie z.B. bei den Azteken. Und der Erbe muß seine Befähigung erweisen – und zwar auf gewaltsame Weise: durch Raubzüge bzw. in staatlichem Umfang durch Krieg gegen die Nachbarn. Wir haben also eine völlig **unfriedliche** Gesellschaft vor uns, der gegenüber die Verhältnisse im mittelalterlichen Europa das reinste Idyll waren. Ziel des Krieges war übrigens nicht die Tötung des Gegners, sondern seine Gefangennahme; wir werden gleich noch hören, warum.

Die Altamerikanisten definieren nun drei Niveaus der gesellschaftlichen Entwicklung:

- den bloßen Familien- oder Dorfverband,
- das Kazikentum und
- staatliche Ordnungen.

Die Grenzen zwischen den ersten beiden Formen sind dabei mehr quantitativer als qualitativer Natur; als Kriterium der Staatlichkeit, also für das Erreichen des dritten Niveaus, gilt eine besondere, vor allem religiös definierte Stellung des Herrschers. Damit sind wir bei den religiösen Vorstellungen angelangt; sie sind Thema des nächsten Kapitels.

3. KAPITEL: RELIGIÖSE VORSTELLUNGEN (SCHAMANISMUS)

DIE RELIGIÖSEN VORSTELLUNGEN in Mittel- und weitgehend auch Südamerika liegen auf der Ebene dessen, was man als **Schamanismus** bezeichnet. Schamanismus gibt es außer in Amerika auch noch im nördlichen Asien, etwa bei den Mongolen; es ist daher denkbar und wahrscheinlich, daß er bereits aus der Alten Welt mitgebracht wurde. Die schamanistischen Vorstellungen bedeuten: neben der sichtbaren Welt, in der die Menschen leben, gibt es höhere und tiefere Welten, die von Geistern und Göttern bewohnt werden. Dabei ist der Übergang zwischen Geistern und Göttern durchaus fließend, und die Geister können auch die Ahnen sein. Im einfachsten Fall, wie etwa bei den Maya, gibt es eine überirdische und eine unterirdische Geisterwelt, die übrigens im Tag-Nacht-Rhythmus ihre Plätze tauschen. Es gibt auch Vorstellungen von mehreren geschichteten Welten, die übereinander sitzen wie eine Schildkröte auf dem Rücken der anderen. Die Welten sind aber nicht streng voneinander getrennt, sondern es ist möglich, zwischen ihnen hin- und herzuwechseln. Freilich kann dies nicht jeder, sondern nur bestimmte Personen sind zu dieser Reise in die Geisterwelt befähigt, eben die Schamanen. Oberster und fähigster Schamane in einem Staate ist aber der Herrscher oder König.

Die verschiedenen Welten sind aber noch in einem anderen Sinne nicht von einander getrennt: sie beeinflussen einander. Die Geister wirken auf die irdische Welt ein, im guten oder häufiger negativen Sinne. Aber auch die Menschen können über die Schamanen auf die jenseitige Welt einwirken. Und sie müssen das sogar tun, denn die Geister und Götter sind keine sich selbst genügenden allmächtigen Wesen, sondern sie brauchen die Hilfe der Menschen, um ihren Aufgaben einer positiven Einwirkung auf die Erde nachkommen zu können. Sie müssen gewissermaßen von den Menschen ernährt werden.

Die beste Nahrung ist aber das Beste, was der Mensch zu bieten hat: sein Blut. Das Blutopfer bildet deshalb die Grundlage der religiösen Riten, und zwar entweder das Opfer des eigenen Blutes, indem sich der Schamane gezielt selbst verstümmelt, oder das Blut der Gefangenen. Die Kriegsgegner werden also gefangengenom-

men, um später als Menschenopfer zu dienen. Die Blut- und Menschenopfer erfolgten dabei aber keineswegs "kurz und schmerzlos", sondern ganz im Gegenteil: da ein Opfer um so wertvoller ist, je schwerer es fällt, wurden bei den entsprechenden Riten ganz bewußt Schmerzen zugefügt, so daß der schließlichen Opferung eines prominenten Gefangenen ein jahrelanges Martyrium vorausgehen konnte.

Wie die Blutopfer durch Selbstverstümmelung durchgeführt wurden, beschreibt Diego de Landa, eine – wie wir noch hören werden – jedoch nicht ganz unverdächtige Quelle: "Sie opferten von ihrem eigenen Blut, indem sie sich manchmal runde Stücke aus den Ohren schnitten, und diese verunstalteten Ohren blieben ihnen als Zeichen zurück. Bei anderen Gelegenheiten durchbohrten sie sich die Wangen und dann wieder die Unterlippen; manchmal machten sie sich Einschnitte in bestimmte Körperteile; manchmal durchlöcher-ten sie sich die Zunge mit schrägen seitlichen Stichen, und unter schlimmsten Schmerzen zogen sie Strohhalme durch die Löcher ... Manchmal vollzogen sie auch ein schmutziges und schmerzhaftes Opfer, bei dem diejenigen, die es ausführten, sich im Tempel zusammenfanden, und nachdem sie sich in einer Linie ausgerichtet hatten, bohrte sich jeder ein schräges seitliches Loch in das männliche Glied; sobald sie dies getan hatten, zogen sie die größtmögliche Menge Schnur durch die Löcher, so daß sie nun alle miteinander verbunden und aneinandergereiht waren. Sie bestrichen auch den Teufel" – gemeint ist: das Götterbild – "mit dem Blut von all diesen Schamgliedern; und ihre Söhne begannen schon im frühesten Alter, sich dem hinzugeben, und es ist entsetzlich, mit welchem Eifer sie daran hingen."

Als wertvollster Teil des Menschen in Zusammenhang mit seinem Blut galt das Herz; bei den Azteken, aber auch bei den späten Maya, war deshalb das Opfer des noch lebenden Herzens die höchste Stufe des Zeremoniells. Im Laufe der Zeit steigerten sich dann gewissermaßen die Ansprüche der Götter – oder man sollte besser sagen: ihr Bedarf –, so daß die Zahl der erforderlichen Opfer immer größer wurde und bei den Azteken kurz vor der Conquista zu Massenopfern geworden war, die den Staat an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit brachten. Diese Steigerung der Opfer hatte ihre innere Logik, denn ihre Wirkung – Abwendung von Katastrophen und Sicherung der Ernten und überhaupt der allgemeinen Wohlfahrt – ließ immer mehr nach; wir kommen auf die Frage noch zurück. Diese Praxis der sich immer weiter steigenden Menschenopfer gilt vor allem für Mesoamerika, aber auch bei den Inka waren Menschenopfer durchaus üblich, wenn auch offenbar nicht so exzessiv.

Das Blutopfer des Königs hatte aber noch eine weitere, wichtige Wirkung: es versetzte ihn in Trance oder Ekstase und ermöglichte ihm so den Zugang zur Welt der Götter und Geister, wo er Visionen empfing und durch sein Opfer auch selbst Wirkungen erzielen konnte. Ob dabei allein der zugefügte Schmerz und der starke Blutverlust diese Wirkung hervorriefen oder ob auch noch Drogen im Spiel waren, sei dahingestellt; das zweite dürfte das Wahrscheinlichere sein. Wir wissen nicht, ob die Ekstase immer gelang; ich würde

eher das Gegenteil vermuten, aber über mißlungene Versuche berichten die Dokumente selbstverständlich nichts, zumal ein erfolgloser Schamane auch keine Chance hatte, Berichte über seine Tätigkeit zu hinterlassen. Ein gelungenes Opfer erhöhte aber die Heiligkeit des Ortes, an dem es stattfand, und damit zugleich die Wahrscheinlichkeit, daß ein künftiger Versuch ebenso erfolgreich sein werde. Auf diese Weise entstanden Zeremonialzentren und regelrechte Wallfahrtsorte, die ihrem Beherrscher auch im weltlichen Bereich Vorteile brachten.

Schamanen gab es, wie schon erwähnt, auch in anderen Erdteilen, und in einigen Gebieten gibt es sie auch heute noch. Die Heilmethode der Schamanen bei Krankheiten, die sich so völlig von der europäischen Medizin unterscheidet, kann deshalb auch bei uns auf Interesse hoffen und liegt als "alternative Therapie" durchaus in einem gewissen Trend. Dies hat einen kommerziellen Kongreßveranstalter veranlaßt, im Oktober 2000 eine Schamanenkonferenz in Garmisch-Partenkirchen zu organisieren unter dem Titel "Wanderer zwischen den Welten. Schamanismus im neuen Jahrtausend"; ich zitiere aus der via Internet verbreiteten Ankündigung:

"Schamanismus und traditionelles Heilen ist von wachsender Bedeutung für die modernen Disziplinen der Medizin und Pharmazie, wie z.B. der Onkologie oder Psychoneuroimmunologie. In Psychosomatik und Psychotherapie beziehen sich moderne Therapeuten auf die Heilweisen traditioneller Heilkundiger. Die Erkrankungen und Behandlungsmethoden unserer Zeit werden – wie die wissenschaftlichen Methoden – immer differenzierter und komplexer; so läßt sich nicht alles mehr durch die mechanistisch geprägte Schulmedizin reparieren. Immer mehr Fachleute schöpfen aus den uralten Pflanzenkenntnissen indigener Völker (Ethnobotanik) oder beziehen sich auf ihre Rituale als Bestandteile ihrer Therapien.

Zu diesem Ereignis haben wir 23 Meister-Schamanen aus aller Welt eingeladen. International bekannte Wissenschaftler, die Jahrzehnte ihres Lebens dem Schamanismus und den eingeladenen Schamanen gewidmet haben, erschließen uns dieses Wissen. Den Meister-Schamanen ist es ein ernsthaftes Anliegen, uns ihre Botschaft zu überbringen, begleitet von den guten Wünschen ihrer Stämme."

Das Programm sah im Halbstundenrhythmus den Auftritt von Schamanen aus folgenden Ländern vor (in dieser Reihenfolge): Nepal, Kolumbien, Mongolei, Mexico, Nordamerika, Türkei, Peru, Korea, Neuseeland, europäische Alpen, Korea, Australien, Peru, Mexico, Westafrika, USA. Zusätzlich wurden an zwei Nachmittagen sog. Workshops angeboten, um "mehr von diesen Kulturen zu erleben".

Dazu scheinen mir doch ein paar kritische Anmerkungen nötig. Der Schamanismus beruht, wie ich es vorhin geschildert habe, auf religiösen Vorstellungen und auf einer Weltsicht, die von der unseren grundsätzlich verschieden sind; es ist daher zu oberflächlich, die Geisterheilung der Schamanen einfach als "alternative" oder "Naturmedizin" gemäß heutigen Modevorstellungen vereinnahmen zu wollen. Die Pflanzenkenntnisse der sog. Naturvölker sind wiederum etwas ganz anderes und beruhen auf ganz anderen Vorstellungen

und Erfahrungen; man darf sie nicht mit dem Schamanismus in einem Atemzug nennen. Schließlich scheint mir der Gedanke, eine schamanistische Geisterreise auf Bestellung gemäß ausgedrucktem Programm pünktlich um 10 h 30 anzutreten, doch etwas eigenartig. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß ein solcher Versuch ja auch mißlingen kann.

Außerdem müßte man noch darüber nachdenken, ob ein Kongreßzentrum in Garmisch-Partenkirchen der geeignete Ort für eine schamanistische Geisterreise ist. Der Ort der Kontaktaufnahme mit den Geistern ist nämlich, und damit kommen wir auf Lateinamerika zurück, nicht gleichgültig; vielmehr gab es bestimmte Orte, an denen der Zugang zu den anderen Welten leichter möglich war als anderswo. Das sind zum einen die Quellen, die beispielsweise in Yucatán oft in tiefen Einbrüchen im Kalksteinboden liegen und so ganz offenkundig die Pforte zur Unterwelt darstellen; der spanische Ausdruck dafür ist cenote. Und zum anderen sind es die Berge, auf denen man der oberen Welt näher ist. Der Gedanke scheint etwas primitiv, aber man darf bei der Berechnung des Abstandes zum Himmel ja nicht unsere heutigen nach Lichtjahren zählenden Maße zugrundelegen. Wo ein Berg nicht vorhanden ist, muß man ihn künstlich errichten: das ist die ganz einfache Erklärung für die zahlreichen Pyramiden in Amerika.



Man hat treffend beobachtet, daß die mittelamerikanischen Pyramiden in ihrer besonders steilen Form nicht nur einen Berg schlechthin nachahmen, sondern eine besondere Bergform, den Vulkankegel; dafür spricht auch, daß die ältesten amerikanischen Pyramiden nicht viereckig, sondern rund waren. Und wenn man nun einen Berg baut, um dem Himmel näher zu sein, ist es nur logisch, daß man dabei die Vorgänge am Himmel, also den Lauf der Sonne, der Planeten und der Gestirne berücksichtigt. Dabei liegt es nahe – und ist trotzdem ein origineller Gedanke –, diesen Bauplan so zu arrangieren, daß herausragende himmlische Ereignisse, wie etwa die Sommersonnenwende, auch auf Erden optisch sichtbar gemacht werden. (Sie kennen jene Tempel, bei denen z.B. am 21. Juni der Schatten des Gebäudes die Form einer Schlage annimmt.)

Die Pyramiden sind also keine Observatorien, um die Sterne zu beobachten, sondern es ist umgekehrt: ihr Bauplan beruht auf der Beobachtung des Sonnen- und Sternenlaufs. Das gilt übrigens auch für die analogen vorgeschichtlichen Bauten in Europa und Vorderasien, wie etwa die ägyptischen Pyramiden oder die Steinkreise von Stonehenge; auch bei deren Deutung werden Ursache und Wirkung häufig vertauscht.

4. KAPITEL: KALENDER UND LANDWIRTSCHAFT

ES GIBT EINIGE KALENDERREGELN, die in ganz Mesoamerika gültig waren. Sie will ich jetzt kurz darstellen; auf den noch viel ausgefeilteren Kalender der Maya komme ich später im 9. Kapitel zu sprechen. Der mesoamerikanische Kalender beruht auf zwei Zyklen, die nichts miteinander zu tun haben, aber miteinander kombiniert werden können: diese beiden Zyklen sind ein Zeremonialkalender und ein solarer Kalender.

Der erste der beiden, der Zeremonialkalender, kombiniert zwei Zahlenreihen für die Bezeichnung der Tage. Von diesen beiden Reihen läuft die eine immer bis 13 und beginnt dann von vorne, die andere läuft bis 20 und beginnt dann ebenfalls von vorne. Aus der Kombination der beiden Zahlenreihen ergibt sich ein Gesamtzyklus von 260 Tagen, welcher dem Ablauf der Riten und Weissagungen zugrunde liegt. So abstrakt formuliert, ist das vielleicht nicht auf Anhieb zu verstehen. Deshalb der Versuch einer Veranschaulichung:

	Zählung A	Zählung B
1. Tag	1	1
2. Tag	2	2
3. Tag	3	3
13. Tag	13	13
14. Tag	1	14
15. Tag	2	15
20. Tag	7	20
21. Tag	8	1
22. Tag	9	2
259. Tag	12	19
260. Tag	13	20
261. Tag	1	1

Manche Autoren bilden an dieser Stelle zwei Zahnräder ab, das eine mit 13, das andere mit 20 Zähnen, die ineinandergreifen; aber ich finde diese Art der Veranschaulichung eher verwirrend als hilfreich und verschone Sie deshalb damit. Wichtig ist nur, daß mit dem 260. Tag **beide** Zyklen abgelaufen sind und mit dem 261. Tag **beide** neu starten. (Wenn Sie in der Schule gut aufgepaßt haben, als es um den "größten gemeinsamen Teiler" und das "kleinste gemeinsame Vielfache" ging, wird Ihnen das Verständnis leichter fallen.)

Woher die Zahlen 13 und 20 kommen, wissen wir nicht genau. 20 ist die Grundlage des mesoamerikanischen Zahlensystems: das läßt sich leicht erklären als Zahl der Finger und Zehen zusammen; die Zahl 20 wird auch mit dem Zeichen für Mensch wiedergegeben. Hinter der 13 verbirgt sich vielleicht der Rest eines alten Mondkalenders, denn in jedes Sonnenjahr fallen 13 Mondmonate (wenn auch niemals vollständig), aber das ist reine Spekulation. Überhaupt spielt übrigens der Mond in Amerika offenbar eine weitaus geringere Rolle

als in Europa. Vielleicht faszinierten auch nur die mathematischen Eigenschaften, oder besser gesagt: Nicht-Eigenschaften, der Zahl 13. Hinter den 260 Tagen könnte sich auch die Dauer der Schwangerschaft verbergen, die regulär 268 Tage dauert. Aber das alles ist unsicher, und es gibt keine Quellen, die das belegen.

Der zweite Zyklus umfaßt ein Sonnenjahr von 365 Tagen. Das Problem des Schaltjahrs bleibt unberücksichtigt. Das Sonnenjahr gliedert sich in 18 Monate à 20 Tagen und 5 zusätzliche Tage am Jahresende, wobei diesmal die Tage innerhalb des Monats durchgezählt werden, so wie auch wir das gewohnt sind. Es ist natürlich im Grunde falsch, von "Monaten" zu sprechen, da ein Bezug zum Mond nicht besteht. Die 20 als Zahl der Finger und Zehen liegt zugrunde, und die 18 ergibt sich dann aus astronomischen Gründen aus der Dauer des Sonnenjahres. Die 5 überzähligen Tage waren übrigens gefürchtete Unglückstage.

Die Kombination der 260 mit den 365 Tagen ergibt nun einen Gesamtzyklus von 52 Jahren, nach dessen Ablauf die Anfangstage beider Zyklen wieder übereinstimmen – wobei sich beiläufig bemerkt eine Verschiebung gegenüber dem Sonnenjahr um 13 Tage ergibt, eben weil der Schalttag unbeachtet bleibt. Die 52 Jahre werden ähnlich wie die Tage im Zeremonialkalender mit einer Kombination aus den Zahlen von 1 bis 13 und vier Namen (Rohr, Feuerstein, Haus, Kaninchen) gezählt, wobei beide Zählungen jahrweise um eine Stufe weiterschreiten. Ich werde das noch ausführlich erläutern, wenn wir über den Kalender der Azteken sprechen; an dieser Stelle nur der Hinweis, daß beispielsweise das Jahr 1519 die Bezeichnung "1 Rohr" trug.

Dieser 52jährige Kalender war für den alltäglichen Gebrauch völlig ausreichend, da die Lebenserwartung der damaligen Menschen eher unter 52 Jahren gelegen haben dürfte. Für den Historiker ist er dagegen etwas unpraktisch, weil die Zuordnung der Ereignisse zu einem bestimmten Zyklus oft schwierig ist. Außerdem ging mit diesem Zyklus die Überzeugung einher, daß sich nach 52 Jahren die Ereignisse in gewisser Weise wiederholen würden; deshalb hat man die Zeitabläufe manchmal etwas manipuliert, um sie besser in dieses Schema einzupassen.

Mit Hilfe des Kalenders wurden auch die Termine in der Landwirtschaft bestimmt, auf die wir jetzt noch einen kurzen Blick werfen wollen. Die Ernährungslage war immer prekär, denn sie beruhte zumindest in den tiefergelegenen Gebieten auf einer primitiven Technik. Man darf sich von den Kulturpflanzen, die aus Amerika nach Europa gekommen sind, nicht täuschen lassen: insgesamt war der Artenreichtum in Amerika geringer als in der Alten Welt, weil die kleinere Landfläche einfach weniger Raum für eine differenziertere Entwicklung bot. Eine simple Aufzählung bestätigt dies; von Europa nach Amerika kamen: Zuckerrohr, Kaffee, Eukalyptus, Bananen, Mango, Orangen, Pfirsiche, Aprikosen, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Feigen, Granatäpfel, Limonen, Zitronen, Grapefruit, Kirschen, Bohnen, Kichererbsen, Linsen, Kohl, Kopfsalat, Endivien, Spargel, Spinat, Mangold, Petersilie, Knoblauch, Zwiebeln, Weizen, Gerste, Roggen, Reis, Flachs, Ölbäume usw. In umgekehrter Richtung wanderten: die

Kartoffel, Paprika, Tomaten, Mais, Tabak und Kautschuk. Die Bilanz ist also unausgeglichen, auch wenn speziell die Kartoffel für die Ernährung der Alten Welt eine geradezu welthistorische Bedeutung erlangen sollte.

Außerdem befinden wir uns in Lateinamerika technologisch gesehen auf der Stufe der Steinzeit; erst ganz am Ende der vorkolumbischen Zeit kommen von Nordamerika her die ersten Metallgegenstände nach Mesoamerika. (Man sagt gewöhnlich, die Erbauung der großen Steinpyramiden etc. mit primitiven Hilfsmitteln sei eine großartige technische Leistung gewesen; für die Arbeiter mag das gelten, aber die Manager dieser Unternehmungen verdienten weit- aus größere Bewunderung, wenn sie die wünschenswerten technischen Innovationen bewirkt hätten.)

Die vorherrschende landwirtschaftliche Technik war der Brandrodungsbau, d.h. eine gewisse Fläche wurde gerodet und abgebrannt, wobei die Asche für einige Jahre als Dünger wirkte; hatte sich der Boden erschöpft, wurde er aufgegeben, und es wurden an anderer Stelle neue Felder angelegt. Dieses System funktioniert eigentlich nur bei einer nicht-seßhaften Bevölkerung. Es führte zu Problemen, wenn an einer Stelle größere Menschenmengen zu versorgen waren: die Versorgungswege wurden immer länger, da die Äcker immer weiter von der Stadt entfernt lagen. Zumindest der Fall **eines** Stadtstaates bei den Maya ist bekannt, bei dem solche Umweltprobleme zum politischen Zusammenbruch führten.

Immerhin erzeugte die Landwirtschaft einen Überschuß an Lebensmitteln, der es möglich machte, zusätzlich eine nicht unbeträchtliche Zahl an Kunsthandwerkern und an handeltreibender Bevölkerung zu ernähren. Auf der anderen Seite trug die Auswahl der angebauten Feldfrüchte auch nicht unbedingt zur Verbesserung der Situation bei: in den tiefen Lagen war dies in der Regel der Mais, in höheren Lagen Kartoffeln. Gerade der Mais laugt den Boden sehr schnell aus und führt zu einem hohen Landverbrauch. Dieses Problem gilt auch heute noch.

Dazu konnten Naturkatastrophen kommen, wie etwa Vulkanausbrüche, die auf einen Schlag weite Flächen unfruchtbar machten und zu historisch nachweisbarer Auswanderung ganzer Bevölkerungsteile führten. Summa summarum war die Versorgungslage am Ende der vorkolumbischen Zeit durchaus am Kippen und hätte auch ohne die Ankunft der Spanier zu Bevölkerungskatastrophen geführt – insgesamt eine apokalyptische Stimmung, die die Ankömmlinge aus dem Osten nur begünstigen mußte. Wir werden uns mit der Frage, wie die Spanier und Portugiesen die Landwirtschaft in Amerika verändert haben, später noch beschäftigen; zu ihren positiven Leistungen gehört beispielsweise die Einführung des Pfluges, der den Indios unbekannt war und eine weitaus intensivere Bodennutzung ermöglichte.

Besonders gering war in der Neuen Welt – im Vergleich zu Europa – auch die Variationsbreite der Tierwelt. Die Isolation des Kontinents seit dem Ende der letzten Eiszeit hatte nur eine geringe Artenvielfalt entstehen lassen, vor allem, was größere Tiere angeht. Es gab deshalb auch fast keine domestizierten Haustiere, die als

Fleischlieferanten und als Transportmittel geeignet waren. So kamen Pferde, Esel, Rinder, Schafe, Hühner und Schweine erst mit den Spaniern nach Amerika. Kurioserweise stammt übrigens das Pferd eigentlich aus Amerika: es kam während der Eiszeit nach Asien – also die umgekehrte Wanderungsbewegung wie bei den Menschen – und starb dann nach der Trennung der Landverbindung in Amerika aus. Da dort außerdem das Rad unbekannt war, erfolgte der Transport nur durch menschliche Träger. Die biologisch-technische Überlegenheit der Conquistadoren auf diesem Felde war eklatant.

Eine geringere Artenvielfalt bestand aber auch auf dem Gebiet der Krankheitserreger. Die Folgen sind bekannt: die Ureinwohner hatten den Krankheiten, die die Spanier unbeabsichtigt und unwissentlich miteinschleppten, immunologisch nichts entgegenzusetzen. Wir kommen auch auf diese Frage noch einmal zurück, aber an dieser Stelle sei wenigstens soviel gesagt, daß von einem Genozid, also einer bewußten Ausrottung der Indios durch die Spanier, nicht gesprochen werden darf, denn die Spanier wollten über die Indios herrschen und von ihrer Arbeitsleistung profitieren. Das ist ein Unterschied zu Nordamerika, wo die Indianer vertrieben wurden, um Platz zu schaffen für die eigene Siedlungstätigkeit.

5. KAPITEL: KANNIBALISMUS

DAS SCHOCKIERENDSTE ERLEBNIS im Rahmen der Conquista, das die Europäer erstmals bei der 2. Entdeckungsreise des Kolumbus machten, war die Praxis der Anthropophagie, der Menschenfresserei, wobei der zweite Ausdruck bereits eine moralische Wertung enthält, deren Berechtigung wir überprüfen müssen. Wir sind für Lateinamerika in der quellenkritisch günstigen Lage, daß wir zeitgenössische Berichte von Augenzeugen besitzen. Den interessantesten dieser Berichte verdanken wir dem aus Nordhessen stammenden **Hans Staden**. Der Verfasser hielt sich von 1549 – 1554 an der Ostküste Brasiliens auf und geriet dort in die Gefangenschaft von Kannibalen. Wie es ihm dabei erging und wie er dem ihm zgedachten Schicksal entkam, beschreibt er sehr anschaulich in einem Buch, das er 1557 unter dem folgenden Titel im Druck veröffentlichte:



Warhaftige Historia vnd beschreibung eyner Landtschafft der Wilden / Nacketen / Grimmigen MenschfresserLeuthen / in der Newenwelt America gelegen / vor vnd nach Christi geburt im Land zů Hessen vn bekant / biß vff dise ij. nechtstvergangene jar / Da sie Hans Staden von Homberg auß Hessen durch seine eygne erfahrung erkant / vnd yetzo durch den truck an tag gibt. Der Inhalt ist seriöser als der etwas marktschreierische Titel, der wahrscheinlich auf den Verleger zurückgeht, aber so etwas gibt es ja heute auch noch.

Staden nahm sich, wie er wörtlich schreibt, *vor, wens Gott gefellig were, Indiam zu besehen*. Im weiteren Verlauf des Buches be-

richtet er von zwei Reisen, deren erste von 1547 bis zum Oktober 1548, die zweite von Ostern 1549 bis zum 20. Februar 1555 dauerte. Die erste Reise führt auf einem portugiesischen Schiff von Lissabon aus nach Pernambuco – im Deutsch des 16. Jahrhunderts heißt das *Prannenbucke* —, wo man einem von den Eingeborenen belagerten Handelsposten Hilfe leistet und beiläufig ein französisches Schiff kapt. (Zur Erläuterung sei eingefügt, daß Brasilien zwar laut dem Teilungsvertrag mit Spanien zum portugiesischen Teil der Welt gehörte, daß aber die anderen europäischen Staaten, vor allem die Holländer und die Franzosen, diesen Vertrag nicht anerkannten und ebenfalls in Brasilien Fuß zu fassen versuchten.)

Die zweite Reise erfolgt auf einem spanischen Schiff von Sevilla aus. Die Flotte bestand aus drei Schiffen, von denen eines mit Mann und Maus unterging; auch die beiden anderen verloren sich aus den Augen und fanden sich erst ein halbes Jahr später wieder an einem vereinbarten Treffpunkt. Als man gerade wieder ablegen will, sinkt das eine Schiff, und etwas später scheitert auch das letzte, so daß man die Reise zu Land fortsetzen muß. So kommt man nach São Vicente, wo Staden in portugiesische Dienste tritt und sich auf einem Vorposten stationieren läßt. Dadurch gerät er in die lokalen Rivalitäten, denn die Portugiesen sind dort mit zwei Stämmen verbündet, den Tupiniquin und den Maracaiá, wodurch sie automatisch zu Feinden der Tupinambú werden, denn diese sind die Gegner der beiden erstgenannten Stämmen. Mit den Tupinambú sind konsequenterweise die Franzosen verbündet, die ja ebenfalls in Brasilien Fuß fassen wollen.

Tupiniquin Maracaiá	Tupinambú
Portugiesen	Franzosen
Staden in portugiesischen Diensten	

Man hat allerdings den Eindruck, daß es mehr die Indianer sind, die die Europäer für ihre Zwecke instrumentalisieren, als umgekehrt. Von den Tupinambú wird Staden nun eines Tages auf der Jagd gefangen. Um sein Leben zu retten, gibt sich Staden als Franzose aus. Auf diese Nachricht hin kommt ein echter Franzose ins Lager, und jetzt Staden wörtlich: *Da kamen die wilden zû mir gelaufen und sagten: Hie ist nu eyn Frantzoz kommen, nun wollen wir sehen, ob du auch eyn Frantzoz seiest oder nit. Dessen erfrewete ich mich und gedachte, er ist ye ein christ, er wird wol zum besten reden. Da leytetten sie mich so nacket hinein bei inen, und es war eyn junger geselle ... und sprach mir frantzösisch zû, und ich kundte inen nicht wol verstehen. So stunden die wilden leut umb uns her und höreten uns zû. Wie ich im nun nicht antworten kundt, sagte er zû den wilden*

auf ihre spraach: Totet und esset inen, den bösewicht, er ist eyn rechter Portugaleser, ewer und mein feindt.

Das Schiff, mit dem dieser Franzose zurückfährt, geht übrigens später, wie Staden uns wissen läßt, im Sturm unter. (An dieser Stelle noch ein kleiner Einschub: Staden spricht immer von „essen“; die modernen Herausgeber des Buches, die dem Originaltext des 16. Jahrhunderts eine Übertragung in heutiges Deutsch beifügen, ersetzen dieses Wort dabei stets durch „fressen“, weil dies angeblich der Intention des Autors besser entspricht.)

Hans Staden bleibt also in Gefangenschaft, aber es gelingt ihm, zu überleben, weil er geschickt bestimmte Unglücksfälle und Krankheiten, die auftreten, als Zorn seines Gottes deutet bzw. deren Ende als auf seiner Fürsprache beruhend erklärt. Das hindert allerdings nicht, daß er auf einen Kriegszug mitgehen muß und dabei miterlebt, wie die Gefangenen nun tatsächlich verspeist werden. Im Oktober 1554, d.h. nach etwa vierjähriger Gefangenschaft, schafft er es dann doch, freizukommen und nach Europa zurückzukehren. Dort verfaßt und publiziert er nicht nur die Geschichte seiner Reise, die ich eben skizziert habe, sondern in einem zweiten Teil eine Art Völkerkunde der Tupinambú: über ihr Land mit seinen Pflanzen und Tieren, ihre Dörfer und Hütten, ihre Jagd, ihre Werkzeuge, ihre Nahrung, ihre Kriegszüge und eben auch ihren Kannibalismus. Aus diesem Kapitel möchte ich jetzt ein längeres Zitat bringen, und zwar in der Übertragung in unser heutiges Deutsch:

"Wenn sie ihre Feinde gefangen heimbringen, so werden sie zunächst von Weiber und Jungen geschlagen. Danach werden sie mit grauen Federn beklebt, und die Weiber scheren ihnen die Augenbrauen, tanzen um sie herum und binden sie so gut, daß sie nicht entlaufen können. ... Dem Gefangenen geben sie gut zu essen. So halten sie ihn eine Zeit lang und bereiten das Fest vor. Sie stellen viele Gefäße her, in die sie die Getränke tun, brennen auch besondere Gefäße für die Sachen, womit sie ihn bemalen. Dann machen sie Federquasten, die sie an die Holzkeule binden, mit der sie ihn totschiagen. Schließlich fertigen sie eine lange Schnur an, Massurana genannt, mit der er gebunden wird, wenn er sterben soll."

Zur eigentlichen Feier werden die Bewohner der umliegenden Dörfer eingeladen. Wenn alles fertig ist, "binden sie dem Gefangenen die Massurana um den Hals. Am gleichen Tage bemalen sie die Holzkeule, Ibira-pema, mit der sie ihn totschiagen wollen. Die Form dieser Keule zeigt die Figur," schreibt Staden. Das Buch ist nämlich mit zahlreichen Holzschnitten ausgestattet:



Weiter im Text: "Sie ist mehr als einen Klafter lang und mit einem Klebstoff bestrichen. Dann nehmen sie graue Eierschalen von dem Vogel Macaguá, zerstoßen sie zu Staub und bestreichen damit die Keule. Darauf setzt sich eine Frau hin und kritzelt Zeichen in den angeklebten Eierschalenstaub. Während sie malt, stehen viele Weiber um sie herum und singen. ... In der gleichen Weise bemalen sie auch das Angesicht des Gefangenen. Auch während die Frau an ihm

malt, singen die anderen. Wenn sie nun anfangen zu trinken, nehmen sie auch den Gefangenen zu sich, damit er mit ihnen trinkt und schwatzt.

Ist das Trinken beendet, dann ruhen sie am andern Tag und bauen dem Gefangenen eine kleine Hütte auf der Stelle, wo er sterben soll. Darin liegt er die Nacht und wird gut bewacht. Gegen Morgen, eine gute Weile vor Tagesanbruch, kommen sie und tanzen und singen um die Keule herum, mit der sie ihn totschiagen wollen, bis der Tag anbricht. Dann ziehen sie den Gefangenen aus der kleinen Hütte heraus, brechen die Hütte ab und machen einen Platz frei. Sie binden ihm die Massurana vom Hals los, schlingen sie um den Leib und ziehen sie nach beiden Seiten straff an. Der Gefangene steht nun festgebunden in der Mitte, und viele Leute halten die Schnur an beiden Enden. ... Wenn das geschehen ist, nimmt eine Mannsperson die Keule, bleibt damit vor dem Gefangenen stehen und hält sie ihm vor, damit er sie ansieht.

Inzwischen geht derjenige, der ihn totschiagen will, mit dreizehn oder vierzehn Mann fort, und sie machen ihren Leib mit Asche grau. Dann kommt er mit seinen Henkersknechten auf den Platz zu dem Gefangenen ... (und) nimmt ... die Keule und sagt: 'Ja, hier bin ich, ich will dich töten, denn die Deinen haben viele meiner Freunde ebenfalls getötet und gegessen.' Der Gefangene antwortet ihm: 'Wenn ich tot bin, so habe ich noch viele Freunde, die mich wohl rächen werden.' Darauf schlägt er den Gefangenen (mit der Keule) hinten auf den Kopf, daß dem das Hirn herausspritzt." Auch diese Szene ist in der Druckfassung abgebildet:



Staden berichtet weiter: "Sofort nehmen die Frauen den Toten, ziehen ihn über das Feuer, schaben ihm die ganze Haut ab ... und stopfen ihm den Hintern mit einem Holz zu, damit ihm nichts abgeht. Wenn dann die Haut abgeputzt ist, nimmt eine Mannsperson den Erschlagenen, schneidet ihm die Beine über den Knien ab und die Arme vom Leib. ... Danach schneiden sie ihm den Rücken mit dem Hintersten von dem Vorderteil ab. Das teilen sie unter sich, aber die Eingeweide behalten die Weiber, sieden sie und machen aus der Brühe einen Brei, Mingáu genannt, den sie und die Kinder trinken. Die Eingeweide essen sie, ebenso das Fleisch vom Kopf. Das Hirn, die Zunge und was sie sonst genießen können, essen die Kinder. Wenn das alles geschehen ist, dann geht ein jeder wieder heim und nimmt seinen Anteil mit sich.

Derjenige, der den Gefangenen getötet hat, gibt sich noch einen Namen, den der Häuptling des Dorfes ihm mit dem Zahn eines wilden Tieres oben in den Arm kratzt. ... Das alles habe ich gesehen und bin dabei gewesen," schließt Staden dieses Kapitel ab. Auch die Zubereitung ist in der Druckausgabe abgebildet:



Wie hier der Kopf im Kessel gesotten wird, das entspricht ganz unseren landläufigen Vorstellungen vom Verhalten von Kannibalen. Interessanterweise ist gerade diese Szene im Text gar nicht geschildert. Es ist nicht bekannt, wer die Holzschnitte hergestellt hat; möglicherweise mußte der Autor hier Zugeständnisse an den Verlag machen. Am rechten Bildrand steht Staden selber mit gefalteten Händen; über seinem Kopf steht *H+S*, also Hans Staden.

Dieser Bericht muß nun doch etwas interpretiert werden. Im Mittelpunkt des Verlaufes steht offenkundig das Töten des Gefangenen; das Verspeisen erscheint demgegenüber als zweitrangig. Übrigens wurden auch bei den Azteken die Körper der Geopferten zumindest teilweise verspeist. Um ein Opferritual handelt es sich auch hier, das in aufwendiger Weise vorbereitet und inszeniert wird. Es fällt auf, daß der Gefangene zwar anfangs mißhandelt wird, daß er aber, sobald er zum Opfer bestimmt ist, geradezu mit einer gewissen Achtung behandelt wird. Die Zubereitung mit grauer Farbe hebt ihn und den ebenfalls grau gefärbten Totschläger in eine andere Sphäre. Man hat den Eindruck, daß insgesamt irgendein Mythos nachgespielt wird. Von den religiösen Vorstellungen der Tupinambú hat Staden offenbar wenig erfahren und auch wenig verstanden. Einige Andeutungen weisen auf Schamanismus und Geisterglauben hin.

Fragen wir an dieser Stelle gleich, wie es um die Glaubwürdigkeit von Stadens Bericht steht. Natürlich wirkte das Buch auf die Zeitgenossen und in gewisser Weise auch noch auf uns sensationell. Aber es ließen sich mühelos Effekte finden, die es noch viel dramatischer hätte gestalten können, etwa eine wunderbare Rettung kurz vor der eigenen Opferung. Niemand von uns weiß, was damals wirklich passiert ist, aber Stadens Darstellung erweckt nicht den Eindruck übersprudelnder Phantasie, sondern ist eher nüchtern und trocken, wie Sie aus den Zitaten selbst entnommen haben. Er gibt auch etliche Wörter und Sätze in der Eingeborenen-sprache wieder; diese Sprachbrocken stimmen mit ähnlichen Angaben in portugiesischen und französischen Quellen überein, wenn man die unterschiedliche Orthographie berücksichtigt. Das bedeutet zugleich: er hat sie nicht irgendwo abgeschrieben, sondern mündlich aufgenommen. Glücklicherweise war Staden auch kein moderner Völkerkundler; er war also nicht in Gefahr, in seinen Erlebnissen eine vorgefaßte Theorie bestätigt zu finden.

Dieser Theorie müssen wir uns jetzt ebenfalls ganz kurz zuwenden, denn die Anthropophagie ist ein weltweit verbreitetes Phänomen; sie nach den Einwohnern einiger Inseln in Mittelamerika zu benennen, ist historisch unsinnig. Dabei kann man drei Formen des 'Kannibalismus' unterscheiden: den Kannibalismus in einer Notlage, den religiös motivierten Kannibalismus und den kulinarischen Kannibalismus.

Daß Menschen Menschen essen, um nicht zu verhungern, wird aus allen Epochen der Geschichte berichtet und ist dann Ergebnis einer in höchstem Grade verzweifelten Situation. Derartiges berichtet etwa Papst Innozenz III. im 1202³, ein arabischer Autor für ei-

³ Reg. Vat. 5 fol. 6r. Ein gewisser Robertus, der mit Frau und Tochter in islamische Gefangenschaft geriet, wurde während einer Hungersnot von seinen Bewachern gezwungen,

ne Hungerkatastrophe in Ägypten im 13. Jahrhundert, Dante über politische Gefangene, die man in einer italienischen Stadt absichtlich verhungern ließ, ferner kam es mehrfach zur Zeit des 30jährigen Krieges in Deutschland vor. Aus Südamerika ist Ihnen möglicherweise noch der Fall in Erinnerung, als 1973 die Opfer eines Flugzeugabsturzes in den Anden nur auf diese Weise überleben konnten.

Auch in der heutigen Presse taugt Kannibalismus noch als spektakuläre Nachricht, die es regelmäßig in die drei wichtigen Meldungen des Tages schafft. Sie erinnern sich vielleicht noch an den "Kannibalen von Rotenburg", oder auch an diese Schlagzeile:



"Kannibalen-Insel. Fraß dieser Jäger den deutschen Urlauber?" Der Verdacht hat sich mittlerweile übrigens als unwahr herausgestellt, aber darüber berichtet die Bildzeitung nicht. Und aus jüngster Zeit stammt diese Meldung:



"Er aß Gesicht des Opfers: Polizei tötet Kannibalen!" Aus dem Text, in dem ständig von "soll" getan haben die Rede ist, entnehmen wir, daß der Täter bei der Verhaftung ums Leben kam, so daß wir Näheres wohl nie erfahren werden.

Der Verzehr von Menschenfleisch erscheint in allen diesen Fällen als Tabubruch, der – wenn überhaupt – nur in absoluten Ausnahmesituationen gerechtfertigt ist. Aber die Frage muß erlaubt sein, ob dieses Tabu berechtigt bzw. wie es entstanden ist. Tatsache ist, daß alle Völker der Erde im Laufe ihrer Entwicklung einmal Kannibalen waren; jedoch birgt dieses Argument die Gefahr des Eurozentrismus', in dem Sinne: die Wilden sind eben noch nicht so weit. Die Regel, Individuen der eigenen Spezies **nicht** zu verspeisen, gilt nicht im Tierreich. Ist der Kannibalismus also Ausdruck einer Weltansicht, die zwischen Mensch und Tier keinen – noch keinen? – grundsätzlichen Unterschied sieht? Und ist er dann die dunkle Kehrseite der ursprünglichen und von vielen zurückersehnten Einbindung des Menschen in die Umwelt?

Als absoluter Tabubruch erscheint der Kannibalismus in der griechischen Mythologie, was unter Umständen nicht ohne Einfluß auf die europäische Denkweise war: Tantalos setzt, um die Allwissenheit der Götter zu testen, diesen seine eigenen Kinder als Mahlzeit vor – ein Frevel, der sofort entdeckt und sanktioniert wird. Die Tantalusqualen sind sprichwörtlich geworden. Ein ähnlicher Fall wird aus Kleinasien berichtet: dort soll der einheimische König den Griechen Harpagos veranlaßt haben, unwissentlich das Fleisch seines Sohnes zu essen, was den Vater dann zu einem erfolgreichen Aufstand gegen den König veranlaßte. Eine ähnliche Geschichte gibt es auch in der germanischen Mythologie, dort als Racheakt der Mutter.

Frau und Tochter zu töten und das Fleisch der Tochter zu essen. Die Geschichte hat die Wahrscheinlichkeit für sich, weil die Bewacher ein Interesse daran hatten, den Mann am Leben zu erhalten, um von ihm Lösegeld zu erzielen.

Wie Sie sehen, öffnen sich Fragen über Fragen, und da dies keine völkerkundliche und keine religionsgeschichtliche Vorlesung ist, kann ich auf diese Fragen auch nicht im einzelnen eingehen. Ich muß mich auf die Erwähnung einiger Aspekte beschränken und verweise Sie ansonsten auf ein nach meinem Urteil lesenswertes Buch: Christian Spiel, Menschen essen Menschen. Die Welt der Kannibalen (Frankfurt/Main 1974). Weniger lesenswert scheinen mir eine Reihe völkerkundlicher Arbeiten, die im letzten Jahrzehnt erschienen sind und den Bogen in der anderen Richtung überspannen: sie versuchen nämlich, die Anthropophagie insgesamt wegzudefinieren und lediglich als Ergebnis europäischer Phantasie und vorgefaßter Meinungen hinzustellen, wobei sich aber insbesondere der Bericht Staden als – *salva reverentia* – schwer verdaulicher Brocken erweist; hier führen, so ist mein Eindruck, ebenfalls vorgefaßte Meinungen die Feder, nur diesmal in umgekehrter Richtung. Als abwegig empfinde ich auch die jüngst geäußerte Frage, ob man nicht auch die Organtransplantationen als Kannibalismus bezeichnen müsse. Aber zurück zum historischen Phänomen.

Zunächst ist nämlich noch eine Differenzierung erforderlich: es macht offensichtlich einen Unterschied, ob man tote Menschen ißt – oder ob man Menschen tötet und dann ißt – oder ob man Menschen tötet, um sie zu essen. Und dahinter steht dann noch das viel grundsätzlichere Problem: ist es überhaupt erlaubt, Menschen zu töten? Aber das führt uns jetzt zu weit vom Thema weg. Die entscheidende Frage beim Kannibalismus ist aber: welche Wirkung hat der Verzehr von Menschenfleisch? Handelt es sich um eine bloße Kalorienaufnahme (und dabei beiläufig um nahrungstechnisch hochwertige Proteine), oder geht etwas von dem nicht-materiellen Wesen des Verzehrten auf den Esser über?

Damit sind wir bei den religiösen Vorstellungen angelangt, die den Kannibalismus begleiten oder motivieren. Und wir stehen gleich vor der nächsten Schwierigkeit: es ist kaum möglich, darüber zuverlässige Auskünfte zu erhalten. Es gibt zwar viele Quellen dazu, aber der Wert dieser Quellen ist oft gering. Sie stammen in der Mehrzahl aus dem 19. Jahrhundert, und zwar von Missionaren oder Kolonialbeamten. Ganz wenige von ihnen waren Augenzeugen, und sie hielten sich meist auch nur kurz in den Gebieten auf, über die sie berichteten. Sie sind also auf Berichte aus zweiter Hand angewiesen, oder sie schließen aus Indizien: z.B. wenn es in einem Gebiet keine Friedhöfe gibt, sind die Bewohner Kannibalen und verspeisen die Toten.

Im 20. Jahrhundert kommen dann die Völkerkundler mit vorgefertigten Theorien, die sie dann – wie einst Kolumbus – auch bestätigt finden. Sie sehen also, welcher Glücksfall unser Hans Staden ist, der Augenzeuge war, lange genug dort lebte und keine Theorien hatte. Daß man sich mit dem Körper eines anderen auch dessen Kräfte einverleibte, scheint eine weitverbreitete Vorstellung zu sein. Auch Staden beobachtet, daß derjenige, der die Tötung vornehmen durfte, anschließend einen zweiten Namen bekommt, der ihm auf den Arm tätowiert wird.

Die Vereinigung mit dem Verspeisten kann aber auch freundlicher Natur sein. Ein Missionar berichtet von einem getauften Kannibalen, der diesen Schritt später bereute, denn: wenn er jetzt sterbe, werde er von den Würmern gefressen, während er zuvor ein Grab in den Mägen seiner Lieben gefunden hätte. Das Zu-sich-nehmen als höchste Form der Gemeinschaftsstiftung kennt auch die christliche Religion; in ihr heißt es an zentraler Stelle: "Nehmet hin und esset: das ist mein Leib!" und etwas später: "... der bleibt in mir, und ich in ihm."

Es gibt aber auch die gegenteilige Einstellung. Man darf nicht vergessen, daß in älteren Zeiten das beherrschende Gefühl gegenüber den Toten nicht Ehrfurcht war, sondern Furcht. Der Tote ist in eine andere Existenzform übergegangen; er kann zurückkehren als Gespenst, als Dämon, als Geist, um den Lebenden zu schaden und sich für seinen Tod zu rächen. Er muß also vollständig beseitigt werden; die radikalste Form dieser Beseitigung besteht darin, ihn zu essen. Entsprechend gibt es auch die Variante des gerichtlichen Kannibalismus', bei dem der Verbrecher von der Gemeinschaft verspeist wird.

Ein weiterer Aspekt sind die Menschenopfer. Sie dienen, wie wir schon oft betont haben, als Nahrung für die Götter. Bei fast allen Opfern auf der Welt ist es aber so, daß die Götter nur einen Teil – den wertvollsten Teil – erhalten und der Rest des Opfertieres den Priestern oder ganz allgemein den Menschen zukommt; dabei entsteht auch ein gemeinschaftsstiftendes Mahl von Göttern und Menschen. Diese Regel gilt auch für die Menschenopfer; für die Azteken habe ich darauf hingewiesen, daß den Göttern das Herz geopfert wurde, der übrige Körper aber den Menschen zufiel. Freilich ist hier schon der Weg zum rein weltlichen Kannibalismus gewiesen, denn der Anteil der Götter kann immer kleiner werden und schließlich ganz wegfallen.

Auch die Bibel befaßt sich mit der Frage des Menschenopfers, und zwar in der Geschichte vom Opfer Isaaks durch Abraham. Dieses Opfer wird, wie Sie wissen, in letzter Sekunde durch Gott verhindert, aber Abraham sieht es offenbar als selbstverständlich an, daß Gott dieses Opfer verlangen darf. Die Abschaffung der Praxis der Menschenopfer zugunsten anderer Opferformen ist hier aber offensichtlich thematisiert. Diesen Gedanken nahm dann der Komponist Benjamin Britten in seinem War Requiem wieder auf, in das eine Passage eingeschoben ist, die berichtet, wie Abraham entgegen dem göttlichen Befehl Isaak doch opfert – als Symbol für die Ereignisse des Weltkrieges.

Zu guter letzt dürfen wir, mit allem Respekt, eine Frage nicht übergehen: wie schmeckt Menschenfleisch? Es gibt Nachrichten darüber. Ich meine allerdings nicht die Sensationsberichte über Metzger – etwa den berühmt-berüchtigten Haarmann in den 1920er Jahren –, die auf diese Weise besondere Umsatzerfolge erzielt haben sollen; sondern ich meine damit die Angaben von Europäern, die unwissentlich Menschenfleisch verspeist haben und dies erst im nachhinein erfuhren. Demnach unterscheidet sich der Geschmack

wenig von ganz normalem Schweinefleisch, was angesichts unserer genetischen Nähe zu diesen Tieren auch nicht verwunderlich ist.

Kehren wir zurück zu Hans Stadens Bericht. Er schildert die Opferung als langwierig vorbereiteten Festakt, aber der rituelle Hintergrund scheint doch bereits gestört; daß die Teilnehmer nach der Tötung und Zerteilung des Opfers einfach auseinanderlaufen, statt das Opfer gemeinsam zu verzehren, paßt nicht ins Bild. Er schildert außerdem in seinem Erlebnisbericht auch Szenen, in denen es gar nicht so feierlich zugeht und die sofortige Verspeisung des soeben Gefangenen verlangt wird. Der Kontakt zu den Europäern hat das Weltbild bereits durcheinandergebracht. Das zeigt sich schon an einem *Détail*: als Staden frisch gefangen ist und glaubt, er solle sofort getötet werden, fängt er laut an zu beten. Daraufhin sagen die Indianer: "Er hat Angst zu sterben." Das Opfer in Stadens Festschilderung hat keine Angst, sondern nimmt sein Schicksal gelassen hin; der Europäer weiß sich also nicht in den Ritus einzufügen.

Selbstverständlich waren die ersten Conquistadoren, die mit dem Phänomen der Anthropophagie konfrontiert wurden, nicht in der Lage, alle diese differenzierten Überlegungen anzustellen, sondern sie waren aufs höchste schockiert. Es scheint auch, daß sie bei der ersten Begegnung mit solchen Kannibalen konfrontiert waren, bei denen sich der Vorgang schon ein Stück hin zum kulinarischen Kannibalismus verschoben hatte; jedenfalls berichten sie, wie ein Volk das andere als Nahrungsquelle angesehen und wie das unterlegene Volk in den Spaniern Helfer gegen ihre Unterdrücker gesehen habe. Verhängnisvoll war aber, daß der Kannibalismus den juristischen Vorwand zur Versklavung der Indios bot; auch die späteren Schutzbestimmungen zugunsten der Indios nehmen die Menschenfresser ausdrücklich von diesem Schutz aus.

6. KAPITEL: QUELLEN

FRAGEN WIR UNS JETZT, woher wir über die Geschichte Lateinamerikas in vorkolumbischer Zeit und während der Conquista unterrichtet sind. Die Quellenlage ist wesentlich anders als für Europa, da uns **interpretierbare** schriftliche **Quellen** aus vorkolumbischer Zeit nur ausnahmsweise erhalten sind. Die Ausnahme bildet für Mesoamerika zum einen eine Serie von Inschriften aus dem Mayagebiet aus der Zeit von 120 n. Chr. bis 909 n. Chr.– diese Daten können sich aber noch ändern, da die Forschung sehr im Fluß ist und jede Ausgrabung neue Ergebnisse bringen kann. Diese Inschriften sind nicht leicht zu deuten, und das wird noch durch die Gewohnheit der Archäologen verschärft, von ihnen nur Umrißzeichnungen abzubilden. Das sieht dann z.B. so aus:



In Wirklichkeit sind es aber dreidimensionale Darstellungen, die bei dreidimensionaler Abbildung viel besser zu erkennen sind:



Die zweite Ausnahme sind eine Handvoll Handschriften. Ich zeige Ihnen zunächst einen Schreiber bei der Arbeit:



Und jetzt ein Beispiel einer Handschrift:



Nach derzeitiger Zählung sind fünfzehn vorkolumbische Codices erhalten, die heute durchweg in europäischen Bibliotheken liegen; dazu kommen noch zwei spätere Kopien, die auf vorkolumbische Originale zurückgehen. Die Handschriften werden, wie das bei den Bibliotheken üblich ist, nach ihrem heutigen Lagerort oder Besitzer benannt:

Maya (rituell-kalendarisch)			
Codex Dresdensis	Dresden	39 folia	Bast
Codex Paris	Paris		
Codex Tro-Cortesianus oder Codex Madrid	Madrid	56 folia	Bast
Zentralamerika (sog. Borgia-Gruppe) (rituell-kalendarisch)			
Codex Borgia	Vatikan	39 folia	Hirschleder
Codex Cospi	Bologna	20 folia	Hirschleder
Codex Vaticanus 3773	Vatikan	46 folia	Hirschleder
Codex Laud	Oxford	24 folia	Hirschleder
Codex Fejérváry-Mayer	Liverpool	23 folia	Hirschleder
[Codex Borbonicus]	Paris	36 folia	Bast
Mixteca (historisch)			
Codex Vindobonensis Mexicanus 1	Wien	52 folia	Hirschleder
Codex Colombino			
Codex Zouche-Nuttall	London	47 folia	Hirschleder
Codex Selden			
Codex Bodley			
Codex Egerton 2895	London	16 folia	Hirschleder
Codex Becker I	Wien	16 folia	Hirschleder
[Codex Becker II]	Wien	4 folia	Hirschleder

Von ihnen sind also neun rituell-kalendarischen, d.h. religiösen Inhalts, acht befassen sich mit geschichtlichen Ereignissen. Weiterhin kommen drei aus dem Maya-Gebiet, vier lassen sich nicht genau einordnen, und die restlichen stammen von den Mixteken, einem eher provinziellen Volk im Süden des heutigen Mexiko, das etwas im Windschatten der Geschichte lebte und deshalb für die großen Ereignisse wenig Informationen zu bieten hat. Diese wenigen Handschrif-

ten sind Überrest eines ehemals reichhaltigen Bestandes, der aber die Conquista nicht überlebt hat.

Die verwendeten Schriftzeichen nennt man gewöhnlich Hieroglyphen. Das bedeutet natürlich nicht, daß sie aus Ägypten importiert worden sind. In Funktion und Technik ähneln sie aber den ägyptischen Zeichen: es handelt sich um eine Herrschaftsschrift, die von der gewöhnlichen Bevölkerung nicht verwendet wurde. Und es handelt sich um Zeichen, die aus einer Bilderschrift hervorgegangen sind und die durch bestimmte Methoden auch für die Wiedergabe von Abstrakta eingerichtet werden. Mehr dazu bringe ich im Kapitel über die Maya.

Als Beschreibstoff bediente man sich präparierter Tierhäute oder einer Art Papyrus, d.h. streifenweise geschnittener und kreuzweise übereinandergeklebter Pflanzenfasern, in der Tabelle als "Bast"; die Sekundärliteratur sagt, unter dem Einfluß unsauberer alt-historischer Terminologie, dafür meistens "Papier", was aber sachlich falsch ist, denn Papier wird auf ganz andere Weise hergestellt.

Für die andere Hochkultur, die Inka, gibt es überhaupt keine zeitgenössischen schriftlichen Quellen, da die Inka keine Schrift kannten. Es gibt, in einzelnen überlebenden Exemplaren, die berühmten Knotenschnüre, die quipu:



Auch auf sie kommen wir an der entsprechenden Stelle zurück, es sei aber schon so viel hier gesagt, daß sie aus sich heraus nicht interpretiert werden können und man jeweils einer mündlichen Lesehilfe bzw. -kenntnis bedurfte.

Damit ist schon gesagt, daß die wichtigsten Quellen für die vorkolumbische Zeit **archäologischer** Natur sind. Nun ist aber die Archäologie eine stumme Wissenschaft, die allenfalls Abfolgen ermitteln kann, wirklich exakte Daten aber nur in Kombination mit schriftlichen Quellen liefert. Eine Annäherung an absolute Jahreszahlen versucht die Archäologie mit Hilfe dreier Methoden:

- der Radiokarbon-Datierung,
- der Dendrochronologie und
- der Thermolumineszenz.

Radiokarbon-Datierung und Dendrochronologie taugen nur für organisches Material, die Thermolumineszenz-Untersuchung nur für bestimmte anorganische Funde.

Die **Radiokarbon-Methode** beruht darauf, daß die Einlagerung von Kohlenstoff in eine Pflanze oder ein Tier in dem Augenblick endet, indem das Lebewesen zu leben aufhört. Der Kohlenstoff kommt in der Natur aber in zwei Isotopen vor: als normaler Kohlenstoff C 12 und als radioaktiver Kohlenstoff C 14. Der radioaktive Anteil des Kohlenstoffs zerfällt mit einer festen Halbwertszeit, während der nichtradioaktive Kohlenstoff stabil bleibt. Der Anteil radioaktiven Kohlenstoffs wird also in gesetzmäßiger Weise geringer und ist somit ein Maß für den Zeitablauf.

Die Methode setzt freilich voraus, daß der ursprüngliche Anteil immer gleich hoch ist. Diese Voraussetzung trifft aber nicht zu, weil

dieser Anteil unter anderem von der Sonnenaktivität abhängt. Die Werte müssen also korrigiert oder, wie man auch sagt, "kalibriert" werden; als Eichmaßstab eignen sich z.B. die Eiskerne, die in jüngster Zeit in Grönland untersucht werden, da in ihnen das Kohlendioxid der Luft eingeschlossen ist und auf seinen radioaktiven Anteil untersucht werden kann. In der Literatur werden korrigierte und nicht-korrigierte Daten nebeneinander verwendet, wobei nicht immer dazugesagt wird, um welche Art von Daten es sich handelt. Der Unterschied kann mehrere hundert Jahre betragen.

Die **Dendrochronologie** vergleicht die Jahresringe der Bäume, die je nach Witterung in den einzelnen Jahren breiter oder schmaler ausfallen und so eine charakteristische Abfolge ergeben. Die Dendrochronologie ist sehr zuverlässig, wenn sich eine kontinuierliche Reihe aufstellen läßt, ist also auf eine Fülle von Material angewiesen, die nur bei langer und intensiver Ausgrabungstätigkeit zusammenkommt; diese Bedingung ist in Lateinamerika bisher erst stellenweise erfüllt. Die Methode versagt, wenn in tropischen Gegenden das organische Material aus klimatischen Gründen schnell in Auflösung übergeht.

Eine Methode, die nicht bei organischen, dafür aber bei keramischen Quellen angewandt werden kann, ist die **Thermolumineszenz**: sie macht sich den Umstand zunutze, daß die Elektronen der Siliziumatome in den Quarzkristallen der Keramik durch Bestrahlung auf ein höheres Energieniveau gehoben werden. Wird ein solches Atom dann auf über 400° erhitzt, fallen diese Elektronen auf ihr ursprüngliches Energieniveau zurück, was gemäß den Gesetzen der Atomphysik mit dem Aussenden von Licht verbunden ist. Diese Lichterscheinung kann man messen und daraus die Menge der aufgenommenen Strahlung errechnen. Nach diesem Prinzip kann man beispielsweise Meßgeräte konstruieren, die die persönliche Strahlenbelastung von Arbeitern in Kernkraftwerken messen.

Die Strahlung, der unsere keramischen Funde ausgesetzt ist, ist zum einen die natürliche Radioaktivität des Bodens und zum anderen die Strahlung aus dem Weltraum. Aus der Stärke des Thermolumineszenz-Effektes kann man nun die Zeit errechnen, während der die Probe der Bestrahlung ausgesetzt war – und zwar seit der letzten Erhitzung des Materials, denn bei der Erhitzung wird die Uhr ja gewissermaßen auf Null gestellt. Das bedeutet für unsere Funde konkret: seit die Keramik gebrannt worden ist; oder seit dem Zeitpunkt, an dem die Siedlung durch Feuer zerstört wurde. Allerdings muß dazu die natürliche Strahlung am Fundort gemessen werden; und weitere Probleme tauchen auf, wenn es sich um Handelsware handelt, die an einem anderen Ort hergestellt als gefunden wurde; oder wenn der Fundort unbekannt ist.

Daß die meisten Quellen archäologischer Natur sind, hat übrigens auch Folgen für die Darstellung der lateinamerikanischen Geschichte. Die Archäologen – in der Regel sind es nordamerikanische Archäologen – haben wenig Kenntnisse der europäischen Geschichte: sie kennen allenfalls ein bißchen die Antike; vom europäischen Mittelalter haben sie keine Ahnung. Das führt dazu, daß sie beispielsweise die Maya-Städte mit den antiken *πολεις* vergleichen statt,

was weitaus näher liegt, mit den italienischen Stadtstaaten des Spätmittelalters.

Die **schriftlichen** Quellen setzen, abgesehen von den schon erwähnten Maya-Inschriften und mixtekischen Handschriften, erst zur Zeit der Conquista ein. Es sind entweder Berichte von Indios über ihre Vergangenheit, die teils mit den alten Schriften, teils auch mit europäischen Buchstaben niedergeschrieben wurden, oder es sind Darstellungen der Conquistadoren. Beide Quellengruppen stellen hohe Ansprüche an die Quellenkritik. Die einheimischen Quellen können

- nostalgisch verklärt sein;
- sie können das liefern, was die neuen Herren hören wollten;
- und sie können, infolge der schon erwähnten zyklischen Geschichtsauffassung, die Ereignisse in einer Form arrangieren, die nicht dem ursprünglichen Ablauf entspricht.

Die Berichte der Conquistadoren über ihre eigenen Taten stehen unter starkem apologetischem Zwang, oder sie sind, wenn die Kritiker der Conquista sprechen, möglicherweise polemisch verzerrt. Berichte der Conquistadoren über die ältere Geschichte und die Lebensweise in den neu erworbenen Gebieten sind selbstverständlich ebenfalls geneigt, diese negativ zu verzerren, um die eigene Handlungsweise zu rechtfertigen, sofern sie nicht überhaupt von völligem Unverständnis geprägt sind. Die wichtigsten Quellen, die man sich vielleicht merken sollte, sind folgende:

- **Columbus** hat ein Bordbuch geführt, dessen Texte erhalten sind, ferner offizielle Berichte an die Königin Isabella verfaßt; allerdings gibt er weniger das wieder, was er sah, als vielmehr das, was er sehen wollte. Seine Optik ist ganz von seinen Erwartungen überlagert. Das Bordbuch ist erhalten, weil Bartolomé de Las Casas es für seine Geschichte Amerikas abgeschrieben hat. Hier eine Seite aus dieser Abschrift:



Das Original von der Hand des Kolumbus ist verloren gegangen. Ein Blatt soll erhalten sein; ich habe aber noch kein Facsimile davon gefunden.

Für Mexico und die Azteken gibt es

- die offiziellen Briefe von **Cortés** an Kaiser Karl V., deren quellenkritische Probleme offenkundig sind. Das Gleiche für die Cortés-Biographie seines Sekretärs López de Gómara, die 1552, d.h. 5 Jahre nach dem Tod des Helden, im Druck erschien; dieser Sekretär war selbst übrigens nie in Amerika.

- Diese offiziösen Quellen lassen sich aber kontrollieren, weil ein einfacher Teilnehmer der Eroberungszüge, **Bernal Diaz**, unter dem Titel *Historia Verdadera de la Conquista* ein Tagebuch aus seiner Sicht verfaßt hat, die von der offiziellen Version durchaus abweicht. Bei beiden finden wir auch Bemerkungen über die Lebensweise und Politik der Azteken vor der Eroberung.

- die Aufzeichnungen des **Bernardino de Sahagún**. Er lebte von 1529 bis 1590 in Mexiko und lehrte seit 1536 in Tlatelolco am Priesterseminar; Sahagún befragte seine Zöglinge über die frühere

Geschichte ihres Staates und zeichnete diese Berichte in lateinischen Buchstaben, aber in Nahuatl, der einheimischen Sprache, auf. Sein Projekt wuchs sich im Laufe der Zeit zu einer förmlichen Realenzyklopädie des Alten Mexico aus; es behandelt in zwölf Büchern die Götter, Feste, Orakel, Astronomie, Geschichte, Gesellschaft, Tiere, Pflanzen, Bodenschätze und zuletzt die Conquista. Die Überlieferung des Werkes ist abenteuerlich, denn 1575 verboten der spanische Indienrat und die Inquisition alle Bücher in Indianersprachen; der zuständige Inquisitor in Mexico mißachtet diesen Befehl aber und fördert Sahagún sogar. Auf nicht nachvollziehbaren Wegen ist die Handschrift dann nach Florenz gelangt, wo sie aber erst 1793 wiederentdeckt wurde.

- Eine Generation jünger als Sahagún ist **Diego Durán**, 1537 in Spanien, wahrscheinlich nahe Sevilla geboren. Er kam als etwa 6jähriges Kind mit seinen Eltern nach México, wurde 1556 Dominikaner, 1559 Priester, lebte in Oaxaca, dann 1565 wieder in México und starb 1587/8. Er schrieb, in spanischer Sprache, zunächst bis 1570 ein Buch über die Riten und Zeremonien der Azteken, dann bis 1579 ein Buch über den Kalender, ferner, wohl parallel dazu, bis 1581 eine *Historia de las Indias de Nueva España e Islas de la Tierra Firme*. Die Darstellung reicht von der sagenhaften Wanderung des Azteken nach México bis zum Abschluß der spanischen Eroberung, ist durch zahlreiche fiktive Dialoge aufgebläht und dadurch sehr langatmig.

- Noch eine Generation jünger ist **Fernando de Alva Ixtlilxóchitl** (1578 – 25.10.1650), der, wie sein Name sagt, teilweise indianischer Abstammung ist, und zwar war er in 5. bzw. 6. Generation ein Nachfahre des vorletzten Herrschers von Tetzaco. Das sagt Ihnen im Augenblick noch nicht viel, wird aber im Laufe des aztekischen Kapitels klar werden. Jetzt genügt der Hinweis, daß sich die Familie frühzeitig, noch vor dem Ende des aztekischen Reiches, auf die Seite der Spanier gestellt hat.

Die wichtigste Quelle für die Maya ist die

- *Relación de las cosas de Yucatán* des dortigen Bischofs **Diego de Landa** aus dem Jahre 1566. Sie hat stark apologetischen Charakter, denn Landa hat zuvor 1562 die einheimischen Handschriften zerstören lassen. Sie erinnern sich vielleicht an das Zitat im 1. Kapitel über den Hurrican.

- Diego de Landa können und müssen wir die Berichte des Mönchs und späteren Bischofs **Bartolomé de las Casas** gegenüberstellen, der sich aber so einseitig auf die Seite der Indios stellt, daß er ebenfalls nicht als objektiv gelten kann. Wir haben ein eigenes Kapitel über Las Casas, in dem wir uns auch mit dieser Problematik befassen werden.

- Die in weiteren Bevölkerungsteilen bekannteste Maya-Quelle ist aber das "Buch des Rates", das *Popol Vuh*. Eine Internet-Suche erbrachte auf Anhieb 40600 Treffer auf deutschen Seiten, was aber auch daran liegen dürfte, daß sich eine Musikgruppe so genannt hat. Das Popol Vuh bietet einen ausführlichen Schöpfungsmythos, einige verwandte Quellen stellen Weissagebücher dar. Das hat dazu geführt, daß sich sämtliche Eso- und sonstigen

-teriker auf diese Texte stürzen, weshalb bei der Lektüre der Einleitungen Vorsicht geboten ist. Der vorliegende Text ist im übrigen bereits christlich überformt, denn er wurde zu Anfang des 18. Jahrhunderts von einem spanischen Mönch namens Francisco Ximenez niedergeschrieben, und zwar als zweisprachiger Text (Quiché und spanische Übersetzung); ob ihm dabei tatsächlich eine einheimische Maya-Handschrift vorgelegen hat, wie er selbst angibt, wird sich nie mehr klären lassen.

Der Eroberer des Inkareichs, **Pizarro**, hat keine eigenen Aufzeichnungen hinterlassen, weil er weder lesen noch schreiben konnte. Dies wird zum Teil durch das Werk des

- **Garcilaso de Vega** ausgeglichen. Dieser Autor war der Sohn eines Spaniers und einer Inkaprinzessin, wobei der Begriff Prinzessin wohl großzügig interpretiert werden muß. Das Buch heißt *Comentarios Reales*, was man als "Wahrhaftige Berichte", aber auch als "Königliche Berichte" übersetzen kann. Es ist ein merkwürdiger Zwitter zwischen dem Stolz auf die indianische Abstammung – daraus folgend der Besserwisserei gegenüber anderen Autoren – und dem Bemühen, sich unzweifelhaft als guter Christ zu präsentieren. Die Geschwätzigkeit des Autors macht die Lektüre sehr ermüdend.

Eine weitere Quelle, aus der wir Informationen über die Verhältnisse außerhalb der Hochkulturen erlangen können, ist das

- Reisetagebuch des **Hans Staden**, mit dem wir uns im vorigen Kapitel schon eingehend befaßt haben.

Weniger ergiebig als die Darstellung Staden ist der Bericht des

- **Ulrich Schmidel** aus Straubing, der von 1534 bis 1554 an der Expedition des Spaniers Pedro de Mendoza im Gebiet des Rio de la Plata teilnahm. Dieses Unternehmen erhält vor allem deshalb Aufmerksamkeit, weil in seinem Verlauf Buenos Aires und Asunción, also die späteren Hauptstädte Argentiniens und Paraguays, gegründet wurden.

II. TEIL: DIE MITTEL- UND SÜDAMERIKANISCHEN HOCHKULTUREN VOR DER CONQUISTA

Wir können jetzt mit der chronologischen Darstellung beginnen und setzen, wie schon angekündigt, in Mesoamerika ein. Es ist ein Durchgangsgebiet, in dem fortlaufend Stämme von Nord nach Süden einwandern und je nach klimatischen und politischen Bedingungen auch wieder auswandern. Dazwischen ergeben sich auch längere stabile Phasen, die sich als Kulturepochen fassen lassen. Archäologisch ist eine Einteilung in drei Epochen üblich: die vorklassische, die klassische und die nachklassische Zeit. Die Bezeichnungen atmen deutlich die Luft der europäischen Archäologie im Rahmen der Altertumswissenschaft; ich halte es übrigens generell für bedenklich – auch für Europa! –, durch das Wort "klassisch" eine Zeitangabe mit einer Wertangabe zu verbinden. Wie dem auch sei, die Amerika-Archäologen gliedern die Geschichte Mesoamerikas in

1. das Präklassikum, die Zeit von 1500 v. Chr. bis 250 n. Chr.
2. das Klassikum, von 250 n. Chr. bis 900 n. Chr. (In diese Zeit fallen die bedeutendsten und vor allem datierbaren Funde aus dem Maya-Gebiet.)
3. das Postklassikum von 900 n. Chr. bis 1520/40, also bis zur Conquista.

7. KAPITEL: DAS OLMEKISCHE ERBE. TEOTIHUACÁN

AM ANFANG DER VORKLASSISCHEN ZEIT steht die Kultur der **Olmeken**. Wie sie sich selbst genannt haben, wissen wir nicht; die meisten Bezeichnungen für die vorkolumbischen Stämme sind aus den Namen späterer Bevölkerungsgruppen übertragen und damit mehr ein Verabredungsbegriff. Statt von Völkern oder Stämmen spricht die Literatur übrigens gern von "Ethnien", von dem griechischen Wort $\epsilon\theta\nu\omicron\varsigma$, dessen Bedeutung wie bei allen griechischen Ausdrücken etwas verschwommen ist. Die olmekische Kultur verbreitete sich auf das Gebiet im heutigen Mexiko, wo Mittelamerika seine erste Engstelle erreicht. Die beiden wichtigsten Zentren sind La Venta und San Lorenzo:



Die Zeitangaben in der Sekundärliteratur schwanken; es wird der Zeitraum zwischen 1500 v. und 1100 v. Chr. als Beginn und zwischen 475 und 300 v. Chr. als Endpunkt angegeben.

La Venta liegt (oder besser gesagt: lag) auf einer Insel in dem Fluß Tonala in Tabasco. Die Insel ist etwa 4,5 km lang und 1,5 km breit. Dort finden sich mehrere Baukomplexe, u.a. eine sog. Pyramide, die sich aber nach vollständiger Freilegung der äußeren Form als Kegel erwies. Der Grundriß ist also rund oder jedenfalls ein Quadrat mit abgerundeten Ecken, mit 140 m Durchmesser, die Höhe beträgt 34 m. Wenn **sie** das Vorbild der späteren Pyramiden war, bildet deren viereckiger Grundriß also eine geometrische Stilisierung. Die runde Form erweist das Bauwerk deutlicher als die viereckige als künstlichen Berg, wohl, wie ich schon angedeutet habe, in Nachahmung eines Vulkankegels. Abgesehen von der Freilegung der äußeren Form ist die "Pyramide" von La Venta archäologisch nicht ergraben worden, so daß man nicht weiß, was sich in ihrem Inneren befand oder befindet. Zum Unglück für die Wissenschaft ist nämlich auf La Venta Erdöl entdeckt worden, wobei die ausbeutende Firma ohne Rücksicht auf archäologische Bedürfnisse vorging.

San Lorenzo ist ein Komplex von drei Einzelsiedlungen, die, wenn man Soustelle glauben darf, zunächst 300 Jahre bewohnt waren, dann 300 Jahre verlassen dalagen und danach wieder 300 Jahre in Betrieb waren. Über die Gründe dafür gibt es nicht einmal Spekulationen; auch über die Beziehungen der beiden Zentren zueinander weiß man nichts. Als dritten wichtigen Ort kann man **Tres Zapotes** nennen, dessen Besiedelung noch etwas länger andauerte als in den beiden anderen Orten.

Die olmekische Kultur ist charakterisiert durch eine bestimmte Art monumentaler Steinplastiken, deren Deutung aber bisher noch nicht gelungen ist.



Sie sind bis zu 2,85 m hoch und sehen aus wie gigantische Kinderköpfe; deshalb auch die Bezeichnung "Babyface". Ähnliche Menschen-darstellungen sind auch an den Wänden von Gebäuden angebracht. Ferner gibt es Wandmalereien in Oxtotitlán und in der Juxtlahuaca-Höhle bei Chilpancingo sowie Felsreliefs in Chalcatzingo. Die Gesichter gehen teilweise in die Darstellung von Jaguaren über; die Literatur spricht manchmal analog zum europäischen „Werwolf“ von „Werjaguaren“. Einige Darstellungen bilden geradezu die Kopulation zwischen Mensch und Jaguar ab. Dieses Tier scheint in den religiösen Riten und Vorstellungen der Olmeken eine dominierende Rolle gespielt zu haben, sei es als göttlicher Ahnherr nach Art eines Totemtieres oder überhaupt als Symbol der Energie und Lebenskraft.

Neben der Großplastik sind auch sehr schöne kleine Statuen und Zeremonialäxte aus Halbedelsteinen ausgegraben worden. Einige Objekte weisen Zeichen auf, die möglicherweise als Hieroglyphen anzusprechen sind, aber ihre nähere Deutung ist aussichtslos. Schließlich glauben manche Forscher in einigen Zeichen Tagesangaben wie später bei den Maya erkennen zu können, was ich aber für sehr gewagt halte. Es spricht ferner einiges dafür, daß all diese Objekte gar nicht zum öffentlichen Anschauen bestimmt waren, sondern daß sie Opfergaben darstellen, die hergestellt und dann den Blicken entzogen wurden, indem man sie mit Erde bedeckte oder, wie man dramatischer formulieren kann, „begrub“. Auch die Babyfaces sind wahrscheinlich erst durch die Erosion und die Tätigkeit der heutigen Archäologen wieder ans Tageslicht gekommen.

Ich zeige Ihnen noch einmal eine Karte, auf der die Fundorte der wichtigsten olmekischen Kultgegenstände eingetragen sind:



Sie sehen das olmekische Kerngebiet blau-violett eingefärbt, rosa die Fundorte von Wand- und Felsbildern, grün Orte, in denen transportable Gegenstände wie Statuen, Masken u. dgl. gefunden wurden, und rot Fundorte von Objekten, die einen deutlichen Stileinfluß der olmekischen Kunst aufweisen.

Ob La Venta und die beiden anderen Zentralorte über die Funktion eines religiös-zeremoniellen Zentrums hinaus auch politische Machtzentren bildeten, ist ungewiß. Ihre Dominanz endet um 400 v. Chr.; es bleibt aber etwas erhalten, was man als "Olmekische Erbe" bezeichnen könnte, ähnlich wie bei uns das römische Erbe erhalten blieb, auch als Rom selbst seine Zentralfunktion verloren hatte. Zu diesem Erbe gehört offenkundig der Kalender mit seinen beiden 260- und 365-tägigen Zyklen und seinem Gesamtzyklus von 52 Jahren.

Ab 400 v. Chr. läßt sich eine Teilung des mesoamerikanischen Gebietes beobachten in das später mexikanisch-aztekische Gebiet mehr im Norden und Westen und in das spätere Maya-Gebiet im Süden und auf Yucatán. Wir bleiben zunächst im Nordwesten. Dort erlangt die Stadt Cuicuilco den Vorrang, die auf dem Gebiet des heutigen México City lag und folgende Pyramide hatte, die ausgegraben wurde, als 1968 dort das olympische Dorf errichtet wurde:



Ob es sich tatsächlich um Cuicuilco handelt, dessen Name aus schriftlichen Quellen bekannt ist, ist nicht ganz sicher, zumal die Grabungen schnell erfolgen mußten und wegen der anschließenden Bebauung des Geländes auch nicht mehr weitergeführt werden können. Cuicuilco findet aber ein jähes Ende: um 150 v. Chr., nach anderen Angaben im 1. Jahrhundert n. Chr. bricht der Xitli-Vulkan aus und zwingt die Bevölkerung zur Auswanderung.

Als neuer Ort dient **Teotihuacán**, eine der berühmtesten mesoamerikanischen Städte, etwa 100 km nördlich des heutigen Mexico. Teotihuacán besaß, und das dürfte der Grund für die Ortswahl gewesen sein, ein Höhlenheiligtum, das sich zu einer von weither besuchten Wallfahrtsstätte entwickelte. Ich erinnere daran, daß Höhlen als Zugang zur Unterwelt für den Verkehr mit den Geistern wichtige Plätze sind. Die Stadt hatte einen streng rechtwinkligen Grundriß und war in vier Bezirke eingeteilt, wobei es auch spezielle Wohngebiete für bestimmte Gruppen von Auswärtigen gab. In der Mitte lag das Zeremonialzentrum entlang einer Straße, der sog. Straße des Todes, die sich über 2 km erstreckte. Die bedeutendsten Bauten waren die sog. Sonnenpyramide und die etwas kleinere Mondpyramide.



Der Name Teotihuacán und die Bezeichnungen "Straße des Todes", "Sonnenpyramide" und "Mondpyramide" stammen übrigens weder von den damaligen Bewohnern noch von den modernen Archäologen, sondern von den Azteken, die die Stadt bereits in Ruinen vor-

fanden und mit nostalgischem Glanz umgaben. Dabei flossen durchaus eigene Vorstellungen und Gefühle mit ein.

Die sog. Sonnenpyramide hatte zuletzt eine Grundfläche von ca. 225 m im Quadrat und eine Höhe von 65 m. Um Ihnen die Größenverhältnisse zu demonstrieren, habe ich in der folgenden Folie die Umrißlinie dieser Pyramide über die Gebäude unserer Universität gelegt:



Sie sehen, wie GW II, Bibliothek, Mensa und Neues Hörsaalgebäude mühelos von ihr bedeckt werden. Der eben gezeigte Ausschnitt des Zeremonialzentrums bildet aber nur die allerinnerste Stadt, die sich insgesamt über eine viel größere Fläche erstreckt:



Sie sehen schwarz gefärbt die beiden Pyramiden. Der äußere Eindruck der Stadt war dominiert von Wandmalereien, die offenbar an jeder sich nur bietenden freien Fläche – sowohl an der Außenseite der Gebäude als auch in ihrem Inneren – angebracht waren. Auch dafür zwei Beispiele:



Teotihuacán soll um 100 n. Chr. 60000 Einwohner gehabt haben; diese Zahl scheint wie bei vielen archäologischen Bevölkerungsangaben übertrieben, aber selbst wenn wir sie halbieren oder dritteln, bleibt immer noch eine eindrucksvolle Bevölkerungsagglomeration übrig.

Auch in Teotihuacán sind transportable Funde ausgegraben worden, z.B. folgende Maske aus Jade, die Sie bestimmt schon einmal gesehen haben:



Von einem "Kunstwerk" zu sprechen, dürfte aber nicht ganz korrekt sein, denn der ästhetische Aspekt war sicher nur nebensächlich; wahrscheinlich diente sie für eine wie immer geartete Zeremonie.

Teotihuacán war politisch in der Lage, bis ins Maya-Gebiet Einfluß auszuüben, wobei wiederum nicht klar ist, ob es sich lediglich um eine „geistige“ Macht eines überragend berühmten religiösen Zentrums, um ein Handelsimperium oder um einen militärisch dominierenden wirklichen Staat gehandelt hat. Um 650 n. Chr. soll die Stadt sogar 150000 Einwohner gehabt haben; um diese Zeit bricht ihre Rolle aber binnen kürzester Zeit zusammen: Teotihuacán wird durch Feuer zerstört und nicht wieder aufgebaut, ohne daß wir die Gründe ermitteln können.

Ein Stück südöstlich von Teotihuacán lag ein zweites, von ca. 200 v. Chr. bis ca. 700 n. Chr. intaktes Zentrum, das mit einer spani-

schen Bezeichnung **Monte Alban** genannt wird. Seine Bewohner werden als Zapoteken bezeichnet. In Monte Alban kannte man eine Schrift und ein Zahlensystem, die beide in Inschriften überliefert sind, deren Deutung aber schwierig ist.

8. KAPITEL: DIE MAYA

DAS "SPIEL DES JAHRES" 1999 trug den Titel *TIKAL*.



Auf der Rückseite des Kartons lesen wir: "Tikal – die strategische Dschungel-Expedition. Überwucherte Tempel und verloren geglaubte Schätze verbergen sich im dichten Dschungel von Guatemala. Ihr seid Leiter einer Expedition und wollt mit eurem Team diese Kostbarkeiten entdecken. Doch ihr seid nicht allein. Welche Strategie ist richtig? Schätze heben, Tempel ausgraben, oder eine Kombination von beidem? Haltet ihr euer Team zusammen, oder ist es sinnvoller, möglichst überall zu sein? Für 2–4 Spieler von 10–99 Jahren. Spieldauer: ca. 90 Minuten."

In der Spielanleitung heißt es dann: "Die Geschichte: Tikal ist die bedeutendste und größte aller Maya-Stätten. Inmitten eines undurchdringlichen Urwaldes liegt sie im Norden Guatemalas, versteckt unter bis zu 50 Meter hohen Bäumen. Besiedelt und bewohnt wurde Tikal von 600 n. Chr. bis 900 n. Chr. Nur ein kleiner Bruchteil des 16 km² großen Areals wurde ausgegraben und erforscht. Wir schreiben das Jahr 1999. Bis zu 4 Expeditionen machen sich auf den Weg, um weitere Tempel und Schätze freizulegen und zu bergen. Das Spielziel: Jeder Spieler ist Leiter einer Expedition, die im Urwald nach Tempeln forscht, kostbare Schätze hebt und Geheimpfade entdeckt. Die Expedition mit den meisten Punkten gewinnt das Spiel. Punkte erhält ein Spieler während der vier Wertungsrunden für jeden gehobenen Schatz und für jeden Tempel, bei dem er die meisten Expeditionsteilnehmer stehen hat."

Das Spielfeld entsteht erst während des Spieles durch das Aneinanderlegen sechseckiger Geländekarten – das kennen wir doch ... :



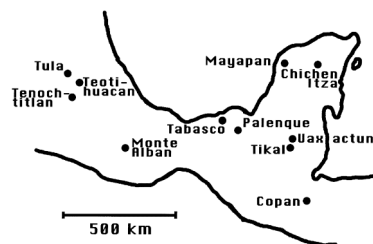
Diese Geländekarten zeigen Urwald, Tempel oder Schätze, mit denen man sich dann vergnügen kann. Außerdem gibt es noch vier Vulkane, deren Ausbruch die Punktwertung auslöst. Ich fand das Spiel nicht übermäßig unterhaltsam. Vor allem – und das interessiert in unserem Zusammenhang – erfährt der Spieler fast nichts über die Maya: sie dienen lediglich als exotische Folie für einen Spielablauf, der genauso in jedem anderen Erdteil und überall in diesem oder einem anderen Universum stattfinden könnte.

Ein wenig besser sieht es aus mit dem Computerspiel der Firma Tivola "Der Schatz der Maya. Ein Fall für TKKG".



Hier ist kurz vor der Ausstellungseröffnung ein wertvolles Exponat verschwunden, das die vier Kinderdetektive wiederbeschaffen sollen. Es läuft wohl darauf hinaus, daß der böse neue Museumsdirektor unter der Hand einen Antiquitätenhandel betreibt; aber ich muß gestehen, daß ich etwa in der Mitte des Spieles steckengeblieben bin. In einigen Nebenhandlungen erfährt man etwas über die Kultur und Lebensweise der Maya, aber diese Nebenhandlungen sind so aufdringlich in das Spiel eingeschoben, daß die Kinder wahrscheinlich möglichst schnell darüber hinweggehen. (Ich kann Ihnen das Spiel nicht zeigen, weil ich es beim letzten Mal einem Studenten ausgeliehen und nie zurückbekommen habe.)

Das Siedlungsgebiet der nicht-virtuellen Maya umfaßt im wesentlichen die Halbinsel Yucatán und das daran südlich und südöstlich sich anschließende Gebiet Mesoamerikas.



Es liegt also im wesentlichen in den heutigen Staaten México und Guatemala. Als Blütezeit der Maya-Kultur gilt das von den Archäologen so definierte Klassikum, aber dies verzerrt die wirkliche Situation, denn auch in der Zeit nach 900 besteht die Maya-Kultur weiter, nur in etwas veränderter Form und ohne **datierbare** Denkmäler zu hinterlassen; die Denkmäler sind da, aber sie nennen keine Namen von Einzelpersonen mehr und keine expliziten Daten. In der etwas älteren Sekundärliteratur wird die Zeit vor 200 und nach 900 auch als "Altes Reich" und als "Neues Reich", unterbrochen durch einen "Hiatus", bezeichnet; aber diese Terminologie ist abzulehnen, aus ihr schaut allzusehr das ägyptische Vorbild heraus. Die Maya-Kultur übersteht an einigen Stellen sogar die Conquista: der letzte Maya-Staat (Petén Itzá) unterwirft sich erst 1697 der spanischen Herrschaft und der christlichen Religion.

Das Maya-Gebiet ist politisch in eine Fülle kleiner Einheiten gegliedert, die man, sofern an ihrer Spitze ein Oberschamane oder König steht, als Stadtstaaten bezeichnen kann. Im Laufe der Zeit ist eine Tendenz zu größeren, auch mehrere Städte umfassenden Einheiten zu beobachten, aber die Verhältnisse sind ständig im Fluß und gewinnen erst in der nachklassischen Zeit durch ein geändertes Herrschaftsmuster etwas größere Stabilität. Ich verwende übrigens im folgenden der Einfachheit halber den Ausdruck "König", obwohl man sich der Unterschiede zum europäischen Königtum immer bewußt bleiben muß; einen Gegensatz zwischen Religion und Politik,

eine Diskussion um das Ausmaß der religiösen Rolle des Königs – nach dem Muster unseres mittelalterlichen Investiturstreites – gab es nicht und konnte es gar nicht geben.

Die Einführung des Königtums an einem Ort ist ein bewußter Entschluß. Es bringt bedeutende Lasten mit sich, aber auch Vorteile durch den besseren und direkteren Zugang zur Geisterwelt, der sich, wie wir gesehen haben, in der hiesigen Welt im ganz buchstäblichen Sinne durch Glück und Wohlergehen des Staates und seiner Bewohner auszahlen kann. Wenn der König sich nicht bewährt oder wenn die Lasten sich als zu groß erweisen, kann das Königtum auch wieder abgeschafft werden oder von selbst aufhören. Dies geschah offenbar auf breiter Front im Laufe des 9. Jahrhunderts.

Die Lasten, die mit dem Königtum verbunden sind, bestehen vor allem in der Errichtung und dem ständigen Ausbau eines **Zeremonialzentrums**. Ein solches Zentrum gruppiert sich in der Regel um einen großen Platz, eine *plaza*, und besteht aus mehreren Gebäuden. Deren wichtigster ist der **Tempel**, errichtet an einem im wörtlichen Sinne herausragenden oder auf andere Art geheiligten Ort, etwa über einer Quelle. Er kann zugleich die Grabkammer des Königs bilden, aber das muß nicht sein.

Wichtig ist, daß er keinen eigentlichen Innenraum besitzt, sondern eine massive Steinpyramide darstellt, auf deren Spitze ein eher kleines Gebäude steht, in dem der König die Opferriten vollzieht und die Visionen aus der Geisterwelt empfängt. Die Opfer sind, wie schon früher erläutert, von Anfang an Menschenopfer gefangener Feinde; die Beschaffung dieser Opfer ist eine weitere Last, die mit dem Königtum verbunden ist. Die Opferung erfolgte ursprünglich durch Enthaupten; das Abschlagen des Kopfes gilt geradezu als charakteristisches Attribut des Königs. Diese Opfer zu beschaffen, ist Aufgabe des Königs selbst (natürlich mit Unterstützung der übrigen Krieger) – ein hochriskantes Unternehmen, das auch zum genau gegenteiligen Ergebnis führen konnte: es ist der Fall eines Königs von Copán mit dem schönen Namen "18 Kaninchen" bekannt, der nach 43jähriger glorreicher Regierung auf einer Strafexpedition gegen einen Untertanen gefangen genommen und am 3. Mai 738 selbst geopfert wurde.



Ein weiteres charakteristisches Gebäude ist der **Ballspielplatz**. Das rituelle Ballspiel ist kein harmloses sportliches Vergnügen, sondern der Nachvollzug mythischer Berichte, etwa jener Vorgänge, bei denen ein Zwillingsgötterpaar die Geister der Unterwelt überlistet hat.

Es ist also jetzt der rechte Zeitpunkt, kurz die **Mythologie** der Maya darzustellen. Die wichtigste Quelle dafür ist das *Popol Vuh*, eine Art Bibel der Maya, das allerdings in der uns überlieferten Form erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts niedergeschrieben wurde.

Das erste Buch des Popol Vuh enthält die Schöpfungsgeschichte der Welt und der Menschen. Der Gesamtvorgang ähnelt ein wenig der Darstellung in der Genesis, aber es gibt einen wesentli-

chen Unterschied: der jüdisch-christlich-islamische Gott schafft die Welt und stellt dann Tag für Tag fest: "Es war sehr gut." Die mesoamerikanischen Götter haben es viel schwerer: zunächst grübeln sie lange, wie die Schöpfung zu bewerkstelligen sei, und was dann schließlich dabei herauskommt, erweist sich als unvollkommen; es muß teils wieder vernichtet, teils – wie man heute sagen würde – nachgebessert werden.

Die Darstellung des Popol Vuh ist im übrigen sehr wortreich, so daß ich sie nur in kleinen Auszügen zitieren kann. Es beginnt wie folgt: "Hier ist nun zu berichten, wie einst die Welt in tiefem Schweigen schwebte, in tiefer Ruhe schwebte, in Stille verharrte, sanft sich wiegte, einsam dalag und öde war. Und dies ist die erste Kunde, die erste Aussage: es gab keinen Menschen, kein Tier, Vogel, Fisch, Krebs, Baum, Stein, Höhle, Schlucht, Grasbüschel oder Busch – einzig und allein der Himmel war da. Unsichtbar war das Antlitz der Erde. Einzig und allein das Meer staute sich unter dem Himmelsgewölbe – das war alles. Kein Ding gab es, das sich zu etwas gestaltet hätte, das auch nur ein wenig sich hätte vernehmen lassen, kein einziges, das sich ein wenig geregt, das gerieselte oder gerauscht hätte im Himmel. Rein nichts gab es, was gewesen wäre, was ein Dasein gehabt hätte. Nur Wasser staute sich, nur das Meer lag ruhig da, eine einzige Stauung. Rein nichts gab es, was sonst noch gewesen wäre. Nur Ruhe und Stille in Dunkelheit und Nacht." (Die Bibel begnügt sich an dieser Stelle mit der Aussage: "Die Erde aber war wüst und leer.")

In dieser Situation taucht nun bei den Göttern der Maya allmählich der Gedanke an eine Ausgestaltung der Schöpfung auf, die mit innewohnender Konsequenz auf die Erschaffung der Menschen hinzielt: "Sie redeten und berieten nun, überlegten nun sogleich, verständigten sich miteinander und brachten ihre Worte und Erwägungen in Einklang. Da tauchte der Uranfang des Lichtes, da tauchte auch der Mensch in ihren Plänen auf. Und dann überdachten sie das Sprießen, das Werden der Bäume und Schlinggewächse, das Aufsprießen des Lebens und die Erschaffung des Menschengeschlechtes in Dunkelheit und Nacht Denn so sprachen die Götter: 'Es gibt ja keinen Glanz, kein Ansehen, keinen Ruhm für diesen unseren Bau, unsere Schöpfung, ehe denn der Mensch erschaffen ist.' "

Bevor der Mensch auftreten kann, muß aber zunächst einmal die Erde ausgestaltet werden: Berge, Ebenen, Flüsse, Pflanzen. Mit den Tieren hat es eine eigene Bewandnis, denn eigentlich sollen sie die Rolle ausfüllen, die später dem Menschen zufällt. Sobald sie erschaffen sind, tragen die Götter ihnen auf: "So nennt nun unsere Namen, erweist uns Ehre. Richtet das Wort an Huracan, den grünen Blitz, das Herz des Himmels. Sprecht laut, ruft uns an, betet zu uns!" Aber die Tiere erweisen sich dessen als unfähig, sondern können lediglich blöken und brüllen. Die Götter sind bestürzt und enttäuscht und bestrafen die Tiere für ihr Fehlverhalten: "Ihr habt es nicht fertiggebracht, ihr habt euch nicht des geringsten Wortes bedient. So nehmt nun hin, was eure Bestimmung ist: euer Fleisch soll zerkaut werden. Ja, das geschehe, das also ist es, wozu ihr berufen sein sollt." Das erste Experiment der Götter, sich die lebensnotwendigen

Diener zu erschaffen, ist also gescheitert. Der nächste Versuch sind dann wirklich die Menschen.

Aber auch dabei gibt es Schwierigkeiten. Die Götter erschaffen zunächst Menschen aus Erde und Schlamm, die aber sofort wieder im Wasser zerfallen; sie können zwar sprechen, haben aber keinen Verstand. Der zweite Versuch sind Menschen aus Holz, aber "sie hatten keine Seele und keinen Verstand, nicht einmal eine Erinnerung an ihren Schöpfer hatten sie. Sinnlos trieben sie sich umher und gingen auf allen vieren." Dieser zweite Versuch wird durch eine Sintflut beseitigt. Beim dritten Mal klappt es endlich, denn die Götter formen nun vier Exemplare aus Mais: "Sie sprachen und formten Worte, sie sahen gut aus und sie hörten, sie gingen einher und griffen mit Händen. Wohlgeratene, schöne Menschen waren sie, edel in ihrer Erscheinung." Die Maismenschen erweisen nun auch den Göttern die schuldige Ehre.

Aber auch diesmal ist ein Haken an der Sache. Die Maismenschen sind nämlich zu gut gelungen, sie sind einfach zu intelligent. Die Götter fürchten daher, die Menschen könnten ihnen auf Dauer Konkurrenz machen und selber Götter werden. Deshalb trüben sie den Verstand der Menschen, und außerdem werden den vier Männern noch vier Frauen hinzugesellt. Auch das erinnert durchaus an die Bibel, an den Baum der Erkenntnis, und wir müssen uns erneut fragen, ob der Spanier, der den Text niederschrieb, nicht unbewußt Eigenes hinzugefügt hat.

Der Schöpfungsmythos, den ich eben vorgeführt habe, war so sehr auf die Erschaffung der Menschen ausgerichtet, daß für andere Aspekte, zum Beispiel Nacht und Tag, Sonne und Mond und das Verhältnis von Welt, Unterwelt und Oberwelt kein Platz war. Hierüber gibt ein anderer Mythos Auskunft. Er zeigt auch das durchaus problematische Verhältnis der Götter zueinander. Zwei heroische Zwillinge, *Hun-Hunahpu* und *Vucub-Hunahpu*, bekommen Ärger mit den Herrschern von *Xibalba*, der Unterwelt, weil sie beim Ballspiel zu viel Lärm machen. Sie werden nach *Xibalba* zitiert; dort findet ein Ballspiel mit den Unterweltgöttern statt, in dem sie aber unterliegen, weil die Götter die Spielregeln nicht einhalten. Die Zwillinge werden getötet, der eine vergraben, der Schädel des anderen zur Abschreckung in einen Baum gehängt. Die Tochter eines der Unterweltherrscher betrachtet den Schädel neugierig, er spuckt ihr in die Hand und schwängert sie dadurch.

Das Mädchen flüchtet in die mittlere Welt (also die, in der wir leben) und wird dort von der Mutter der toten Zwillinge aufgenommen. Zur Welt kommen – wie zu erwarten war – wiederum Zwillinge, mit Namen *Hunahpu* und *Xbalanque*. Und wie ebenfalls zu erwarten war, belästigen auch sie die Unterweltherrscher durch Lärm beim Ballspielen. Auch sie werden nach *Xibalba* zitiert, sind aber vorgewarnt, weshalb es den Unterweltgöttern nicht gelingt, sie zu überlisten. Sie bestehen eine ganze Reihe von Proben, wobei auch einmal ein abgeschlagener Kopf durch einen Kürbis ersetzt wird; schließlich gewinnen sie aber, erwecken die toten älteren Zwillingen wieder zum Leben und versetzen sie in die Oberwelt, wo sie als Sonne und Mond fungieren.

Die Mythen sind insgesamt ein bißchen befremdlich und erinnern teilweise mehr an antike Göttersagen als an die Dogmen der monotheistischen Religionen. Wie stark sie durch die relativ späte Überlieferung verfremdet sind, ist schwer zu beurteilen.

Als Darstellung und Nachvollzug dieser Mythen kann man also das Ballspiel interpretieren. Konsequenterweise ging es dabei also nicht nur ums Gewinnen, sondern auch ums Überleben – mit anderen Worten: die unterlegene Partei wurde anschließend geopfert. Der Ursprung des Balles dürfte überhaupt der vom König abgeschlagene Kopf des prominenten Opfers gewesen sein, wie es auch später noch üblich war, den Körper des Opfers zu einem runden Paket zusammenzuschnüren und die Tempeltreppe hinunterzurollen. Der Ballspielplatz ist also eine Abbildung der Unterwelt, wie der Tempel an der Spitze der Pyramide die Überwelt darstellt. Es sind mehrere hundert Ballspielplätze erhalten geblieben bzw. ausgegraben worden. Hier ein Beispiel:



und auch noch eine zweite Abbildung:



Da die Maya-Kultur nicht sofort mit der Ankunft der Spanier unterging, lebte auch das Ballspiel, wenn auch möglicherweise in veränderter oder nicht mehr verstandener Form noch eine Weile weiter und ist auch beschrieben worden. In dieser Spätform wurde der Ball, der übrigens nicht elastisch ist, mit der Hüfte gespielt und durfte den Boden nicht berühren. Es gab eine spezielle Ausrüstung zum Schutz der Spieler, die stark an heutige Skateboarder oder nordamerikanische Footballer erinnert. Als Cortés nach der Eroberung Mexikos nach Europa fuhr, nahm er auch einige Ballspieler mit, die ihr Spiel vor Karl V. vorführen mußten. Ein anwesender Zeichner hat sie dabei abgebildet:



Auf Soliche manier spilen die Indianer mit ainem aufgeblassen bal mit dem hindern, On die hend an Zue Rieren auf der Erdt; haben auch ain hardt leder for dem hindern, dar mit er vom bal den widerstreich Entpfacht, haben auch solich ledern hent schuch an, lesen wir rechts oben. Insgesamt enthält die Interpretation des Ballspiels aber viel Spekulation, und wir können auch über die Spielregeln allenfalls Vermutungen anstellen. Alles, was darüber mit dem Anspruch der Gewißheit behauptet wird, ist unseriös.

Der Bau des Zeremonialzentrums bildete, wie gesagt, eine hohe Belastung, und zwar auch deshalb, weil es mit der einmaligen Errichtung eines Gebäudes nicht getan war. Je größer der Tempel, um so größer die Bedeutung der Stadt – im diesseitigen und jenseitigen Bereich –, um so größer aber auch die Macht des Herrschers über seine Stadt. Deshalb wird ständig weitergebaut, der vorhandene

Tempel überbaut oder ein neuer, größerer Tempel errichtet. Vor allem in Schwächeperioden wird deshalb die Bautätigkeit intensiviert, was rational gesprochen, Kräfte bindet, die gerade in Krisenzeiten anderswo, etwa in der Landwirtschaft, besser angewandt gewesen wären; aber das ist sehr europäisch-rationalistisch gedacht.

Es dürfte inzwischen auch klar geworden sein, daß die Maya-Pyramiden etwas anderes sind als die Pyramiden in Ägypten. Hier soll keinem Pharaon das Weiterleben im Jenseits gesichert und seine Vergöttlichung ermöglicht werden, sondern es sind Kultbauten zum Gebrauch der Lebenden. Dem widerspricht nicht, daß sich im Fundament der Pyramide tatsächlich das Grab eines Herrschers befinden kann; denn ein solches Grab erhöht die Heiligkeit des Ortes und so die Kraft der an ihm ausgeführten Zeremonien. Der Bau der Pyramide ist kein einmaliger Vorgang nach feststehendem Plan, sondern sie wird Schicht um Schicht überbaut. Abgesehen davon sind auch die Winkel viel steiler, so daß die Treppe, die zur Spitze führt, bei einigen Bauten in flacherer Neigung und damit längerem Anlauf angesetzt werden muß. Hier eine der berühmtesten und größten Pyramiden, diejenige von Tikal:



Für diese Pyramide gibt es eine Zeichnung, die sie zeigt, wie sie zu Beginn der Ausgrabungen aussah:



Die archäologische Leistung war also beträchtlich. Die Abbildung zeigt aber auch, daß es erheblicher Anstrengungen bedarf, sie im heutigen Zustand zu erhalten. Das gelingt nur durch ihre touristische Vermarktung, mit all den Problemen, die das wiederum mit sich bringt.

Wie weit lassen sich nun die einzelnen Vorgänge rekonstruieren und einordnen? Die Ausgrabungen der Archäologen machen uns die Gebäude, also die Tempel, Ballspielplätze, Paläste, *plazas* usw. zugänglich. Sie fördern darüber hinaus in den Gräbern die königlichen Insignien zutage: da wir uns technisch gesehen noch in der Steinzeit befinden, bestehen sie in der Regel aus Halbedelsteinen, z.B. aus Jade, evt. auch aus Gold. Wichtigste Insignien waren offenbar eine Brustplatte und ein Stirnband, an dem mehrere kleine Platten hingen, jeweils mit der Abbildung von Göttern. Die Tempel waren dekoriert mit Abbildungen in Form von Fresken oder vor allem Reliefs; mitunter sind die Bauelemente selbst figürlich gestaltet, oder es sind direkt Stelen mit Abbildungen aufgestellt worden. Diese Abbildungen sind aber nicht nur Darstellungen von Szenen mythologischer oder historischer Art, sondern weisen in der "klassischen" Zeit eine ganze Serie von regelrechten mit Datum versehenen Inschriften auf.

Wir kommen damit zur Schrift der Maya; mit ihrem Kalender befassen wir uns gesondert im nächsten Kapitel. Die **Schrift** der Maya ist ursprünglich eine Bilderschrift, die sich im Laufe der Zeit zu

einer Begriffs-, Silben- und Buchstabenschrift weiterentwickelt hat. Die dabei angewandten Verfahren sind dieselben wie etwa in der chinesischen und ägyptischen Schrift, so daß es vertretbar ist, sie als Hieroglyphen zu bezeichnen. Wie bei den Ägyptern ist die Entwicklung aber steckengeblieben, d.h. es ist nicht zu einer reinen Silben- oder Buchstabenschrift gekommen, wie dies bei der Keilschrift und besonders bei der phönizischen Schrift gelungen ist. Vielmehr steht die Verwendung der Zeichen als Wort, Begriff, Silbe oder Buchstabe nebeneinander und wird in demselben Text gemischt. Dieser Umstand ist z.B. dem Bischof Landa entgangen, der sich ein Maya-"Alphabet" aufzeichnen ließ, das auch heute noch gelegentlich in Schriftgeschichten abgebildet wird. Dieses Alphabet ist nicht falsch, aber eben nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Schriftbestand.



Die Schrift funktioniert, wie gesagt, ebenso wie die ägyptische oder chinesische. Das heißt, es gibt

1. Zeichen, die das bedeuten, was sie abbilden: das Bild eines Jaguars bedeutet dann "Jaguar". Dasselbe Zeichen kann
2. für ein Wort verwendet werden, das genauso klingt wie "Jaguar", aber etwas anderes bedeutet. Man nennt das das Rebus-Prinzip; sprachwissenschaftlich sind es die Homophone. Man kann
3. die Lösung dieses Worträtsels dadurch erleichtern, daß man ein Zeichen hinzufügt, das auf die Bedeutung des Wortes verweist, ein Determinativ. Dieser Zusatz kann
4. auch einen Hinweis auf die Lautgestalt des Basiswortes enthalten.
5. kann ein Zeichen auch für einen Teil des Wortes stehen, etwa für die erste Silbe, oder
6. für einen einzelnen Laut, etwa den ersten Laut des Wortes.

Damit wäre im Prinzip die Buchstabenschrift erreicht; aber wie gesagt werden alle 6 Möglichkeiten gleichzeitig verwendet, und dasselbe Wort kann bald in der einen, bald in der anderen Weise geschrieben werden. Die Lektüre einer Maya-Inschrift dauerte also schon bei den Zeitgenossen lange, was bei Inschriften ja im Grunde auch wesensgemäß ist. Auch europäische Inschriften wollen zum Verweilen einladen; sie beginnen nicht selten mit der Aufforderung "Wanderer, bleib stehn" – *Siste, viator*. Noch länger dauerte allerdings die moderne Entzifferung, die auch noch gar nicht abgeschlossen ist.

Von den Buchstabenformen haben Sie auf meinem Datumsblatt schon eine Probe gesehen. Sie sind schwer zu unterscheiden und für den europäischen Geschmack auch recht plump. Das Formprinzip besteht darin, den Raum eines Quadrates oder Rechtecks möglichst flächenfüllend auszunutzen, so daß die Zeichen dicht gepackt und in die real gemeinte Zeichnung eingepaßt werden können.

Die Lektüre wird außerdem noch dadurch erschwert, daß es gewissermaßen mehrere Schriftgrade gibt: neben einer einfachen Normalform können die Buchstaben nach Art eines Kopfes oder eines Tieres, z.B. eines Geiers, stilisiert werden; das heißt dann die "anthropomorphe" oder die "zoomorphe" Variante. Mehrere Zeichen,

die zusammengehören, weil sie ein Wort bedeuten, werden als Ligatur geschrieben, also neben-, über- oder untereinandergesetzt zu einem komplizierteren Zeichen vereinigt; dabei kommt auch die Technik der Enklave vor, d.h. das eine Zeichen wird in das andere innen hineingeschrieben. Und schließlich gibt es noch die Möglichkeit einer Art Auszeichnungsschrift oder Majuskelform: dann wird der Begriff zu einer aufwendigen breiten Zeichnung ausgestaltet.

Die Maya-Hieroglyphen und überhaupt die Reliefs an den Tempeln sind übrigens auch deshalb so schwer zu erkennen, weil sie in der Literatur in ungeschickter Weise abgebildet werden. Sie finden fast ausschließlich Strichzeichnungen der Umrisse, so wie das bei den Archäologen üblich ist. Dadurch wird aber der Unterschied zwischen erhabenen und vertieften Partien nicht sichtbar; dieser ist aber für das optische Verständnis wichtig. Man merkt das sofort, wenn man statt der Strichzeichnung ein Foto sieht, wie ich Ihnen bei der allgemeinen Vorstellung der Quellen ja schon demonstriert habe.

An dieser Stelle will ich einige kurze Bemerkungen über die Sprache der Maya einschieben, oder besser gesagt: über die Sprachfamilie. Mayasprachen werden heute noch gesprochen, was sich bei der Entzifferung der Inschriften als nützlich erwiesen hat. Ich zeige Ihnen eine Karte und einen Stammbaum, die ich beide aus dem Buch von Michael D. Coe, Das Geheimnis der Maya-Schrift. Ein Code wird entschlüsselt (Reinbek bei Hamburg 1995) S. 68, 72 entnommen und graphisch nachbearbeitet habe. Das Buch kann ich Ihnen übrigens nicht uneingeschränkt empfehlen, da der Autor sein Thema nach Art einer James-Bond-Story präsentiert, mit Heldenverehrung und Schurkenverdammung, bis hin zu der Peinlichkeit, daß er bestimmte Kollegen regelmäßig nur mit Vornamen nennt.



Die Inschriften stammen überwiegend aus dem Chol-Gebiet, während das Yucatekische offenbar durch Lexika usw. am besten erschlossen ist. Wir wollen uns hier nicht als Amateurlinguisten betätigen, sondern ich will nur auf drei Punkte hinweisen. Der erste Punkt betrifft das Verbum, bei dem, anders als in den westeuropäischen Sprachen, die Tempora eine geringe Rolle spielen. Wichtiger sind die Aspekte, also: ob die Handlung einmal erfolgt oder fortlaufend, ob sie abgeschlossen ist oder andauert usw. Falls Sie Griechisch gelernt haben, sind Sie mit diesem Problem konfrontiert worden; und falls Sie Arabisch beherrschen, ist Ihnen die Fragestellung völlig geläufig. Die Bedeutung der Aspekte paßt gut in die zyklische Geschichtsauffassung.

Der zweite Punkt betrifft die Syntax. Ein Satz in einer Mayasprache beginnt, in streng festgelegter Reihenfolge, mit dem Verbum, dann folgt das Objekt, sofern vorhanden, und dann das Subjekt.

Drittens eine Bemerkung zum Kasussystem: Substantiv und Pronomen besitzen, wenn man es so nennen will, zwei Kasus, die die Linguisten als Nominativ und als Ergativ bezeichnen. Ihre Verwendung hängt vom Verbum ab. Bei einem transitiven Verbum steht

das Subjekt im Nominativ, das Objekt im Ergativ. Beim intransitiven Verbum, bei dem es kein Objekt gibt, steht das Subjekt dagegen im Ergativ – sofern es sich um eine abgeschlossene Handlung dreht; bei einer fortdauernden Handlung steht das Subjekt dagegen auch hier im Nominativ:

		Subjekt	Objekt
transitiv		Nominativ	Ergativ
intransitiv	abgeschlossen	Ergativ	
	fortdauernd	Nominativ	

Auf einzelne Wortformen möchte ich hier nicht eingehen; wir werden dazu bei der Sprache der Azteken, dem Nahuatl, Gelegenheit haben.

Was wird auf den Inschriften dem Gedächtnis der Nachwelt anvertraut? Selbstverständlich die Taten der Könige, konkret: ihre Opfertaten. Wichtige Opfer fanden aber immer dann statt, wenn sich ein Phasenübergang vollzog, wenn etwa ein neuer Herrscher sein Amt antrat, wenn ein Nachfolger designiert wurde, wenn ein Tempel eingeweiht wurde usw. und generell dann, wenn ein Zeitabschnitt zu Ende ging – banal gesprochen: am Ende eines Jahres, eines Jahrzehnts, eines Jahrhunderts usw. Im ersten Fall waren die Menschen besonders auf die Hilfe der Götter angewiesen; im zweiten Fall (beim Übergang in einen neuen Zeitabschnitt) die Götter auf die Unterstützung der Menschen.

Die Aufstellung von Stelen zu Zeiten des Phasenübergangs erwähnt auch Diego de Landa: "Weitere Steine ... stehen in Zilán, einem Ort an der Küste; und als man die Eingeborenen befragte, was diese seien, antworteten sie, sie hätten den Brauch gehabt, einen derartigen Stein alle zwanzig Jahre zu errichten, denn mit dieser Zahl berechnen sie ihre Zeitalter. Doch es scheint, daß diese Erklärung unbegründet ist, denn ihr zufolge müßte es viel mehr Steine geben ..." (Ein schönes Beispiel für fehlgelaufene Quellenkritik, die wider Willen die Korrektheit der Quelle bestätigt.)

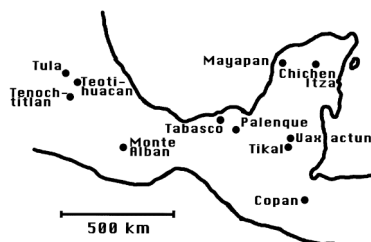
Aus den datierten Inschriften läßt sich nun einiges über den Ablauf der **Geschichte der Maya-Staaten** rekonstruieren, solange es solche Inschriften gibt. Als ältestes Datum wird in der Literatur von einigen das Jahr 98 v. Chr. genannt, von anderen das Jahr 120 n. Chr. Die älteste datierte Stele stammt aus dem Jahr 199 n. Chr., wobei sich solche Daten immer ändern können, falls vielleicht ein glücklicher Archäologe ein noch älteres Stück ausgräbt. Das letzte in dieser Weise datierte Denkmal stammt aus dem Jahre 909.

In diesem Zeitraum spielt sich die "klassische" Geschichte der Maya ab, die durch die Herrschaft von Königen über Stadtstaaten charakterisiert ist. Zunächst herrscht **ein** König über **eine** Stadt; die Kriegszüge gegen die Nachbarstädte dienen der Beschaffung von Opfern, ohne weitergehende Ambitionen. Dies ändert sich im Jahre 378, als die Stadt Tikal am 16. Januar die Nachbarstadt Uaxactún überfällt und erobert. Nun bilden sich, in wechselnden Kombinationen, auch größere Herrschaftsgebiete aus, die mehrere Orte umfassen. Der Krieg von Tikal gegen Uaxactun ist auch deshalb bemerkenswert, weil sich hier für einige Jahrzehnte ein deutlicher Einfluß

von Teotihuacan auf das Maya-Gebiet beobachten läßt, der dann aber wieder verschwindet; der Gedanke, aus der Nachbarstadt nicht nur Opfer zu beschaffen, sondern sie regelrecht zu erobern, mag ebenfalls von dort stammen.

Innerhalb des Maya-Gebietes ist auch noch die Stadt Palenque interessant: hier gab es aufschlußreiche Probleme mit der Erbfolge, die in ebenso aufschlußreicher Manier gelöst wurden. Vorweg ist zu sagen, daß es ein Mitkönigtum (zur Sicherung der Erbfolge, wie in Europa) nicht gab, sondern nur eine Designation des Nachfolgers, welcher sich dann, sobald der Vater gestorben war, durch entsprechende Leistungen erst durchsetzen mußte. Grundsätzlich folgte das Erbe bei den Maya der männlichen Linie; das bedeutet, daß auf den König einer seiner Söhne, eventuell sein Bruder oder allenfalls seine Tochter nachfolgen konnte, nicht aber anschließend die Söhne dieser Tochter, denn diese stammten ja aus einer anderen männlichen Linie.

Genau das, die Nachfolge des Enkels über die Tochter, beabsichtigte aber Ac-Kan, der Sohn der Königin Kanal-Ikal, die am 7.11.604 nach zwanzigjähriger, offenbar segensreicher Regierung starb. Das Projekt gelang, und so konnte ihr Urenkel Pacal, genannt Pacal der Große, dasselbe wagen und als Sohn seiner Mutter, der Königin Zac-Kuk, ebenfalls den Thron beanspruchen. Er untermauerte diesen Anspruch durch eine ausführliche genealogische Argumentation, die er auf Inschriften abbilden ließ. Dabei verfolgte er die Königsdynastie bis zurück in mythische Zeiten, bis zum Anfang des gegenwärtigen Äons, und setzte seine Mutter mit der Göttin gleich, die die vorhin schon erwähnten Urzwillinge geboren hatte. In einem zyklischen Geschichtsdenken ist eine solche Argumentation möglich: dem Nachweis, daß sich ein vorbildhaftes Geschehen aus der Vergangenheit wiederholt hat, läßt sich kaum widersprechen.



Im 9. Jahrhundert bricht die klassische Kultur der Maya zusammen: Tikal wird beispielsweise um 850 verlassen; Copan erlebt um dieselbe Zeit eine regelrechte ökologische Katastrophe, die zum Ende des Königtums und zum Rückfall in den Status einer bevölkerungsarmen dörflichen Siedlung führte. Die datierten Denkmäler nehmen rasch an Zahl ab und hören schließlich ganz auf.

Es ist aber nicht ganz klar, ob wir es wirklich mit einem generellen Zusammenbruch der Kultur oder nur mit einem Zusammenbruch der Quellenlage zu tun haben. In ähnlicher Weise ist nämlich, um ein analoges Beispiel zu bringen, in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts in Europa ein Zusammenbruch der schriftlichen Quellen zu beobachten: die Zahl der Tageszeitungen geht rapide zurück, und es werden auch kaum noch private Briefe geschrieben. Wir wissen, daß

das die Folge von Rundfunk und Fernsehen auf der einen und des Telefons auf der anderen Seite ist; späteren Archäologen mag es als Zusammenbruch der Kultur erscheinen.

In derselben Weise kann es möglich sein, daß sich im 9. Jahrhundert im Maya-Gebiet die kulturell-politischen Aktivitäten nur verlagert haben und für datierte Denkmäler kein Bedarf mehr bestand. Es gibt nämlich in dieser Zeit des sog. Postklassikums weiterhin große überregionale Staatsstrukturen, nur offenbar nicht mehr mit monarchischer, sondern eher oligarchischer Spitze. In einer solchen "kollektiven" Führung besteht aber für das namentliche Feiern einzelner Personen kein Bedarf. Ein sehr großes und dauerhaftes Staatswesen hatte sein Zentrum in Chichen Itza, dessen Zeremonialzentrum bezeichnenderweise am Ort einer heiligen Quelle erbaut ist; Chichen Itza wurde 1187 aufgegeben, und die Bevölkerung wanderte nach Peten Itza aus, wo ein Maya-Staat noch bis 1697 in selbständiger Form bestand. Ein weiterer Staat war Mayapan, das von ca. 1200 bis 1441 Bestand hatte.

9. KAPITEL: DER KALENDER DER MAYA

ERINNERN SIE SICH NOCH, wie am 21.12.2012 die Welt unterging? Und zwar, weil an diesem Tag angeblich der Kalender der Maya endete? Ich habe im damaligen Wintersemester 2012/3 eine Vorlesung über Chronologie gehalten mit dem Titel "Zeit und Endzeit in der Geschichte" und dem Untertitel "Warum am 21.12.2012 die Welt nicht untergeht", und ich habe mit dieser Einschätzung recht behalten, wie unsere derzeitige Anwesenheit in diesem Raum hinlänglich beweist.

Trotzdem ist der Kalender der Maya eine hochspannende Angelegenheit, die durchaus ein eigenes Kapitel lohnt, wie Sie gleich sehen werden. Die Maya waren, um das vorweg zu sagen, hervorragende Kalenderexperten und zu diesem Zweck hervorragende Astronomen, wobei besonders die Stadt Copán im heutigen Honduras einen erstklassigen Ruf hatte. Die Peinlichkeit, den Jahrtausendwechsel am 31. Dezember 1999 zu feiern, wäre ihnen sicher nicht unterlaufen.

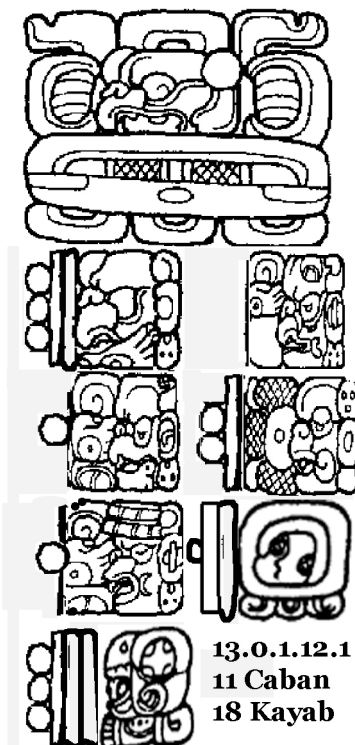
Der Kalender der Maya umfaßt im wesentlichen vier verschiedene Zyklen, die nebeneinander herlaufen und von denen gewöhnlich mindestens drei in den Datumsangaben berücksichtigt werden. Die ersten beiden Zyklen sind die Tagesreihen des Kalenders, den ich früher in dieser Vorlesung schon als allgemeines mesoamerikanisches Prinzip im Erbe der Olmeken angesprochen habe, also den 260tägigen und den 365tägigen Zyklus. Der dritte Zyklus ist die "lange Zählung" (long count), die sich über mehrere Tausend Jahre erstreckt, wobei der derzeit laufende Zyklus im Jahre 3114 vor Christi Geburt begonnen haben soll und im Jahre 4770 nach Christi Geburt enden wird. Auf die Bedeutung des Jahres 2012 in diesem Zusammenhang komme ich nachher noch zurück.

Der vierte, weniger bedeutsame Kalenderzyklus ordnet schließlich die Zeit den vier Himmelsrichtungen zu und umfaßt 3256 Tage; 3256 ist dasselbe wie 4 mal 7 mal 9 mal 13.

Bevor wir die vier Zyklen näher betrachten, müssen wir noch einen kurzen Blick auf das **Zahlensystem** der Maya werfen. Die Maya verwenden ein Vigesimalsystem, d.h. die Zahlenbasis ist die 20, leicht darstellbar als die Summe der Finger und Zehen. Für die 20 wird übrigens auch ein Wort verwendet, das "Mensch" bedeutet. Für die einzelnen Ziffern gibt es nur drei Symbole, die ähnlich wie bei den römischen Ziffern kombiniert werden: für die 1 steht ein Punkt und für die 5 ein Strich. Die übrigen Ziffern werden daraus zusammengesetzt, also die 2 zwei Punkte, die 3 drei Punkte, die 4 vier Punkte, die 6 ein Strich und ein Punkt, die 7 ein Strich und zwei Punkte, die 10 zwei Striche bis zur 19, die aus drei Strichen und vier Punkten besteht:

1	•	6	—•	11	—•—	16	—•—•
2	••	7	—••	12	—••—	17	—••—•
3	•••	8	—•••	13	—•••—	18	—•••—•
4	••••	9	—••••	14	—••••—	19	—••••—•
5	—	10	— —	15	— — —		

Ich zeige Ihnen noch einmal die Folie mit dem Datum der ersten Sitzung:



Sie sehen sehr schön in der zweiten Reihe links die 13, in der dritten Reihe links die 1, rechts wieder die 7, ganz unten die 18 usw.; die Zahlen sind jeweils an eine Hieroglyphe angeklebt, auf deren Bedeutung ich gleich eingehe.

Mit der 19 endet die Analogie zu den römischen Zahlen, und es beginnt die Analogie zu den arabischen (oder korrekter gesagt: indischen) Zahlen. Für die 20 gibt es nämlich kein neues Zeichen, sondern es tritt wieder die 1 ein; ebenso für die 400, für die 8000, die 160000 usw.; falls erforderlich, gibt es auch eine Null, ein Zeichen, das an ein linsenförmiges Auge erinnert, das aber nur gesetzt wird, wenn die Stelle nicht schon in anderem Zusammenhang eindeutig ist. Allerdings kommt es auch vor, daß die Zahlen "ausgeschrieben" werden, indem man die Hieroglyphe für das Zahlwort setzt.

Nun zu den vier Kalenderzyklen. Der erste ist wie gesagt der Zeremonialkalender, der **tzolkin**. In ihm hat jeder Tag eine Zahl und einen Namen. Die Zahlen laufen von 1 bis 13, also bis zum doppelten Strich mit drei Punkten. Die Namen bilden den 20tägigen Zyklus und lauten *Imix, Ik, Akbal, Kan, Chicchan, Cimi, Manik, Lamat, Muluc, Oc, Chuen, Eb, Ben, Ix, Men, Cib, Caban, Etz'nab, Cauac und Ahau*:



Zur Aussprache kurz der Hinweis, daß das c immer wie k ausgesprochen wird, auch vor hellem Vokal; das x ist ein sch wie im Katalanischen; die Betonung liegt am Wortende.

Die 13 Zahlen und die 20 Namen springen nun jeden Tag um eins weiter, d.h. auf 1 *Imix* folgt 2 *Ik*, 3 *Akbal*, 4 *Kan* usw. Mit 13 *Ben* ist die Reihe der Zahlen erschöpft; der nächste Tag hat deshalb wieder die Zahl 1, während die Namensreihe mit *Ix* weiterläuft, also 1 *Ix* für den 14. Tag. Es folgen 2 *Men*, 3 *Cib*, 4 *Caban* usw. Nach 20 Tagen ist mit 7 *Ahau* die Reihe der Namen erschöpft; nun folgt für den 21. Tag wieder der 1. Name, also *Imix*, während die Zahlen mit 8 weiterlaufen, also 8 *Imix*, 9 *Ix* usw.

1. Tag	1	Imix
2. Tag	2	Ik
3. Tag	3	Akbal
4. Tag	4	Kan
5. Tag	5	Chicchan
6. Tag	6	Cimi
7. Tag	7	Manik
8. Tag	8	Lamat
9. Tag	9	Muluc
10. Tag	10	Oc
11. Tag	11	Chuen
12. Tag	12	Eb
13. Tag	13	Ben
14. Tag	<u>1</u>	Ix
15. Tag	2	Men
16. Tag	3	Cib
17. Tag	4	Caban

18. Tag	5	Etz'nab
19. Tag	6	Cauac
20. Tag	7	Ahau
21. Tag	8	<u>Imix</u>
22. Tag	9	Ik
260. Tag	13	Ahau
261. Tag	<u>1</u>	<u>Imix</u>

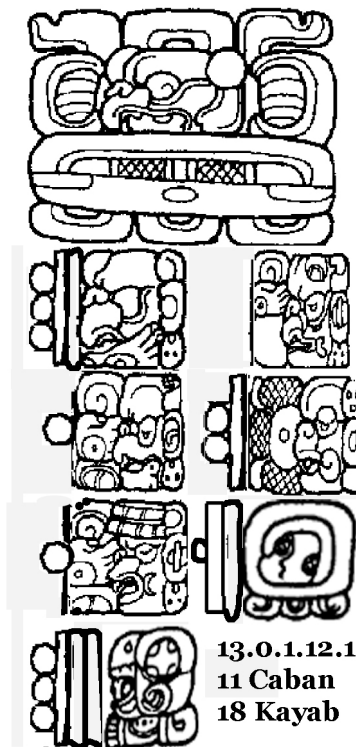
Jeder Tag hat also seine charakteristische Kombination aus Zahl und Name, wobei es 13 mal 20, also 260 verschiedene Möglichkeiten gibt. Am 261. Tag tritt wieder der Fall ein, daß beide Serien neu beginnen; dieser Tag heißt also wieder *1 Imix*.

Der zweite Zyklus, das **Haab**, umfaßt ein Sonnenjahr von 365 Tagen. Es ist gegliedert in 18 Monate, die folgende Namen tragen: *Pop, Uo, Zip, Zotz', Zec, Xul, Yaxkin, Mol, Ch'en, Yax, Zac, Ceh, Mac, Kankin, Muan, Pax, Kayab* und *Cumku*:



Jeder dieser 18 Monate hat 20 Tage, wobei die Zählung innerhalb des Monats von 1 bis 20 durchläuft, so, wie wir dies gewohnt sind. Damit sind wir bei 360 Tagen; die restlichen 5 Tage bilden eine Art Kurzmonat mit dem Namen *Uayeb*; sie sind übrigens gefürchtete Unglückstage. Der auf den Sonnenumlauf fehlende Vierteltag, also das Problem des Schaltjahrs, bleibt unberücksichtigt. Wir wissen nicht, warum – es ist aber ausgeschlossen, daß den Maya dieses Problem entgangen wäre; sie wollten es nur aus irgendeinem Grund nicht berücksichtigen. Das **Haab** verschiebt sich also gegenüber dem Sonnenstand alle 4 Jahre um knapp einen Tag.

In einer vollen Datumsangabe stehen *Tzolkin* und *Haab* jeweils am Schluß.



Sie sehen in der vorletzten Zeile die Angabe nach Zeremonialkalender (*11 Caban*) und in der letzten Zeile rechts die Angabe im Jahreskalender (*18 Kayab*).

Die massive Hieroglyphe in der ersten Zeile besagt, daß jetzt ein Datum kommt, und die restlichen fünf Zeichen, also die zweite und dritte Zeile und in der vierten Zeile links, bilden die Angabe der "langen Zählung" (oder wie man meist auf Englisch sagt: des *long count*), also des 3. Zyklus. Diese fünf Datierungselemente heißen in aufsteigender Reihenfolge *kin*, *uinal*, *tun*, *katun*, *bactun*. Die unterste Einheit (*kin*) ist der Tag; 20 Tage bilden einen Monat (*uinal*), 18 Monate ein Jahr (*tun*), 20 Jahre ergeben ein *katun*, 20 *katun* oder 400 Jahre schließlich ein *bactun*.

1 kin						
20 kin	=	1 uinal				
360 kin	=	18 uinal	=	1 tun		
7200 kin	=	360 uinal	=	20 tun	=	1 katun
144000 kin	=	7200 uinal	=	400 tun	=	20 katun
						= 1 bactun

In der Sekundärliteratur werden diese fünf Datumsangaben wie folgt geschrieben: 12.19.15.19.7. Wir haben also eine Zählung im Vigesimalssystem vor uns, die sich im Prinzip zu immer höheren Stufen fortsetzen ließe. Das Vigesimalssystem wird an einer Stelle durchbrochen: das Jahr hat nur 18 Monate und nicht 20. Die fünf Unglückstage des *Haab* bleiben aber unberücksichtigt, so daß das Jahr der "langen Zählung" nur 360 Tage hat, im Gegensatz zu den 365 Tagen des *Haab*.

Ein schwieriges und noch nicht vollständig gelöstes Problem ist die Konkordanz des Maya-Kalenders mit dem europäischen Ka-

lender. Es gibt einige Tagesgleichungen, aber sie sind nicht ganz eindeutig. Und es ist auch schwierig, für Daten vor Christi Geburt bzw. vor Cäsars Kalenderreform vernünftige Tagesangaben zu machen. Schele und Freidel geben als Beginn der laufenden Zählung den 11. August 3114 an; ich habe meiner Datumsberechnung diesen Wert zugrundegelegt, wenn auch nicht ohne Bedenken. Prem und Dyckerhoff nennen statt dessen den 6. September desselben Jahres. Wieder andere Autoren nennen ein um 260 Jahre (d.h. 5 x 52 Jahre) früheres Datum. Aber das Problem im einzelnen zu erörtern, wäre in dieser Vorlesung zu zeitraubend, da auch Fragen der europäischen Chronologie zu klären wären; es geht dabei um die Differenz zwischen dem gregorianischen und dem julianischen Kalender.

Der vierte Datumszyklus, die Zuordnung der Tage zu den vier Himmelsrichtungen, ist insgesamt weniger bedeutend. Dabei wird die Zuständigkeit eines Dämons angegeben, der jeweils 819 Tage eine der vier Himmelsrichtungen beherrscht, wobei seine Farbe für den Osten rot, für den Süden gelb, für den Westen schwarz und für den Norden weiß ist. Die Angaben der Sekundärliteratur zu diesem Zyklus sind aber etwas unklar. Weitere Datierungselemente sind die Stellungen der Planeten, vor allem der Venus, während die Rolle des Mondes eher untergeordnet zu sein scheint.

Der Kalender der Maya hat, wie eingangs erwähnt, vor zwei Jahren die Aufmerksamkeit einer breiteren Öffentlichkeit erlangt hat, weil behauptet wurde, er sage für den 21.12.2012 einen Weltuntergang voraus. Tatsächlich endete im Dezember 2012 der 13. *bactun*, so daß, nach Auffassung der alten Maya, ein bedeutender und damit auch gefährlicher Phasenübergang erfolgte. Ein *bactun* umfaßt, wie wir oben errechnet haben, 144 000 Tage, 13 *bactun* also 1 872 000 Tage. Wenn der derzeit laufende Zyklus am 11.8.3114 begann, ergibt sich – unter Zugrundelegung des Julianischen Jahres von durchschnittlich 365,25 Tagen für die vorchristliche Zeit und bis 1582 und des Gregorianischen Jahres seit 1582 – folgende Rechnung:

	1 872 000	Tage
11. 8. – 31.12.3114 v. Chr.	143	Tage
3113 v. Chr. – 1 v. Chr.	1 137 023	Tage
1 n. Chr. – 1581 n. Chr.	577 460	Tage
1582 n. Chr.	355	Tage ⁴
1583 n. Chr. – 2011 n. Chr.	156689	Tage
Rest	330	Tage

Der Weltuntergang war also am 330. Tag oder 25. November 2012 zu erwarten. Schele und Freidel errechnen stattdessen den 23. Dezember; ich weiß nicht, auf welchem Wege. Aus diesem 23. Dezember wurde dann der 21. Dezember gemacht, weil der Zusammenfall mit

⁴ Die Gregorianische Kalenderreform ließ 1582 zehn Tage aus; außerdem waren 1700, 1800 und 1900 keine Schaltjahre. Mehr dazu in meiner Vorlesung "Zeit und Endzeit in der Geschichte".

der Wintersonnenwende natürlich spektakulärer war; das sagt schon einiges aus über die "Kalenderexperten", die damals aktiv wurden.

Wenn man für die Zeit vor Christi Geburt statt des julianischen den gregorianischen Kalender zugrundelegt, der ja astronomisch genauer ist, müßte man für die Zeit vor Christi Geburt für je 400 Jahre 3 Tage abziehen, das sind bei 3114 Jahren 23,4 Tage. Um diese 23 Tage verschöbe sich das Weltende also, und zwar auf den 18.

Dezember 2012, womit wir bereits das dritte Tagesdatum hätten.

Die Schwierigkeiten, einen solchen Termin dem Maya-Kalender zu entnehmen, dürften schon klar geworden sein. Ich will aber trotzdem noch einmal die Probleme aufzählen:

1. Der long count endet in den Quellen um 900. Alle Anwendungen auf spätere Zeiten sind demnach extrapoliert.
2. Der europäische und der mesoamerikanische Kalender laufen bis 1492 ohne irgendeinen Berührungspunkt neben einander her. Um zu wissen, welches Mayadatum welchem europäischen Datum entspricht, brauchen wir ein Ereignis, das in beiden Kalendern vorkommt und eindeutig zu identifizieren ist. Dafür kommt eigentlich nur ein astronomisches Ereignis in Frage, das in den Maya-Quellen der Zeit, die den long count anwendete, vorkommt, also etwa eine Sonnenfinsternis. Die Wahrscheinlichkeit, so ein Ereignis zu finden, ist äußerst gering.
3. Die epigraphischen Quellen der Maya, d.h. die Datumsangaben auf den Stelen, nennen zwar das Datum, erläutern aber das Kalendersystem nicht. Für diese Erläuterungen kommen also nur Handschriften in Frage. Solche Handschriften gab es in großer Zahl, aber der erste christliche Bischof von Yucatán, Diego de Landa, hat sie systematisch vernichten lassen. In spanischer Zeit sind Erinnerungen der Überlebenden gesammelt und niedergeschrieben worden, aber von Spaniern – so etwa von Bernardino de Sahagún und Diego Durán im 16. oder von Francisco Ximenez im frühen 18. Jahrhundert –; nur wissen wir nicht, was diese Spanier verstanden oder vielleicht auch mißverstanden haben und was die Einheimischen ihnen aus ihrer Tradition preiszugeben bereit waren.
4. Es ist nicht einzusehen, warum im 20-System der Maya-Zahlen die oberste Zeitebene ausgerechnet nach dem 13. *bactun* vorzeitig enden soll. Wenn überhaupt, wäre ein Ende nach dem 20. *bactun* zu erwarten. Es gibt tatsächlich eine Zeiteinheit, die 20 *bactun* umfaßt und *pictun* heißt; sie wird in einer Quelle aus Palenque verwendet. Das Ende des 13. und der Beginn des 14. *bactun* ist also nur ein Phasenübergang, wie er sich im Laufe des Maya-Kalenders schon zwölf Mal abgespielt hat, ohne daß deshalb die Welt untergegangen wäre.

Ich glaube, daß bei der Zeitgrenze 13 *bactun* bereits eine koloniale Überformung vorliegt, um den Mayakalender der europäischen Auffassung von der 6000jährigen Dauer der Weltgeschichte anzupassen. 8000 Jahre in 20 *bactun* waren also unerwünscht; 5200 Jahre in 13 *bactun* passen da sehr viel besser. Ein schönes Beispiel dafür, wie sich Einheimische dem europäischen Horizont anpaßten, bildet die aztekische Chronik des Fernando de Alva Ixtlilxóchitl im 17.

Jahrhundert: dieser Autor, der von einem aztekischen Königsgeschlecht abstammt, verwendet als Jahresangaben für seine aztekische Geschichte die Regierungszeiten der europäischen Herrscher wie etwa der römischen Kaiser der Antike, ganz wie in den europäischen Weltchroniken.

10. KAPITEL: QUETZALCÓATL UND DIE TOLTEKEN

PARALLEL ZUR MITTLEREN und späten Geschichte der Maya bahnt sich in den Mexicanischen Hochtälern die Entwicklung an, die zur zweiten von uns zu betrachtenden Hochkultur führt, derjenigen der Azteken. Nach dem Zusammenbruch der Rolle Teotihuacáns, das wie erwähnt um 750 verbrannt wurde und seither, wenn nicht unbewohnt, so doch bedeutungslos blieb, kam es für 200 Jahre zu keiner überregionalen Staatsbildung mehr, sondern zu einem System von kleinen Stadtstaaten, unter denen neben Monte Alban auch Xochicalco, Cacaxtla, El Tajin und Teotenango eine Erwähnung verdienen, ferner Cholula, das vor allem dadurch bekannt ist, daß auf die Spitze seiner Pyramide – angeblich der größten der Welt – eine christliche Kirche gebaut wurde:



Ab ca. 950 beginnt die Blütezeit des Toltekischen Reiches. Dieses Volk soll zunächst seit 830 in Ixtapalapa gelebt haben und um 960 unter Führung seines Königs Quetzalcóatl nach der namensgebenden Hauptstadt Tula gezogen sein.

Das historische Tula (neben dem es aber eine ganze Reihe sagenhafter Tulas gibt) liegt nördlich von Mexico und nordwestlich von Teotihuacan. Diese Stadt erlangte, nach Ausweis vorwiegend archäologischer Belege, eine Vorherrschaft über ein Gebiet ähnlicher Ausdehnung wie Teotihuacan, wenn auch etwas mehr nordwestlich gelegen; außerdem gibt es eine Verbindung zu den späten Mayastädten, deren Natur aber noch vollkommen unklar ist.

Tula unterscheidet sich von Teotihuacan durch eine deutliche Dominanz des militärischen Sektors. Mußten wir bei Teotihuacán überlegen – und unentschieden lassen –, ob es sich um staatliches Machtzentrum oder um ein eher durch Religion und/oder Handel zusammengehaltenes Gebilde handelte, so ist bei den Tolteken die staatliche Qualität deutlich sichtbar. Die Dominanz der Kriegerkaste zeigt sich daran, daß auf den Tempelmauern etc. lange Friese mit einander folgenden Kriegergestalten bzw. deren Symboltieren wie Adlern und Jaguaren abgebildet sind. Die kulturelle Höhe wird dagegen als wesentlich geringer geschildert, so daß es auch wenig gab, was man an Kunstwerken aus Tula hätte exportieren können.

Die Blütezeit des toltekischen Reiches war mit zwei Jahrhunderten (ca. 950 – 1150) relativ kurz. Dies mag daran gelegen haben, daß es offenbar nie zu einer inneren Einheit gelangte: man vermutet, daß dort zwei Bevölkerungsteile zusammenkamen, nämlich halbno-

madische Einwanderer aus Nordwesten und Teile der Restbevölkerung Teotihuacans. Die inneren Spannungen führten wohl unter dem Druck äußerer Bedrohung durch neue Einwanderungsschübe aus Nordwesten zunächst zur Auswanderung eines Teiles der Bevölkerung und dann zum Zusammenbruch der Machtstellung der Stadt, die als Siedlungseinheit aber durchaus erhalten blieb, jedoch ohne überregionale Bedeutung.

Damit kommen wir allmählich zum sagenhaften Tula und zur Gestalt des Quetzalcóatl. Dieser war eine schon in Teotihuacan verehrte Gottheit, die in Gestalt einer gefiederten Schlange dargestellt wurde. Der Quetzalvogel sieht im Original so aus:



Es bedarf also wohl der entsprechenden Beleuchtung oder Phantasie, um daraus einen grünschimmernden Wundervogel zu machen.

In Tula wurde Quetzalcóatl zur Hauptgottheit, und das bedeutete, daß auch die Hauptpriester diesen Namen quasi als Amtstitel trugen. Deren bekanntester, der dann in die Sage eingeht, ist Topiltzin Quetzalcóatl. Sein Gegner heißt Tezcatlipoca, und man kann spekulieren, daß sich hinter dieser Gegnerschaft die nie versöhnte Konkurrenz der beiden Bevölkerungsteile verbirgt, die auch Unterschiede in der Art der Götterverehrung enthalten mochte.

Die Sage schildert nun Quetzalcóatl als die positive, Tezcatlipoca als die negative Gestalt. Quetzalcóatls Tugenden sichern Wohlfahrt und Wohlstand der Bevölkerung. Er besitzt vier Kultstätten: ein blaues Türkishaus, ein rosarotes Muschelhaus, ein weißes Muschelhaus und ein grünes Quetzalfederhaus. Zu dem Gottesdienst, den er dort ausübt, gehört in typischer Weise auch die Selbstkasteiung mit Dornen aus Jade. Mitternachts pflegt er in einem am Fluß gelegenen Haus rituelle Waschungen vorzunehmen. Die Opfer, die er den Göttern darbringt, bestehen aus Edelsteinen, Muschelschalen, Schlangen, Vögeln und Schmetterlingen.

Der Gegenspieler Quetzalcóatls ist, wie gesagt, Tezcatlipoca, ein Zauberer und Dämon, der ihn zur Darbringung von Menschenopfern verleiten will. Um ihn zu Fall zu bringen, muß der Zauberer gewissermaßen den moralischen Schutzwall einreißen, der Quetzalcóatl umgibt, nämlich die Tugend seiner sexuellen Enthaltensamkeit. Tezcatlipoca erschüttert zunächst das Selbstvertrauen seines Gegners, indem er ihn in einen Spiegel schauen läßt, der ihn mit einem völlig häßlichen, abstoßenden Gesicht zeigt. In den Quellen ist auch von einem "rauchenden" Spiegel die Rede, also einem Zauberspiegel; "rauchender Spiegel" heißt auch einer der grausamen Götter des mesoamerikanischen Pantheons, und man kann so weit gehen, Tezcatlipoca mit diesem Gott zu identifizieren bzw. ihn als dessen Priester anzusehen.

Der nächste Schritt besteht darin, Quetzalcóatl mit Pulque beerauscht zu machen, wobei er anfangs nur aus Höflichkeit ein wenig von dem Getränk probiert, dann aber so betrunken wird, daß er seine Schwester Quetzalpetlatl rufen läßt und sich mit ihr "der Sünde hingibt". Damit ist er moralisch demontiert, und es bleibt ihm, wieder

nüchtern geworden, nur die Erkenntnis, Tula verlassen zu müssen. Das tut er auch, indem er nach Osten zieht. Für das Weitere gibt es zwei Versionen: entweder läßt er sich verbrennen, wobei die Asche nach oben steigt und sein Herz zum Morgenstern wird; oder er besteigt ein Schiff und fährt übers Meer, nicht ohne die Prophezeiung einer späteren Rückkehr.

Zur Zeit der späteren Azteken und ihrer Überlieferung hat sich die Gestalt Quetzalcóatl und des Volkes der Tolteken schon ganz in dieser nostalgischen Weise verklärt. In Tenochtitlan gab es an prominenter Stelle einen Tempel für Quetzalcóatl. Die aztekischen Herrscher leiteten ihre eigene Herkunft von den Tolteken ab, und daß man die Spanier anfangs für den wiederkehrenden Quetzalcóatl hielt, ist ja bekannt. Bemerkenswert ist, daß also eine Meinungsverschiedenheit über die Menschenopfer – der milde Herrscher schafft sie ab, der Gegner führt sie wieder ein – den Anlaß des Konfliktes gebildet haben soll. Vielleicht verbarg sich hinter dieser Sehnsucht die unbewußte Erkenntnis, daß die ständige Steigerung der Blutopfer letzten Endes in eine Sackgasse führen mußte.

11. KAPITEL: DER AUFSTIEG DER AZTEKEN

DER UNTERGANG DES TOLTEKISCHEN Reiches könnte damit zusammenhängen, daß seit etwa 1175 eine neue Einwanderungswelle nach Mittelamerika begann, diejenige der aztekischen Völker. Sie unterscheiden sich von den dort bereits ansässigen Völkern unter anderem durch eine andere Sprache, das Nahuatl, auf das ich später noch zurückkomme. Ob diese Einwanderung das Ende der toltekischen Herrschaft herbeigeführt hat oder ob die aztekischen Völker umgekehrt von dem Machtvakuum profitierten, das das Ende der Tolteken hinterließ, muß offenbleiben.

Die Einwanderung erfolgte nicht als großer einmaliger Zug, sondern gruppen- und schrittweise, also eher als ungeplante Folge des Brandrodungsbaus, der ja immer wieder zur Aufgabe der Felder zwingt. Der Ausgangspunkt der Wanderung war ein Ort oder eine Gegend, die selbstverständlich *Aztlan* heißt. Unter einem späteren Herrscher, *Moteczoma I.*, gab es einen romantischen Versuch, wieder Kontakt mit diesem Ursprungsort aufzunehmen. Die Reise gelingt allerdings nur mit Hilfe von Zauberei und führt in eine paradiesische Landschaft, die ein förmliches Abbild der späteren Hauptstadt darstellt – oder sollte man besser sagen: ihr Urbild?

Die sagenhaft verklärte Einwanderungserzählung berichtet, daß sieben Stämme aufgebrochen seien, und zwar die Matlazinca, Tepaneca, Tlahuica, Milinalca, Alcolhua, Xochimilca, Chalca und Huexotzinca. Es gibt aber auch andere Bezeichnungen; unter einigen Namen sind spätere Städte zu erkennen. Die überlieferten Darstellungen sind nicht nur sagenhaft, sondern auch einseitig, weil die Azteken später, wie wir noch hören werden, eine "Bereinigung des historischen Gedächtnisses" durchgeführt haben, durch die die Traditionen ihrer Konkurrenten vernichtet wurden. Wir stehen also vor

demselben Problem wie etwa bei der römischen Frühgeschichte, die sich etwas anders darstellen würde, wenn wir auch die etruskischen Quellen dazu lesen könnten. Gewisse Parallelen, die den Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts vielleicht sogar unbewußt mit in die Feder geflossen sind, finden sich auch in der Geschichte Israels, so wie sie das Alte Testament berichtet.

Die Azteken brechen also, auf Veranlassung ihres Stammesgottes *Tetzauhteotl*, unter Führung des Priesterkönigs *Huitzil* nach Südosten auf und gelangen nach *Colhuacan*, wo sie sich eine Zeit lang mit schon früher dorthin gewanderten verwandten Stämmen vereinigen. Dort ereignet sich auch die Apotheose des Priesterkönigs *Huitzil*, der sich zum Gott *Huitzilopochtli* verwandelt, dem aztekischen Kriegsgott, der später im Haupttempel von Tenochtitlán verehrt wurde. Seine irdischen Überreste, also seine Reliquien, werden seitdem in einem "Heiligen Bündel" aufbewahrt, das die Azteken auf allen Zügen mit sich führen; das erinnert sehr an die Bräuche nordamerikanischer Indianerstämme. Im Jahr 1 Feuerstein bricht man gemeinsam nach Süden auf.

Dann aber kommt es zur Krise, denn ein Teil des Stammes unter der Führung von *Huitzilopochtli*'s Schwester *Malinalxochitl* zieht weiter, während die eigentlichen *Mexica*, wie wir sie jetzt wohl nennen dürfen, zurückbleiben. Dahinter mag durchaus ein historischer Vorgang stehen: wir werden später noch hören, wie das etablierte aztekische Reich von einer "Doppelspitze" regiert wurde, dem eigentlichen Herrscher und seinem sog. "weiblichen Zwilling"; Differenzen innerhalb dieser Doppelspitze mögen also zu einer Spaltung und Teilauswanderung geführt haben.

Später ziehen die *Mexica* nach, halten sich eine Weile in Coatepec nahe Tula auf und treffen schließlich in Chapultepec wieder auf die vorausgezogenen Verwandten. Es kommt zum Kampf; der göttliche *Huitzilopochtli* greift selbst ein, besiegt den Anführer der Gegenseite, reißt ihm das Herz aus der Brust und wirft es in den Sumpf – und zwar genau an jene Stelle, an der später Tenochtitlán gegründet wird. *Malinalxochitl* wird übrigens als böse Hexe bezeichnet; man mag darin eine Mythologisierung der untergeordneten Rolle der Frauen in der aztekischen Gesellschaft sehen. Soweit die Legende.

Die historische Einwanderung erfolgte in drei Schüben, deren erster um 1200 das zentrale Gebiet Mexicos besiedelte bzw. die dort schon ansässige voraztekische Bevölkerung unterwarf; die wichtigsten damals gegründeten Orte sind Azcapotzalco, Coatlinchan, Culhuacan, Tenayuca und Xaltoan. Der zweite Schub um 1220 mußte auf die benachbarten Täler ausweichen und gründete beispielsweise Cuauhuahuac, Tollocan, Huexotzinco und Cholula; auf letzteres kommen wir im 18. Kapitel zurück.

Für den dritten Schub, die eigentlichen *Mexica*, die um 1250 oder etwas später ankamen, war dann kein Platz mehr vorhanden. Deshalb mußte sie sich einem bereits bestehenden Stadtstaat, Culhuacan südwestlich des späteren Tenochtitláns, als Vasallen unterstellen und ihnen als Föderaten Kriegsdienste leisten – um einen Begriff aus der europäischen Völkerwanderungszeit zu gebrauchen. Das ging eine Weile gut, dann aber brachten sie, aus nicht mitgeteil-

ten Ursachen, eine Culhuacanicische Prinzessin als Menschenopfer dar. Der Vater wurde zu diesem Opferfest eingeladen und reagierte, als er erkannte, was da geschehen war, begreiflicherweise mit dem Vorsatz, die Mexica vollständig zu vernichten. Die Legende stellt den Vorgang als List des Kriegsgottes Huitzilopochtli dar, der sein träge gewordenes Volk zu neuer Aktivität und zur Rückbesinnung auf seine alten, kriegerischen Tugenden veranlassen wollte.

Die Mexica mußten also 1325 vor ihren Oberherren fliehen. Die Flucht führte sie in den See an eine Stelle, wo sich innerhalb eines Schilfdickichts zwei offene Durchfahrten kreuzten; in der Mitte dieser Kreuzung befand sich ein Stein, auf dem ein Feigenkaktus wuchs, auf dem wiederum ein Adler sein Nest gebaut hatte. Diese Stelle schien ihnen geeignet für die Gründung einer Stadt, und was ich gerade vorgetragen habe, ist die offizielle Gründungslegende von **Tenochtitlan**. Das Wort "Tenochtitlán" soll soviel bedeuten wie "Kaktus auf dem Stein". Es gibt auch eine bildliche Darstellung dieser Legende:



Sie sehen übrigens am Rand die Darstellung des 52jährigen Kalenderzyklus' mit dem Wechsel der Zahlen von 1 bis 13 und den vier Jahresnamen Haus, Kaninchen, Rohr und Feuerstein, beginnend links oben mit "2 Haus"; die Zahlen sind, anders als bei den Maya, durch 1 bis 13 Punkte, also ohne die Bündelung zu Fünfern, dargestellt. Dieser 52jährige Zyklus war – Sie erinnern sich aus dem 4. Kapitel – seit der Olmekenzeit die Grundlage des mesoamerikanischen Kalenders. Er ergab sich aus der Kombination des 260tägigen Zeremonialkalenders und des 365tägigen Sonnenjahres. Der Zeremonialkalender heißt bei den Azteken *Tonalpoualli*, das Sonnenjahr *Xiuitl*.

Es gibt allerdings einen Unterschied: anders als die Maya führten die Azteken einen Ausgleich zum Sonnenstand durch Berücksichtigung des Schalttages herbei: jeweils am Ende eines Zyklus' wurde der Kalender gewissermaßen unterbrochen, und es fand das 12 Tage dauernde Fest *Xiuhmolpilli* statt, die "Verknüpfung der Jahrhunderte". Am ersten Tag des Festes wurden im ganzen Reich die Feuer gelöscht und in der Nacht des 12. Tages in der "Zeremonie des Neuen Feuers" wieder entzündet.

Ich will jetzt noch zeigen, wie die Benennung der Jahre "1 Rohr" usw. zustande kommt. Wie bei den Maya gibt es im Zeremonialkalender die Zählung von 1 bis 13 sowie 20 Namen, die bei den Azteken die folgend sind:

acatl	Rohr
ocelotl	Jaguar
quauhtli	Adler
cozcaquauhtli	Geier
ollin	Erdbeben
tecpatl	Feuerstein
quiauitl	Regen
xochitl	Blume

cipactli	Krokodil
e ecatl	Wind
calli	Haus
cuetzpalin	Eidechse
coatl	Schlange
miquiztli	Tod
mazatl	Reh
tochtli	Kaninchen
atl	Wasser
itzcuintli	Hund
ozomatli	Affe
malinalli	Gras

Was bedeutet dies für die Bezeichnung des jeweiligen Neujahrstages im 52jährigen Zyklus? 13 und 365 sind inkommensurabel, genauer gesagt ist $365 = (28 \times 13) + 1$; d. h. die Zahl des Neujahrstages erhöht sich jedes Jahr um eine Stufe. Anders bei den Namen: $365 = (18 \times 20) + 5$; deshalb springt der Name jeweils um 5 Stufen weiter, so daß insgesamt nur vier Namen, nämlich die auf der Folie fettgedruckten Rohr, Feuerstein, Haus und Kaninchen, benötigt werden. Der ganze Zyklus sieht dann so aus:

		Maya		Azteken
1. Jahr	1	Imix	1	Rohr
2. Jahr	2	Cimi	2	Feuerstein
3. Jahr	3	Chuen	3	Haus
4. Jahr	4	Cib	4	Kaninchen
5. Jahr	5	Imix	5	Rohr
6. Jahr	6	Cimi	6	Feuerstein
7. Jahr	7	Chuen	7	Haus
8. Jahr	8	Cib	8	Kaninchen
9. Jahr	9	Imix	9	Rohr
10. Jahr	10	Cimi	10	Feuerstein
11. Jahr	11	Chuen	11	Haus
12. Jahr	12	Cib	12	Kaninchen
13. Jahr	13	Imix	13	Rohr
14. Jahr	1	Cimi	1	Feuerstein
15. Jahr	2	Chuen	2	Haus
16. Jahr	3	Cib	3	Kaninchen
17. Jahr	4	Imix	4	Rohr
		.		
		.		
		.		
52. Jahr	13	Cib	13	Kaninchen

Ehe wir uns anschließend der politischen und gesellschaftlichen Erfolgsstory der Mexica und ihrer Verbündeten zuwenden, müssen wir noch einen Blick auf die wirtschaftlichen Voraussetzungen werfen, denn der Aufstieg der Azteken fällt in eine klimatisch begünstigte Zeit. Auf eine seit ca. 600 andauernde Trockenperiode folg-

te nämlich seit dem 12. Jahrhundert eine Zeit erhöhter Niederschläge, die die Ertragslage der Landwirtschaft deutlich verbesserten. Das zusätzliche Nahrungsangebot führte zu einem Bevölkerungswachstum und ist wohl auch ein Grund dafür, daß sich die einwandernden Stämme überhaupt in Mexico niederlassen konnten. Deren positive Berichte dürften dann, ganz ähnlich wie in der europäischen Völkerwanderung, weitere Stämme zum Nachzug veranlaßt haben.

Fragen wir zunächst (indem wir das Thema des 4. Kapitels wiederaufnehmen): wovon ernährte man sich? Das Hauptnahrungsmittel war der Mais, für den mindestens fünf verschiedene Zubereitungsarten überliefert sind:

- als Fladen (spanisch: *tortilla*)
- als Bällchen oder Pastete (*tamal*)
- als Schleim, so wie man bei uns Haferschleim macht, (*atole*)
- als dicke Suppe (*pozol*); und schließlich direkt
- als Maiskolben (*elote*).

Begleitet wurde der Mais in der Regel von Bohnen, ferner Tomaten, Chili, Avocados, Kürbis und Amaranth. Amaranth ist eine spinatähnliche Pflanze, die ich Ihnen hier in einer europäischen Abbildung zeigen kann:



Ferner aß man *nopal*, einen birnenförmigen Kaktus, sowie Agaven. Agaven sind vielseitig verwendbar, z.B. auch zur Herstellung von Textilien und dgl., ähnlich wie in der Alten Welt der Papyrus. Außerdem kann man die Agaven zu einem alkoholischen Getränk vergären, das spanisch *pulque*, auf Nahuatl *octli* heißt.

Fleisch spielte in der aztekischen Nahrung nur eine geringe Rolle. Zum einen gab es nur wenige domestizierte Tiere, die sich dafür eigneten: in erster Linie Hunde und Truthähne. Wild, das sich erjagen ließ, war infolge der tausendjährigen Siedlungszeit schon fast völlig ausgerottet. Aber auch Fisch wurde nicht häufig verzehrt. Eine gewisse Bedeutung hatten dagegen Insekten, wie Ameisen, Heuschrecken und Wanzen. Ferner verwendete man die auf der Oberfläche der Seen sich bildenden Algen (*tecuitlatl*),



aus denen man z.B. grüne Kekse formte. Aus den Seen bezog man auch Frösche und Leguane als Lebensmittel. An dieser Stelle vielleicht eine Anregung für die künftigen Lehrer unter Ihnen: wie wäre es mit einem Unterrichtsprojekt "Aztekische Küche"?

Noch kurz die Frage nach den Quellen: über die Ernährung der aztekischen Bevölkerung informieren uns zum einen die Archäologen und zum anderen die Berichte über die Ausbildung der aztekischen Mädchen, die von ihren Müttern das Kochen erlernten, wozu vor allem die nicht ganz einfache mehrstufige Maiszubereitung gehörte. Dazu sehen Sie ein Beispiel aus dem Codex Mendoza:



Die Ernährung unterschied sich also durch den geringen Fleischanteil deutlich von der Ernährung der Europäer, jedenfalls derjenigen der höheren Gesellschaftsschichten in Europa. Welche physiologischen und psychologischen Auswirkungen das hatte, will ich hier nicht erörtern; es ist durchaus nicht so, daß Vegetarier automatisch die moralisch besseren Menschen sind. Jedenfalls ermöglichte die Landwirtschaft, zusammen mit den erwähnten günstigen klimatischen Bedingungen, ein starkes Bevölkerungswachstum, das zu einer immer dichteren Besiedlung des Landes führte; es scheint sogar ein gewisser Platzmangel eingetreten zu sein, wie man daran sehen kann, daß etwa Tenochtitlán, aber auch Städte im nordöstlichen Seegebiet, geradewegs ins Wasser gebaut wurden. Die Bevölkerungszahl vervierfachte sich in zwei Jahrhunderten.

Der erhöhte Nahrungsmittelbedarf konnte zunächst durch verbesserte Anbaumethoden aufgefangen werden, so durch Anlage von Terrassen, Bewässerung, erhöhte Felder und gartenmäßigen Anbau, wobei zur Verhinderung der Erosion nicht nur Steinmauern gesetzt, sondern auch Agavenhecken angepflanzt wurden. Auf diese Weise konnte bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts der Bedarf gedeckt werden; dann aber trat – vielleicht im Zusammenhang mit einer erneuten Klimaänderung – eine Krise ein; ich komme anschließend darauf zurück, aber jetzt wieder zur politischen Geschichte.

Der Aufstieg der Mexica zur beherrschenden Macht in Mesoamerika erinnert (wie oben schon angedeutet) ein wenig an den Aufstieg Roms: wie Rom im Schatten der Etrusker groß wurde und diese dann unterworfen hat, so begann die Geschichte der Mexica, da sie zu selbständiger Staatenbildung noch viel zu schwach waren, nach Abschüttelung der Herrschaft der Culhuacanen im Schatten und in Abhängigkeit eines anderen Nachbarvolkes, der **Tepaneken**, deren Zentrum in Azcapotzalco lag. Es war den Mexica also noch nicht gelungen, eine selbständige Herrschaft zu errichten, sondern sie hatten, im Kreuzungspunkt der Interessen der bereits bestehenden Mächte lebend, zunächst nur die eine Abhängigkeit gegen die andere ausgetauscht.

Als erster Herrscher in Tenochtitlán ist Acamapichtli namentlich faßbar; er war der Sohn einer tepanekischen Mutter, konnte seinerseits ins Herrscherhaus von Azcapotzalco einheiraten und regierte von 1372 bis 1391. Sein Nachfolger war Huitzilihuitl (1391 – 1415). Unter Chimalpopoca (1415 – 1426) verschlechterten sich die Beziehungen zu den bisherigen Oberherrn aber bereits, wobei auch der Versuch eine Rolle gespielt haben dürfte, beim dortigen Thronwechsel mitzumischen – ein Versuch, der Chimalpopoca das Leben kostete. Jedenfalls kam es unter seinem Nachfolger Itzcoatl (1426 – 1440) zum Krieg mit den Tepaneken, welcher für die Mexica siegreich endete. Azcapotzalco wurde 1430 erobert, das dortige Archiv wurde verbrannt, so daß wir über die Ereignisse ebenso einseitig unterrichtet sind wie über das Verhältnis Roms zu den Etruskern oder auch zu den Karthagern. Als Begründung für die Vernichtung des Archivs soll Itzcoatl erklärt haben, dort seien zu viele Lügen aufbewahrt

worden, vor deren Verbreitung die Menschen geschützt werden müssten ...

12. KAPITEL: DER AZTEKISCHE DREIBUND

DEN SIEG ÜBER DIE TEPANEKEN errangen die Mexica aber nicht aus eigener Kraft, sondern im Bündnis mit zwei weiteren Städten, mit **Tetzco** und **Tlacopan**. Das Bündnis blieb auch nach dem Sieg bestehen; diese drei Städte bilden den **aztekischen Dreibund**, der nun bis zur Conquista den Machtmittelpunkt in Mesoamerika darstellte. Dieser Dreibund führt teils gemeinsam, teils in jeweils eigener Regie Kriege gegen die Nachbarn, um, wie überall in Mesoamerika, die erforderliche Anzahl von Gefangenen für die Menschenopfer zu beschaffen und um diese Nachbarn zur Ablieferung von Tributen in Form von Lebensmitteln und Luxusgütern zu zwingen. In den Hauptstädten selbst wurde nämlich kaum Landwirtschaft betrieben; sie lebten vielmehr vom Umland. Wenn die Aktionen gemeinsam ausgeführt wurden, galt für die Beute und die späteren Tributleistungen ein Verteilungsschlüssel von 2:2:1 für Tenochtitlán, Tetzco und Tlacopan, d.h. Tlacopan als der kleinere Partner im Dreibund erhielt die Hälfte des Anteils der beiden größeren Städte.

Die Lage der drei Städte sehen Sie auf folgender Folie:



Tenochtitlán lag also im See, Tlacopan unmittelbar westlich davon am Ufer und Tetzco auf der anderen Seite am östlichen Ufer. Tetzco schreibt sich heute "Texcoco" und bildet weiterhin eine selbständige Stadt, während Tenochtitlán und Tlacopan im Stadtgebiet von Mexico liegen, wobei der See inzwischen bekanntlich trockengelegt ist. Zur Aztekenzeit war das noch nicht so, vielmehr war Tenochtitlán von Kanälen durchzogen, also eine Art Venedig Lateinamerikas. Von der Stadt im See führten jedoch drei Dämme zum Festland. Auf demjenigen nach Tlacopan verlief zugleich ein Aquädukt, das Trinkwasser aus Chapultepec herbeiführte.



Die Stadt war eigentlich eine Doppelstadt, bestehend aus dem nördlich gelegenen Tlatelolco und dem eigentlichen Tenochtitlán. Tlatelolco wurde ein Jahrzehnt nach Tenochtitlán gegründet und stand ursprünglich unter der Regierung einer eigenen Dynastie, die aber 1473 vom Herrscher Tenochtitláns abgesetzt wurde; zur Zeit der Ankunft der Spanier waren beide Teile bereits zu einer Stadt zusammengewachsen. Die Bewohner von Tlatelolco waren vor allem im Handel tätig; ihr großer Marktplatz hat die Spanier enorm beeindruckt.

Tenochtitlán selbst war in vier Quartiere geteilt, was schon in der Gründungslegende anklingt; in der Mitte lag als fünfter Bestand-

teil das Stadtzentrum mit Haupttempelanlage, Marktplatz und Palästen. Hier noch zwei relativ zeitgenössische Ansichten der Stadt:



Die wichtigste Tempelanlage war eine Pyramide, auf deren Plattform zwei Tempelgebäude nebeneinander standen, und zwar im Süden der Tempel für den Kriegsgott **Huitzilopochtli** und im Norden der Tempel für den Regengott **Tlaloc**. Zu jedem Tempel führte eine eigene Freitreppe empor. Dies zeigt sehr schön die folgende Abbildung aus Sahagúns Aztekengeschichte:



Die Pyramide wurde immer wieder überbaut (insgesamt, wie man mittlerweile durch Ausgrabungen weiß, elf Mal) und auf diese Weise natürlich auch immer höher und eindrucksvoller – für Menschen **und** Götter. Die letzte aztekische Bauphase dauerte von 1481 bis 1487. Allerdings haben die Spanier nach der Conquista gerade dieses Heiligtum gründlich zerstört, was niemanden wundern wird – so gründlich, daß die archäologische Erforschung sehr schwierig ist und spät in Gang kam. Genauer gesagt: durch einen Zufallsfund am 21. Februar 1978; gegraben wurde dann bis zum November 1982, also nur eine verhältnismäßig kurze Zeit. Die folgende Abbildung gibt eine Vorstellung vom beeindruckenden Ausmaß der Ruinen:



Zum Zeremonialzentrum Tenochtitláns gehörten noch zahlreiche andere Tempel, so ein Rundtempel für **Quetzalcóatl**, über den wir im vorigen Kapitel sprachen. Erwähnenswert ist noch das **coateocalli**, eine Art Pantheon, in dem Motecuzoma II. die Götter der unterworfenen Völker verehren ließ. Die religiösen Zeremonien vollzogen bei bestimmten Gelegenheiten die Herrscher selbst, vor allem aber eine eigene Priesterschaft unter zwei Oberpriestern, die in ihrem Titel übrigens den Namen Quetzalcóatl führten. Als charakteristisches Kennzeichen der Priesterschaft galt ihr ungeschnittenes und ungekämmtes Haar.

Was die Conquistadoren – und wohl auch uns – am meisten entsetzte, waren die ständigen Menschenopfer. Sie passen schlecht zu der sonst zu beobachtenden kulturellen Verfeinerung der Lebensart der gehobenen Schichten; aber sie sind nicht wegzuleugnen, was gelegentlich auch versucht wird, etwa mit dem Argument, man habe zu wenig Knochen gefunden. Es gibt nicht nur die schriftlichen Quellen der spanischen Zeit, die über sie berichten, sondern auch archäologische Zeugnisse, etwa Darstellungen auf den Tempelwänden usw. Bei den Opfern gibt im wesentlichen drei Varianten: es gibt turnusmäßig wiederkehrende Feste, bei denen ein Mensch als Personifikation des Gottes geopfert wird – eine symbolische Darstellung von Tod und Wiedergeburt –; dann gibt es Opfer aus konkretem Einzelanlaß, etwa die Opferung gefangener Spanier; und schließlich Mas-

senopferungen bei der Einweihung eines neuen Tempels, dem Regierungsantritt eines neuen Herrschers usw.

Wie die Opfer vollzogen wurden, beschreibt z.B. Bernal Díaz: "Über diese abscheulichen Menschenopfer hat man mir folgendes erzählt: man schlitzt den unglücklichen Opfern mit einem Obsidianmesser die Brust auf, reißt das schlagende Herz heraus und opfert es dem Götzen. Dann werden Beine, Arme und Kopf abgeschnitten. Die Köpfe werden an besondere Balken gehängt. Arme und Beine werden bei förmlichen Gastmählern verzehrt; der Rumpf und die Eingeweide werden den wilden Tieren vorgeworfen, unter denen auch viele Schlangen sind. Die gefährlichste ist eine Schlange mit einer Art Klapper am Schwanz. Sie wurden in Käfigen gehalten, die mit Federn ausgepolstert sind. Dort legten sie ihre Eier und brüteten ihre Jungen aus. Als man uns aus Mexico verjagte, haben wir über achthundertfünfzig Mann verloren. In dieser Zeit sollen diese Bestien mit dem Fleisch der Unsrigen gefüttert worden sein. Wahrlich, es war grausig anzuhören, wenn die Löwen und die Tiger brüllten, die Schakale und die Füchse heulten und die Schlangen dazwischen zischten. Es war wie in der Hölle."

Es gab auch noch andere Formen der Tötung, die ich hier aber übergehen will. Erwähnung verdient jedoch die Tatsache, daß es sich bei alledem nicht um Sadismus handelte, nicht um öffentliche Grausamkeit zur Volksbelustigung wie im Zirkus des antiken Rom, sondern um eine als notwendig empfundene Pflicht. Es gab auch Versuche, die Menschenopfer abzuschaffen oder einzuschränken, etwa in Tetzoco, die aber erfolglos blieben. Wir haben das Problem im 9. Kapitel ja auch schon erörtert.

Die Gesellschaft sowohl in den Hauptstädten selbst als auch in den abhängigen Städten gliederte sich in den Adel (*pilli*, Plural: *piltin*) und die übrigen Bewohner (*macehualli*, Plural: *macehualtin*). Die Adligen, die etwa 10% der Bevölkerung umfaßten, besaßen gewöhnlich größeren Reichtum, aber das mußte nicht sein, und es gab viele Bürgerliche, die reicher waren als Personen von Stande. (Das ist kein ungewöhnliches Phänomen; es gilt in gleicher Weise auch für Europa.)

Wenn der Adlige es sich leisten konnte, hatte er mehrere Frauen, während sonst die Einehe üblich war. Daß sich auf diese Weise der Anteil des Adels und damit der potentiell unproduktiven Einwohner an der Gesamtbevölkerung ständig erhöhte, ist ein allgemeines Phänomen in ganz Lateinamerika – z.B. auch bei den Inka –, das überall ähnlich zu krisenhaften Entwicklungen führte; andererseits waren es gerade die Adligen, die auf den zahlreichen Kriegszügen ein vorzeitiges Ende fanden, wenn sie den Gegnern in die Hände fielen. Die Adligen hatten auch das Privileg, farbige Gewänder zu tragen, während die übrige Bevölkerung weiß gekleidet war.

Die bäuerliche Bevölkerung, die vor allem außerhalb der Hauptstädte den überwiegenden Bevölkerungsanteil stellte, arbeitete entweder auf den Adelsgütern, die von einem Verwalter mit dem Titel *tecpan* geleitet wurden, oder sie waren selbständig, dann aber meist zu Familien- und Verwandtschaftsverbänden (*capulli*) zusammengeschlossen. Ferner gab es in den Städten die Handwerker und außer-

dem die wichtige Gruppe der Händler, vor allem der Fernhändler, der *pochteca*. Die Sklaven (*tlacotli*) spielten, wenn man der Sekundärliteratur glauben kann, nur eine unbedeutende Rolle, sei es in Form einer zeitlich begrenzten Schuldknechtschaft, sei es als wirkliche Sklaverei für verurteilte Verbrecher oder Kriegsgefangene, wobei dieses Sklavendasein früher oder später mit der Opferung im Tempel endete.

In den abhängigen Städten und Gebieten blieb die ehemalige Ordnung in der Regel in Kraft. Wichtigster Vertreter der Zentralmacht war hier der *calpixqui*, der für die Einziehung der Tribute zuständig war. Der Codex Mendoza, eine für Karl V. angefertigte Handschrift über die aztekische Geschichte, enthält unter anderem lange Listen solcher Tribute. Hier ein Beispiel:

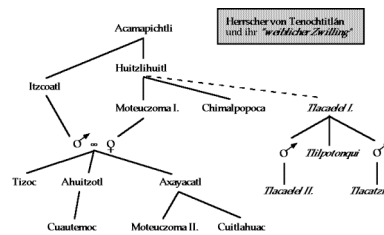


Sie sehen links die Liste der Städte, die die auf dieser Seite abgebildeten Tribute abzuliefern hatten, nämlich *Xoconochco*, *Ayotlan*, *Coyocam*, *Mapachtepec*, *Mazatlan*, *Huiztlan*, *Acopetlatlan* und *Huehuetlan*. Rechts sind die Tribute abgebildet, nämlich: 2 Schnüre Jadeesteine, 10mal 400 Handvoll bunte Vogelfedern, 2mal 80 ganze Vogelhäute, 2 Stück Ambra, 2mal 100 Ladungen Kakaobohnen, 2mal 20 Raubtierfelle, 2mal 400 Trinkbecher und 2 weitere Stück Ambra. Bei den Zahlen verwendeten die Azteken wie die Maya das Vigesimalsystem, also 1, 20, 400 usw., machen aber keine Stellenangaben, sondern es gibt wie bei den römischen Zahlen für 20, 400 usw. immer ein neues Zeichen; hier das Fähnchen für 20 und die Feder für 400. Weitere Tributformen waren Gewänder aus Baumwolle (wichtig, weil auf der Höhe Mexikos Baumwolle nicht mehr wächst), Papyrusbündel, Getreide, Seegrasmatten, Honig, Holz, Muscheln und Kupferäxte. Diese Leistungen wurden bei wertvollen Gegenständen gewöhnlich einmal im Jahr, sonst alle 80 Tage gefordert.

Abgesehen von den Tributzahlungen beließ man in den unterworfenen Städten die früheren Herrscher im Amt, wobei sie mitunter die "Ehre" hatten, mit einer aztekischen Prinzessin verheiratet und dadurch selbstverständlich von dieser kontrolliert zu werden. Eine ständige militärische Präsenz des Oberherrn gab es nicht, in der Folge häufige Aufstände, nach deren Niederschlagung zweifellos die Tribute erhöht wurden; insofern waren die Aufstände also nicht unbedingt unwillkommen. Die Fürsten dieser Stadtstaaten werden *tlatoani* genannt und tragen als Zeichen ihrer Würde ein Diadem (*xiuhuitzolli*).

In Tenochtitlán folgte auf den Tepanekensieger Itzcoatl zunächst Motecuzoma I. (1440 – 1468), dann Axayactl (1468 – 1481), dann Tizoc (1481 – 1486), dann Ahuitzotl (1486 – 1502) und schließlich Motecuzoma II. (1502 – 1520). Eine Aufzählung der einzelnen Taten der Herrscher, d.h. die Liste der von ihnen eroberten Städte, scheint mir wenig ergiebig und deshalb entbehrlich. Die eher kurzen Regierungszeiten sind darauf zurückzuführen, daß gewöhnlich nicht der Sohn auf den Vater folgte, sondern die Brüder bzw. Halbbrüder

aufeinander. Den Versuch, die Verwandtschaftsverhältnisse darzustellen, sehen Sie hier:



Der Herrscher führte den Titel **colhuateuctli**. Er war aber kein Alleinherrscher im europäischen Sinne, denn wie auf der großen Pyramide in Tenochtitlán zwei Tempel zwillingshaft nebeneinander standen, stand neben dem **colhuateuctli** der sog. weibliche Zwilling mit dem Titel **cihuacoatl**. Dieser "weibliche Zwilling" war keine Frau – die Frauen spielten in der aztekischen Politik offenbar eine noch geringere Rolle als bei den Maya –, sondern ein weiterer Bruder oder Halbbruder aus der Herrscherfamilie. Seine Funktionen war mehr priesterlicher Natur, aber eine genaue Definition gab es nicht, und sein tatsächlicher Einfluß hing sehr von seiner Persönlichkeit und dem Einvernehmen der Brüder ab.

Erster namentlich faßbarer "weiblicher Zwilling" war schon seit den Zeiten Itzcoatl's dessen Halbneffe Tlacaelel I., der bis 1474 im Amt blieb; es folgten sein Enkel Tlacaelel II. (bis 1487) und sein Sohn Tlilpotonqui (bis 1503); danach habe ich nur noch für 1520 – 1525 den Namen Tlacotzin, einen weiteren Enkel Tlacaelel's I., finden können. Ob der Wechsel jeweils beim Amtsantritt Ahuitzotl's und Motecuzomas II. ein Zufall ist, vermag ich nicht zu sagen.

Hier sehen Sie nun Motecuzoma II. in seinem Palast in der für den Herrscher typischen türkisfarbenen Kleidung:



Nachdem ich jetzt schon eine ganze Reihe von Namen und Ausdrücken erwähnt habe, wobei Ihnen sicher das charakteristische *tl* aufgefallen ist, ist hier der richtige Ort, um kurz auf die Sprache der Azteken einzugehen, das **Nahuatl**. Die sprachlichen Verhältnisse im vorkolumbischen Amerika sind außerordentlich kompliziert und sehr schwer zu erforschen, weil die schriftliche Überlieferung (wenn überhaupt) erst zu einem Zeitpunkt einsetzt, als diese Sprachen schon serienweise ausstarben. Die Zusammenfassung dieser Sprachen in Sprachfamilien ist natürlich unter den Linguisten heftig umstritten. Es kommt dazu, daß die Wiedergabe der Laute mit europäischen Schriftzeichen nur unvollkommen möglich ist und daß den spanischen Schreibern bestimmte Lautvarianten einfach entgangen sind, weil sie in der eigenen Sprache nichts Vergleichbares gewohnt waren.

Ich zeige Ihnen dieses Problem an einem europäischen Beispiel: der deutsche Laut *h* muß von romanischen Sprechern mühsam erlernt werden und wird oft ignoriert. Das kann ganz witzige Folgen haben, wenn deutsche Wörter in romanischen Sprachen als Fremd-

wörter verwendet werden; so erscheint der geographische Fachausdruck "Hinterland", der offenbar als *terminus technicus* international üblich ist, im Italienischen mitunter in der Schreibweise "interland". Mit ähnlichen Transkriptionsproblemen müssen wir also auch beim Nahuatl rechnen.

Das Nahuatl ist eine sog. agglutinierende Sprache; d.h. die Wortstämme sind unveränderlich, ihnen werden aber vorne oder hinten oder vorne und hinten ein oder mehrere Präfixe bzw. Suffixe angeklebt. Z.B. besteht das Wort *nahuatl* aus dem Stamm *nahua* und dem Suffix für den Singular *tl*. Agglutinierende Sprachen in Europa sind z.B. das Finnische und das Ungarische. Das Gegenstück zu den agglutinierenden Sprachen sind die isolierenden Sprachen, bei denen die Wörter völlig unverändert nebeneingesetzt werden (z.B. das Chinesische), und die flektierenden Sprachen, bei denen sich auch der Wortstamm selbst wandeln kann (z.B. das Deutsche).

Eine Gruppe von Präfixen kennzeichnet im Nahuatl beispielsweise das Geschlecht der Substantive: *oquich* für das Maskulinum, *cihua* für das Femininum. In der Praxis sieht das so aus: der Hirsch heißt *mazatl*. In dieser Form verwendet man das Wort, wenn die Tierart als solche gemeint ist. Will man die Geschlechter unterscheiden, so sagt man: *oquichmazatl* für den Hirschbock und *cihuamazatl* für die Hirschkuh.

Davon gibt es natürlich Ausnahmen, und zwar wie üblich bei den ganz häufig vorkommenden Wörtern: *colli* ist der Großvater, *cihtli* die Großmutter; *tlahtli* ist der Onkel, *ahuitl* die Tante; *huexolotl* ist der Truthan, *totolin* die Pute. Als zweite Ausnahme sind die Substantive, die Menschen bezeichnen, per se männlich; hier muß nur die weibliche Form durch das Präfix bezeichnet werden. Zum Beispiel: *pilli* der Prinz, *cihuapilli* die Prinzessin; *tecuhtli* der Herr, *cihuatecuhtli* die Dame.

Die genannten Wörter wiesen alle ein Suffix für den Singular auf: das vorhin schon erwähnte *tl*, ferner *tli*, *li* oder *in*. Für den Plural werden diese Suffixe ausgetauscht, und zwar *tli*, *li* und *in* durch *tin*:

<i>colli</i>	Großvater	<i>coltin</i>	Großväter
<i>tecuhtli</i>	Herr	<i>tecuhtin</i>	Herren
<i>zolin</i>	Wachtel	<i>zoltin</i>	Wachteln

Das Suffix *tl* wandelt sich für den Plural überraschenderweise zu *me*: aus *pitzotl* (das Schwein) wird *pitzome* (die Schweine). Auch hier gibt es für häufige Wörter Ausnahmen: z.B. der Mexikaner *mexicatl*, Plural *mexicah*; der Händler *pochtecatl*, Plural *pochtecah*.

Ganz charakteristisch für die agglutinierenden Sprachen sind die Präfixe für die Possessivpronomina, die in gleicher oder ähnlicher Gestalt auch bei den Verbformen gebraucht werden.

<i>no</i>	mein	<i>to</i>	unser
<i>mo</i>	dein	<i>amo</i>	euer
<i>i</i>	sein/ihr	<i>in</i>	ihr

Zum Beispiel lautet der Wortstamm für Haus *cal*; daraus ergibt sich:

<i>nocal</i>	mein Haus	<i>tocal</i>	unser Haus
<i>mocal</i>	dein Haus	<i>amocal</i>	euer Haus
<i>ical</i>	sein/ihr Haus	<i>incal</i>	ihr Haus

Ich glaube, das genügt für einen ersten Eindruck; wir kommen im Inka-Kapitel noch einmal auf die Sprache zurück. Wenden wir uns jetzt wieder der politischen Geschichte des Aztekenreiches zu.

Der Aufstieg des aztekischen Dreibundes zur Hegemonialmacht in Mittelamerika war beeindruckend; er hatte allerdings drei Schönheitsfehler: zum ersten stand die Nahrungsmittelversorgung der expandierenden Stadt Tenochtitlán und überhaupt der Bevölkerung auf tönernen Füßen; katastrophal muß eine große Hungersnot von 1450 bis 1455 gewesen sein, während der sogar Eltern ihre Kinder im Tausch gegen Lebensmittel verkauft haben sollen. Die Reaktion auf diese Katastrophen waren selbstverständlich weitere Tempelbauten und noch zahlreichere Menschenopfer, die durch ständige Kriege beschafft werden mußten.

Deshalb fällt es zweitens besonders auf, daß drei Kleinstaaten in unmittelbarer Nachbarschaft der Hauptstädte nicht erobert werden konnten, nämlich Tlaxcallan, Huexotzinco und Cholollan. Gegen diese Staaten wurden zwar ständig Kriege geführt, aber ohne definitives Ergebnis. Diese Kriege heißen auch die "Blumenkriege". Die Azteken behaupteten nämlich später, sie hätten diese Staaten gar nicht wirklich erobern wollen, sondern sie nur als eine Art Trainingspartner für die wirklich großen Kriege an den Grenzen angesehen; aber ob man das glauben soll, sei dahingestellt. Die drei Städte, v. a. Tlaxcala, spielen dann später während der Conquista eine wichtige, um nicht zu sagen: entscheidende, Rolle.

Ungeklärt war außerdem das Verhältnis zu den Tarascanen ein Stück westlich von Mexico; gegen sie hatte *Axayactl* eine vernichtende Niederlage erlitten, bei der 20000 aztekische Krieger gefallen oder in Gefangenschaft geraten sein sollen. Einige Autoren vermuten, daß ohne die spanische Eroberung diese Tarascanen die künftigen Herrscher Mittelamerikas als Nachfolger der Azteken geworden wären, zumal sie besondere Kenntnisse in der Metallverarbeitung besaßen, so daß sich bei ihnen ein Übergang von der Stein- zur Bronzezeit abzeichnete.

Als dritter Schönheitsfehler begannen sich vor allem unter Motecuzoma II. die Gewichte innerhalb des aztekischen Dreibundes selbst zu verschieben: die bewährte Zusammenarbeit dreier Partner wich einer Oberhoheit Tenochtitláns über die beiden anderen Städte. In Tetzcoaco regierte der Kampfgefährte Itzcoatl, Nezahualcoyotl, die ungewöhnlich lange Zeit bis 1472; ihm folgte problemlos sein Sohn Nezahualpilli (bis 1515). Dann aber war die Erbfolge strittig, und es gelang Motecuzoma II., gegen erhebliche Widerstände seinen Kandidaten Cacama durchzudrücken. Ähnlich war die Situation in dem kleineren Partner Tlacopan. In diese durchaus gespannte Situation fällt die Ankunft der Spanier.

13. KAPITEL: DIE VORINKAISCHEN HOCHKULTUREN IN SÜDAMERIKA

AUCH FÜR DIE ZENTRALANDEN haben die Archäologen ihre Gliederung anhand der Funde erstellt; Funde, die etwa zeitgleich sein dürften und bei der Keramik einheitliche Stilelemente aufweisen, werden dabei als "Horizonte" bezeichnet. Ob den einheitlichen Horizonten auch übergreifende staatliche Strukturen entsprachen, muß dahingestellt bleiben. Es gibt drei solcher Horizonte, den "frühen", den "mittleren" und den "späten". Sie folgen aber nicht direkt aufeinander, sondern sind durch Zwischenzeiten unterbrochen. Im einzelnen werden unterschieden:

- die vorkeramische Periode bis ca. 1800 v. Chr.
- die Anfangsperiode von 1800 bis 900 v. Chr.
- der Frühe Horizont von 900 bis 200 v. Chr.
- die frühe Zwischenperiode von 200 v. Chr. bis 600 n. Chr.
- der Mittlere Horizont von 600 bis 1000 n. Chr.
- die späte Zwischenperiode von 1000 n. bis 1476 n. Chr.
- der Späte Horizont von 1476 bis 1534 n. Chr.

Die Gründe für diese Einteilung gehören nicht in diese Vorlesung; wirklich historisch faßbar ist, wie gesagt, nur die Zeit der späten Zwischenperiode und des späten Horizontes. Diese Zeit entspricht der Herrschaft der Inka, auf die wir im nächsten Kapitel eingehen. Südamerika war aber in der Zeit vor der Inkaherrschaft nicht menschenleer, sondern es gab eine Reihe von – nur archäologisch erfaßbaren – Kulturen, die durchaus ebenfalls als Hochkulturen gewertet werden können.

Was ist eine Hochkultur? Ohne in definatorische Subtilitäten und unfruchtbare theoretische Diskussionen eintreten zu wollen, werden wir wohl drei Punkte verlangen müssen: eine überregionale politische Ordnung – in Form einer Zentralmacht oder in Form miteinander kommunizierenden Einzelterritorien –, religiöse Vorstellungen zur Welterklärung und ein wirtschaftliches Niveau, das Kulturleistungen erlaubt, das über die bloße Sicherung des nackten Überlebens hinausgeht.

Solche Kulturen gab es auch schon vor den Inka in Südamerika, auch wenn die Inka selbst es durchaus gern gesehen hätten, daß diese Vorgängerkulturen aus unserem Bewußtsein weitgehend verschwunden sind und unsere Vorstellungen von dem Staat der Inka monopolisiert werden. Als die wichtigsten dieser Kulturen sind wohl die Moche, die Chimú, die Nasca und die Kultur von Tihuanaco zu nennen.

Das Zentrum der ersten drei Kulturen lag, abweichend von den Zuständen unter den Inka, nicht im Gebirge, sondern an der Küste. An der Nordküste Perús finden wir die Moche-Kultur von etwa 200 vor Christus bis etwa 800 nach Christus, mit einer Unterbrechung im 6. Jahrhundert, die möglicherweise auf eine Klimakatastrophe zurückzuführen war. Hier das Moche-Gebiet:



Sie sehen die Lage im Gesamtzusammenhang Südamerikas an der kleinen Karte rechts oben; zur Orientierung habe ich Ihnen noch den Titicaca-See und Cuzco, also das spätere Zentrum des Inkareiches markiert.

Das Gebiet der Moche ist also in zwei Abschnitte geteilt, zwischen denen aber, nach Ausweis der archäologischen Quellen, reger Verkehr und Austausch herrschte. Es gibt einige Pyramiden. Besondere Aufmerksamkeit hat Sipán erlangt, in der nördlichen Zone, denn dort wurde ein komplettes Herrschergrab gefunden. Der Herr von Sipán wurde übrigens von acht Personen – drei Frauen, einem jungen Knaben, zwei Kriegern, zwei Dienern – sowie einem Hund und zwei Lamas ins Jenseits begleitet. Hier sehen sie die Ausgrabung seines Grabes:



Sehr reizvoll ist auch die Keramik der Moche, die zum Teil offenkundig Portraitähnlichkeit aufweist:



Die Zeichnungen auf der Keramik stellen vermutlich religiöse Szenen dar, darunter auch Menschenopfer, sind aber nur schwer zu deuten. Trotz aller kulturellen Höhe betrieben die Moche doch weitgehend eine Subsistenzwirtschaft und waren als "Meereskultur" voll den Unwägbarkeiten des Klimas ausgesetzt; von dem Wetterphänomen El Niño haben wir schon gesprochen. Die innere Logik schamanistischer Vorstellungen verlangt in solchen Fällen eine Steigerung der Menschenopfer, die wohl auch erfolgt ist. Etwa um 800 nach Christus bricht die Moche-Kultur endgültig zusammen; an ihre Stelle treten die Chimú, die dann um 1470 im Inkareich aufgehen.

An der südlichen Küste Perús besteht von ca. 200 vor Christus bis ca. 400 nach Christus – also immerhin auch 600 Jahre – die Nasca-Kultur. Sie ist bekannt durch ihre Felsritzungen:



Die Interpretation dieser Linien ist nicht ganz einfach, weil diejenigen, die sie anbrachten, genau dieses Bild nicht sehen konnten; es handelt sich ja um eine Luftaufnahme. Natürlich sieht Erich von Däniken darin die Spuren Außerirdischer, die ihren Weltraumbahnhof auf diese Weise markiert hätten. Ganz falsch ist seine Interpretation nicht, denn es handelt sich – das ist die einleuchtendste Interpretation – um eine Botschaft an die Götter gemäß schamanistischen Vorstellungen.

Im Gebirge bestand ziemlich lange, von ca. 100 vor Christus bis ca. 1100 nach Christus, die Kultur von Tihuanaku (bzw. in heutiger Schreibung: Tiwanaco), die dann in die Kultur der Inka übergeht. Zentrum ist das Sonnentor,

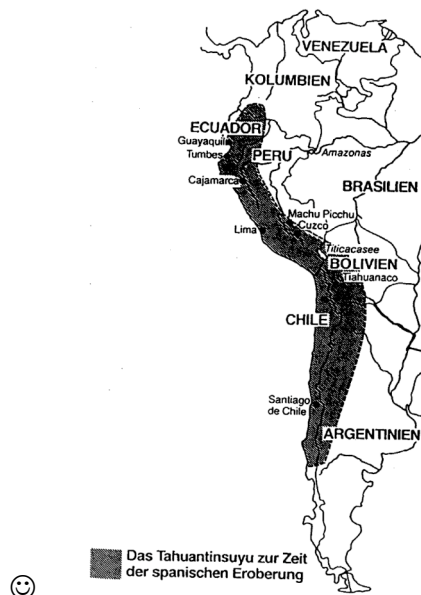


das allerdings mehrfach restauriert und verändert wurde.

14. KAPITEL: DIE INKA

NOCH ETWAS SPÄTER ALS die Herrscher von Tenochtitlán namentlich faßbar werden, setzt die historisch greifbare Überlieferung in der dritten Hochkultur ein, die wir betrachten wollen, der **Inka**, nämlich im Jahre 1438 mit Pachacutec.

Das Inkareich hatte sein Zentrum und seinen Ausgangspunkt in Cuzco, ein Stück nördlich des Titicaca-Sees. Dort befand sich das zentrale Heiligtum mit dem Abbild der Sonne in Form einer goldenen Scheibe, und dort thronten die Mumien der früheren Herrscher. Zuletzt erstreckte sich das Reich über mehrere tausend Kilometer entlang den Anden und der westlich vorgelagerten Küste, wie Sie aus folgenden Abbildungen ersehen können:



Dieses riesige Reich war ein zentral geleiteter Staat, in dem alles auf den Herrscher zugeordnet war, dessen Macht absolut war. Zumindest war das die Theorie und die Staatsideologie.

Der Inka trug unter anderem den Titel *sapan inca*, der "alleinige Inka". Das Wort "Inka" scheint soviel wie "Herr" oder "Herrscher" zu bedeuten, etwa vergleichbar dem englischen "Lord" oder dem arabischen "Emir"; insofern gab es eine ganze Reihe von Inkas, aber ihre Macht war nur von demjenigen an der Spitze abgeleitet, den man demnach als den eigentlichen oder eben "alleinigen" Inka zu bezeichnen hat.

Das Inkareich war als Weltreich konzipiert; sein Name in der Staatssprache Quechua lautet *Tahuantinsuyu*, übersetzt "die vier Weltgegenden". Das erinnert an die mesopotamischen Herrscher,

die sich ebenfalls "Herr der vier Weltgegenden" nennen. Der Monarch an der Spitze dieses Weltreichs läßt sich also am besten als Kaiser bezeichnen, wobei die Parallelen zum spätrömisch-byzantinischen oder auch zum chinesischen oder japanischen Kaiser recht frappierend sind. Wie diese glaubte auch der Inka, seine Untertanen mit Fortschritt und Zivilisation zu beglücken, so daß die neu eroberten Gebiete ihm eigentlich dafür dankbar sein mußten, unter seiner Herrschaft leben zu dürfen.

Die offizielle Geschichtsversion der Inka kennt eine Reihe von 12 (oder wenn man anders zählt 13) Herrschern, die aufeinander folgen.

Viracocha

1. **Manco Capac**
2. **Sinchi Roca**
3. **Lloque Yupanqui**
4. **Mayta Capac**
5. **Capac Yupanqui**
6. **Inca Roca**
7. **Inca Urco**
8. **Yahuac Huacac**
9. **Hatun Topa = Viracocha Inca**
10. **(Urcon &) Yupanqui = Pachacutec (1438)**
11. **Topa Yupanqui (1471)**
12. **Huayna Capac (1493)**

(Huascar &) Atahualpa

An der Spitze steht Viracocha, der aber eigentlich noch kein menschlicher Inka, sondern ein Gott ist. Von ihm wird Manco Capac eingesetzt. Es folgen Sinchi Roca, Lloque Yupanqui, Mayta Capac, Capac Yupanqui, Inca Roca, Inca Urco, Yahuac Huacac, Hatun Topa, der sich in Viracocha Inca umbenennt, dann Yupanqui, der sich in Pachacutec umbenennt (ab 1438), dann ab 1471 Topa Yupanqui, schließlich ab 1493 Huayna Capac, der Vater Atahualpas.

Unter diesen Herrschern vergrößert sich das Reich ständig, aber ganz so glatt ging es wenigstens am Anfang doch nicht. Unter dem 6. Inka, Roca, als sich das spätere Weltreich erst auf die Umgebung Cuzcos beschränkt, kommt es zum Streit mit dem Nachbarvolk der Ayacmaca, die unter anderem den Sohn des Inka entführen; durch einen Kompromiß kommt der Friede zustande, indem der Inka die Tochter des gegnerischen Anführers heiratet. Später, ab Topa Yupanqui, wäre das nicht mehr denkbar, denn der Inka steht dann so hoch über den Sterblichen, daß als ebenbürtige Ehefrau für ihn nur noch seine eigene Schwester in Frage kommt.

Die größte Krise der Expansion des Reiches ereignet sich aber unter Viracocha Inca: er unterliegt um ein Haar gegen das vergleichbar mächtige Reich der Chanka und will schon resignieren, da kommt ihm sein Sohn Yupanqui zu Hilfe und kann in letzter Minute die Niederlage in einen Sieg verwandeln. Dieser militärische Erfolg

erlaubt es Yupanqui auch, seinen eigentlich als Thronerben vorgesehenen Bruder Urcon beiseite zu schieben. Der Nachfolger Yupanquis kommt dann allerdings ums Leben, als er ins östliche Tiefland des heutigen Ecuador einmarschieren will, und auch sein Nachfolger bleibt dort militärisch erfolglos. Schwierigkeiten beim Thronwechsel gab es ohne Zweifel öfter, auch wenn die offizielle Geschichtsschreibung dies möglichst mit Schweigen übergeht und wir erst am Ende der Reichsgeschichte, als die Vorgänge vor den Augen der Spanier ablaufen, im einzelnen informiert sind.

Von Yupanqui an lassen sich Jahreszahlen nennen. Es gibt aber das Problem, ob die Serie der Inka wirklich eine kontinuierliche Abfolge darstellt. Als wahrscheinlicher gilt heute, daß es sich um zwei parallelaufende Reihen handelt, von denen die eine mit Manco Capac, die andere mit Inca Roca, dem 6. Inka der durchlaufenden Zählung, beginnt.

<i>Hurin Cuzco</i>	<i>Hanan Cuzco</i>
Manco Capac Sinchiruca	Inca Roca Inca Urco
Lloque Yupanqui Mayta Capac Capac Yupanqui	Yahuac Huacac Viracocha Inca Pachacutec Topa Yupanqui Huayna Capac

Von jedem Herrscher geht nämlich eine Familienlinie, *panaca* genannt, aus, die jeweils zu Lebzeiten des Inka die höchste Adelschicht des Reiches bildet. Von den am Ende zwölf *panaca* gelten aber die fünf ersten als weniger vornehm als die sieben folgenden. Die zwölf Linien werden auch den beiden Stadthälften Cuzcos zugeordnet, und zwar die ersten fünf *Hurin Cuzco*, die restlichen sieben *Hanan Cuzco*. Es ist also durchaus denkbar, daß wir ursprünglich eine zweigeteilte Herrschaft vor uns haben, in der sich erst später die eine Hälfte vollständig durchgesetzt und die andere Hälfte auf den zweiten Rang verwiesen hat. Eine solche Zwillingsherrschaft ist in Lateinamerika ja nichts Ungewöhnliches; ich erinnere an die Azteken.

Wie dem auch sei, der historisch faßbare Staatsaufbau bildet eine Pyramide, an deren Spitze der *sapan inca*, der alleinige Herrscher steht. Er gilt als Sohn der Sonne, die der offizielle Staatsgott ist. Die vergöttlichte Stellung des Herrschers zeigt sich in einem überaus strengen Hofzeremoniell: so ist es zum Beispiel verboten, den Inka direkt anzuschauen; die Parallele zu Japan ist mehr als deutlich.

In der Religion der Inka überlagern sich mehrere Schichten, wobei die Kulte durchweg in vorinkaische Zeit zurückreichen. Zunächst sind die Sonne (*Inti*) und der Mond (*Mamaquilla*) als Götter zu nennen, wobei die Sonne in einer besonders engen Beziehung zur Herrscherfamilie steht. Ältestes Kultzentrum war das Sonnentor von *Tiahuanaco* am Südende des Titicacasees, wobei dieser See ur-

sprünglich noch gar nicht zum Inkareich gehörte. Eine Abbildung habe ich Ihnen im vorigen Kapitel schon gezeigt.

In der Hauptstadt Cuzco gab es den Sonnentempel (*inticancha*), der, als dort auch die Mondgöttin verehrt wurde, zum *curicancha* erweitert wurde. Im *curicancha* kam zu Sonne und Mond als dritter, und zwar den beiden übergeordnet, der allgemeine Schöpfergott *Viracocha* hinzu, wobei seine Überordnung möglicherweise die Folge einer religiösen Reform unter jenem Inka Hatun Topa ist, der sich im Viracocha Inca umbenannte. Die Stirnwand des Tempels nahm eine Darstellung des Kosmos' mit diesen Gottheiten ein, von der aber nur eine Nachzeichnung aus dem Gedächtnis vom Anfang des 17. Jahrhunderts erhalten ist; ihre Interpretation ist deshalb ein quellenkritisch schwieriges Vorhaben. Den religiösen Höhepunkt des Jahres bildet das *inti-raimi*, das achttägige Fest zur Sommersonnenwende, an dessen Ende der Inka selbst die erste neue Ackerfurche zieht. Für den regelmäßigen Kult gibt es eine männliche und weibliche Priesterschaft unter Verwandten des Inka als Oberpriester (*huillac uma* oder *villa huma*) bzw. Oberpriesterin (*coya pasca*).

Eine andere, zweite Ebene der religiösen Vorstellungen betreten wir mit *Illapa*, dem Wettergott, der vor allem Blitz und Donner, aber auch den Regen und ganz allgemein das Wetter darstellt, und mit *Pachamama*, der Göttin der Erde oder besser gesagt der Erde selbst.

Die dritte Ebene bildet die Verehrung der *huaca*: die *huaca* sind heilige Orte oder Objekte, vom Stein oder der Quelle oder dem Baum bis hin zum ganzen Vulkan oder Berg; auch der Inka selbst ist *huaca* und wird deshalb religiös verehrt. *Huaca* sind selbstverständlich die Mumien der früheren Inka, aber auch die Götter und Götterbilder der unterworfenen Völker, die so ins inkaische Pantheon mit eingehen. Der Umgang mit den *huaca* ist allerdings eine durchaus zweischneidige Angelegenheit, denn sie haben nicht nur positive Aspekte, sondern können sich bei Vernachlässigung durchaus an ihrer pflichtvergessenen Gläubigen rächen. Neben der pflichtgemäßen Verehrung kann man die *huaca* auch zum Zwecke der Wahrsagerei angehen.

Neben dem Staatskult wird, wie gesagt, den unterworfenen Völkern der Kult ihrer eigenen, unterlegenen Göttern weiter gestattet, bis auch sie sich zur nötigen Kulturhöhe aufgeschwungen haben. Ebenso dürfen sie für diese Übergangszeit auch ihre eigene Sprache neben dem offiziellen Quechua beibehalten. Dies gibt mir die Gelegenheit, einige Bemerkungen zum Quechua oder Quichua einzufügen. Ein Student hat mir aus Ecuador eine Grammatik der heutigen Sprachform mitgebracht, auf die ich mich im Folgenden stütze:



Es handelt sich, wie bei der Sprache der Maya oder beim Nahuatl, um eine agglutinierende Sprache, d. h. die Wortstämme sind unveränderlich, die grammatischen Beziehungen werden durch Präfixe und Suffixe ausgedrückt, die allein oder zu mehreren an die Wörter angefügt werden können. Ein grammatisches Geschlecht gibt es nicht. Wenn das natürliche Geschlecht ausgedrückt werden soll, setzt man beim Maskulinum *jari* oder *cari* vor das Wort, beim Femininum *huarmi*, also

huahua = das Kind,
jari huahua = der Knabe,
huarmi huahua = das Mädchen

Der Plural wird durch Anfügen von *cuna* gebildet:
huahuacuna = die Kinder

Diese Pluralbildung gilt nicht nur für das Nomen, sondern weitgehend auch für das Verbum, wie überhaupt die Trennung der Wortarten viel weniger streng durchgeführt ist als etwa im Deutschen:

cuyan = er, sie, es liebt
cuyancuna = sie lieben
cuyarca = er, sie, es liebte
cuyarcacuna = sie liebten
cuyashcacan = er, sie, es hat geliebt
cuyashcacancuna = sie haben geliebt
cuyashcacarca = er, sie, es hatten geliebt
cuyashcacarcacuna = sie hatten geliebt
cuyanca = er, sie, es wird lieben
cuyancacuna = sie werden lieben
cuyachun = liebe!
cuyachuncuna = liebt!

Bei dieser Gelegenheit haben Sie gleich die Bildung der Tempora ebenfalls durch Suffixe kennengelernt. Man sieht sehr schön, wie das Plusquamperfekt durch die Kombination beider Vergangenheitsuffixe entsteht.

An die Substantive (mit oder ohne Pluralsuffix) können weitere Suffixe angeleimt werden, wodurch sich eine Art Deklination ergibt:

maqui = die Hand
maquihuan = mit der Hand
maquipi = in der Hand
maquipac = von der Hand
usw.

Entsprechend im Plural: *maquicuna*, *maquicunahuan*, *maquicunapi*, *maquicunapac* usw. In ähnlicher Weise können andere Suffixe hinzutreten, die die Bedeutung des Wortes verändern, so etwa *-rucu* als Vergrößerung, *-cu* oder *-lla* als Verkleinerung, *-sapa* als abwertende Bezeichnung:

maquirucu = große Hand
maquicu = Händchen
maquisapa = schlimme Hand

Das läßt sich dann wieder mit Plural- und Kasusbezeichnung kombinieren, so daß sich etwa folgende ergeben könnten:

maquicunarucuhuan = mit den großen Händen

Betrachten wir noch die Personalpronomina:

<i>ñuca</i> = ich	<i>ñucanchic</i> = wir
<i>can</i> = du	<i>cancuna</i> = ihr
<i>pai</i> = er, sie es	<i>paicuna</i> = sie

Auch hier in der zweiten und dritten Person die reguläre Pluralbildung.

Im Prinzip funktioniert das Quechua also wie das Nahuatl, aber wenn man die Wörter gegenüberstellt, sind die Unterschiede doch beträchtlich. Wenn tatsächlich beide auf ein gemeinsames Ur-idiom der Einwanderer zurückgehen, dann hat sich im Laufe der Sprachgeschichte doch einiges getan.

Werfen wir zum Abschluß noch einen Blick auf die Zahlen: (Folie 1370 rechts)

1	shuc	6	sucta
2	ishqui	7	canchis
3	quimsa	8	pusac
4	chuscu	9	iscua
5	pichca	10	chunca

Die weiteren Zahlen bildet man durch Zusammenstellung:

11 chunca shuc
12 chunca ishqui
usw.
20 ishqui chunca

30 quimsa chunca
usw. bis
99 iscun chunca iscun

Für die 100 und die 1000 gibt es wieder eigene Wörter:

100 patsac
1000 huaranca

Dadurch ist eine Zählung bis 999 999 gewährleistet. Die Ordinalzahlen entstehen dann durch Anhängen von *-niqui*, also *shucniqui* = 1., *isquiniqui* = 2. usw. Bemerkenswert ist, daß wir ein Dezimalsystem in der allerreinsten Ausprägung vor uns haben; das wird wichtig, wenn wir gleich noch die Knotenschnüre, die *quipu* betrachten.

Die Eroberung der Nachbargebiete wird in einer für die Ideologie eines Weltreiches typischen Weise gerechtfertigt: es wird zunächst ein Bündnis mit dem Nachbarstaat abgeschlossen, was mit dem Austausch von Geschenken usw. verbunden ist. Dies wird dann von Seiten des Inka als Unterwerfung interpretiert, Widerstand dagegen gilt als Rebellion, die gewaltsam unterdrückt wird. Dabei werden in großem Umfang auch ganze Bevölkerungsgruppen zwangsumgesiedelt; dieses System heißt *mitmac*. Ferner werden ständig Personen für den direkten Dienst des Inka rekrutiert; sie heißen, wenn es Männer sind, *yana*, wobei in der Literatur darüber diskutiert wird, ob man *yana* als Sklave übersetzen soll. Die so behandelten Frauen heißen *aclla* und werden vorwiegend in Textilmanufakturen eingesetzt. Ganz generell ist das Volk zum Frondienst für den Inka, *mita* genannt, verpflichtet, welcher in der verschiedensten Weise gefordert wird.

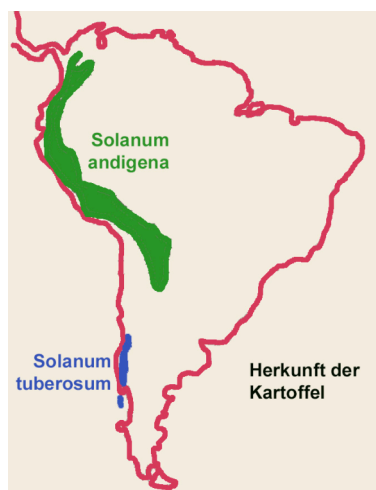
Die nächste Schicht unterhalb des Inka selbst bilden die *panaca*, die Verwandten des regierenden und der früheren Inka. Aus diesem Hochadel werden die Gouverneure der vier Reichsteile entnommen; diese Teile heißen *Cuntisuyu* (der Teil, in dem Cuzco liegt), östlich davon *Antisuyu* (mit dem Titicaca-See), Nördlich davon *Chinchasuyu* und südlich *Collasuyu*, wobei die beiden letzten erheblich größer sind als die zwei ersten Bestandteile. Aus dem Adel stammen ferner die Statthalter der Provinzen, genannt *tocricuc*, und eine Art "Königsboten" wie bei Karl dem Großen, also reisende Kontrolleure entnommen; letztere heißen *tucuyricuc*.

Wo die Eingliederung ins Inkareich ohne übermäßige Gewalt abging, wurden die einheimischen Herren, spanisch *señores étnicos*, im Amt gelassen; sie dürfen in den Adel einheiraten und ihre Söhne für vier Jahre an den Hof zur Erziehung schicken – letzteres zugleich Garantie für das Wohlverhalten der Väter. Auch diese *señores étnicos* gehören übrigens zur Verwandtschaft des Inka, denn sie werden von ihm gewissermaßen adoptiert; das erinnert an die byzantinische Vorstellung von der "Familie der Könige", deren Vater der Kaiser ist.

Die unterste Schicht bildet das gewöhnliche Volk; es ist in *ayllu* genannte Verbände gegliedert, wobei nur innerhalb dieses Verbandes geheiratet werden darf. Die *ayllu* sind aber jeweils in zwei

Hälften aufgeteilt, wobei die Ehepartner immer unterschiedlichen Hälften entstammen müssen. Die *ayllu* sind auch die grundlegende wirtschaftliche Einheit, die gemeinsam die Felder bestellt usw. und die Erträge jeder Familie nach ihren Bedürfnissen zuteilt; auf diese Weise werden auch die Personen versorgt, die vorübergehend – infolge Krankheit – oder dauernd – aufgrund ihres Alters – nicht arbeitsfähig waren.

Hier scheint mir auch die richtige Stelle, um einige Bemerkungen über das wichtigste Nahrungsmittel im Inkareich zu machen, das auch einige von Ihnen gerade zu sich genommen haben, die Kartoffel. Sie spielt in den Anden die Rolle, die in Mittelamerika der Mais spielt. Die Kartoffel – wissenschaftlich: *Solanum* – ist ein Nachtschattengewächs, verwandt mit Tomaten, Auberginen, Paprika und Tabak, aber auch mit so netten Gewächsen wie Tollkirsche, Bilsenkraut, Stechapfel und Alraune, schließlich auch mit den Petunien und der Engelstropfete. Es gibt zwei Subspecies: *Solanum andigena* in den Hochanden und *Solanum tuberosum* in Südchile und auf der Insel Chiloe vor der südchilenischen Küste ca. 1500 km südlich von Santiago. Die europäischen Kartoffeln stammen von der zweiten Sorte ab, da diese bereits an die stark schwankende Tageslänge angepaßt war, was für *Solanum andigena* nicht der Fall ist.



Die hochandine Subspecies ist aber die ursprüngliche, deren Urheimat kaum zufällig die Gegend um den Titicacasee ist, also das Kerngebiet des Inkareiches. Dort wurde sie schon seit ca. 8000 v. Chr. als Lebensmittel genutzt und seit ca. 1000 v. Chr. kultiviert. Hier eine Auswahl andiner Kartoffelformen:



Für den Ursprung des Kartoffelanbaus gibt es folgende mythische Erzählung (ich zitiere): "Im Inka-Reich galt die Sonne als oberste Gottheit. Dem Sonnengott waren viele Tempel geweiht, in denen Jungfrauen die Tempeldienste verrichteten. Eines Tages geschah es, daß sich eine der Jungfrauen in einen Ackerknecht verliebte. Gegen die Macht der Liebe kamen die beiden nicht an. Natürlich wußten sie, daß diese Liebe verboten war, daß der Tod sie erwartete,

wenn jemand etwas davon erfuhr. Sie sahen keinen anderen Ausweg als zu fliehen. Doch der König schickte seine Häscher aus und ließ die abtrünnige Tempeldienerin suchen. Die Liebenden wurden ergriffen und vor Gericht gestellt. Das Todesurteil: sie sollten gemeinsam lebendig begraben werden. Und so geschah es. Es dauerte nicht lange, da begannen die Felder zu verdorren, die Bäume vertrockneten, und die Flüsse versiegten. Kein Tropfen Regen fiel, alles Leben ging langsam zugrunde. Kein Opfer fand Gnade vor den Augen der Götter. Die Verzweiflung war groß. Nur über dem Grab der beiden Liebenden stand das Gras in kräftigem Grün. Da baten die obersten Priester den König um Erlaubnis, das Grab öffnen zu dürfen, um die Toten zu verbrennen, ihre Asche in den Wind zu streuen und so den Fluch vom Land zu nehmen. Als man das Grab öffnete, fand man die Toten nicht. Statt ihrer wuchs dort eine dicke Wurzelknolle, die sich teilte und vermehrte. Pachamama, die Erdmutter und Fruchtbarkeitsgöttin, hatte den Fluch des Königs in einen Segen für ihre Erdenkinder verwandelt." (Rainer Hachfeld u.a., Kartoffel, o.O. 1999, S. 24-26)

Eßbar ist bei der Kartoffel nur die unterirdisch wachsende Knolle, die eigentlich bloß den Nahrungsvorrat für die überirdischen Teile bildet. Sie vermehrt sich quasi von selbst, indem aus den Augen der Knollen Triebe herauswachsen und neue Knollen bilden. Die Knolle besteht zu 75 % aus Wasser, zu 20 % aus Kohlehydraten (und zwar überwiegend in Form von Stärke, nur 1 % als Zucker); der Rest sind Eiweiß, Mineralstoffe und Vitamine, aber praktisch kein Fett. Besonders hoch ist der Anteil an Vitamin C, so daß auf den Schiffen, auf denen auch Kartoffeln verzehrt wurde, kein Skorbut ausbrach. Die wertvollsten Inhaltsstoffe sitzen direkt unter der Schale, so daß es empfehlenswert ist, die Kartoffeln erst nach dem Kochen zu schälen, wenn die Schale sich leicht von der Knolle löst.

Kartoffeln müssen kühl und trocken gelagert werden, was auf See wiederum schwierig war. Die Andenbewohner bedienten (und bedienen) sich eines Konservierungsverfahrens, das man als Gefriertrocknung bezeichnen kann: dabei werden die Kartoffeln bei Temperaturen um die null Grad 3 Nächte ausgelegt, tagsüber aber zugedeckt, dann mit den Füßen gestampft, um das restliche Wasser auszutreiben, erneut 5 Tage getrocknet, dann geschält und wiederum 4 Tage getrocknet und dabei fortlaufend gewendet. Das Ergebnis sind die *chuños*, die mehrere Jahre haltbar sind.

Die überirdischen Teile der Kartoffel sind ihre Blätter, ihre Früchte, die die Größe von Kirschen haben, aber grün bleiben, und die Blüten, deren Farbe je nach Sorte von blau über violett, rot und rosa bis weiß reicht.



Diese überirdischen Teile der Pflanze sollte man nicht essen, da sie den Giftstoff Solanin enthalten, der dazu führt, daß die Mahlzeit unter heftigen Begleiterscheinungen wieder ausgeschieden wird, und zwar in beide möglichen Richtungen. Wenn sich unsachgemäß

gelagerte Knollen grün verfärben, hat sich dort ebenfalls Solanin gebildet.

Die Kartoffel ist zweifellos die wichtigste von Lateinamerika nach Europa importierte Pflanze, zumal sie, von ihrer Hochgebirgsherkunft her, auch in den Gebieten gepflanzt werden kann, die klimatisch für den Getreideanbau weniger geeignet sind. Kartoffeln kamen zunächst nach Spanien, wo sie 1573 in Sevilla in einer schriftlichen Quelle belegt sind, dann 1586 nach England, 1588 nach Irland und Deutschland, und zwar zunächst nach Süddeutschland, später nach Norden. 1613 wurden sie aus Europa nach **Nordamerika** eingeführt, 1650 sind sie in China nachweisbar, relativ spät (ab 1760) verbreiteten sie sich in Frankreich.

Obwohl die Kartoffel relativ anspruchslos ist, was ihre Wachstumsbedingungen angeht, kann ihre Monokultur verhängnisvolle Folgen haben. Das dramatischste Beispiel dafür ist die ab 1845 durch die Kraut- und Knollenfäule hervorgerufene Hungersnot in Irland, die berühmte *great famine*, die zu einer Halbierung der Bevölkerung und zu massenhafter Auswanderung in die USA geführt hat.

Eine weitere Gefahr ist der 1877 nach Europa eingeschleppte Kartoffelkäfer, der von Hand von den Pflanzen abgesammelt werden muß, aber immerhin als (bei den Empfängern sehr beliebtes) Hühnerfutter dienen konnte.



Ob es bei den Inka ebenfalls solche Katastrophen gab, ist den Quellen nicht zu entnehmen; die größere Sortenvielfalt dürfte aber einen gewissen Schutz davor gebildet haben. Soviel zur Kartoffel in Europa; zurück zu den Inka.

Die Kommunikation und Mobilität innerhalb des Inkareiches wurde durch ein hervorragend ausgebautes Straßennetz ermöglicht, wie Sie auf der folgenden Folie sehen können:



Trotzdem war die Kommunikation problematisch, denn die Inka haben, wie schon erwähnt, keine Schrift entwickelt. Aber sie besaßen

ein Instrument, um Zahlenverhältnisse darzustellen, das den Notationssystemen der Alten Welt weit überlegen war, die Knotenschnüre oder **Quipu**, auch Khipu oder Qipu geschrieben.

Wir wissen nicht genau, wie die Quipu funktioniert haben. Sie sind zwar auch nach der Conquista weiterverwendet worden, und die Kolonialbeamten haben Quipu-Aufzeichnungen, die z.B. vor Gericht vorgetragen wurden, in europäische Formen umgesetzt; aber es ist kein einziger Quipu zusammen mit der zugehörigen Transkription erhalten. Die zeitgenössischen Quipu sind sämtlich untergegangen oder zerstört worden. Es gibt nur literarische Darstellungen, die die Knotenschnüre zeigen, aber nicht erklären – vielleicht nicht mehr erklären konnten –, und man hat einzelne Stücke, die als Grabbeigabe den Toten anvertraut wurden, ausgegraben, bis jetzt etwa 400 Exemplare. Ich zeige Ihnen noch einmal die Folie aus dem 6. Kapitel:



Und noch ein weiteres Beispiel:

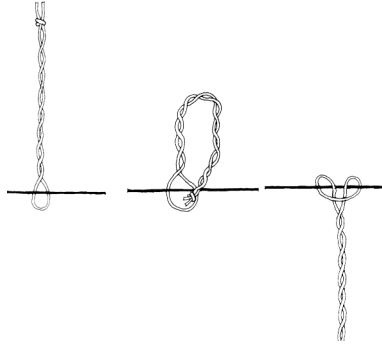


Alles, was über die Funktionsweise dieser Schnüre behauptet wird, ist also reine Spekulation, und das gilt gleichermaßen für gedruckte Bücher und für Internet-Seiten. Solche Seiten zu finden, ist etwas mühsam, da es ein Computer-Programm gibt, das sich „quipu“ nennt und dem Management und der Verknüpfung von Datenbanken dient. Es leitet seinen Namen ausdrücklich von den Knotenschnüren der Inka ab, was die Programmbeschreibungen zu erläutern nicht müde werden, so daß die Suchmaschinen auch diese Seiten als Treffer anzeigen. Wenigstens ließen sich die gefundenen Seiten aber als Quelle der hier gezeigten (allerdings nachbearbeiteten) Folien nutzbar machen. Unergiebig ist das häufiger zitierte Buch von Marcia & Robert Ascher, Code of the Quipu. A Study in Media, Mathematics, and Culture (Ann Arbor 1981).

Ich kann und werde Ihnen also nicht vorführen, wie die Quipu funktionierten, sondern nur, welche Möglichkeiten sie boten. Jeder Quipu besteht aus einem Bündel von Baumwollschnüren, die in bestimmter Weise miteinander verbunden sind; außerdem sind auf den einzelnen Schnüren noch Knoten oder Gruppen von Knoten angebracht. Die einzelne Schnur wird zusammengedreht, so daß am einen Ende eine Schlaufe entsteht:

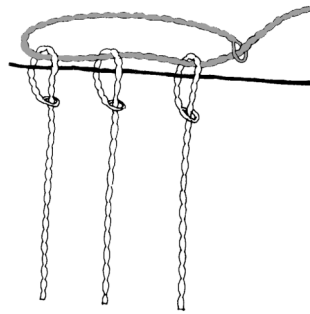


Sie hat also einen Anfang und ein Ende. Die Hauptschnur, an der alle anderen Schnüre hängen, kann also in einer festgelegten Richtung gelesen werden. An diese Hauptschnur werden nun die anderen Schnüre in der folgenden Weise angehängt:

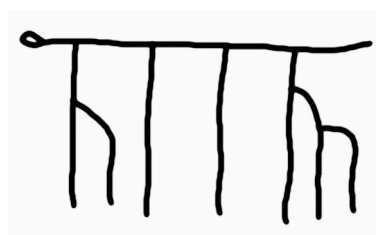


Man legt also die Öse hinter die Hauptschnur und zieht das freie Ende von vorn her durch. Ähnlich werden an europäischen Urkunden die Siegelfäden angebracht. Man sieht auch, daß es nicht nötig ist, die bereits vorhandenen Schnüre zu entfernen, wenn an eine bestimmte Stelle in der Mitte eine neue Schnur hinzugefügt werden soll. Auf diese Weise kann man auch mehrere Hauptschnüre aneinanderhängen.

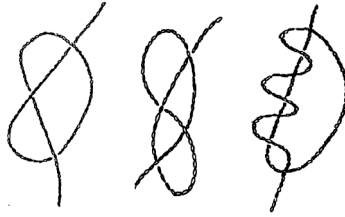
Es gibt noch eine zweite Methode, die Schnüre anzubringen:



Sie sehen, glaube ich, recht deutlich, wie hier vorhandene Schnüre durch eine weitere gruppiert werden. Schnüre kann man ferner nicht nur an der Hauptschnur, sondern auch als Verzweigungen anbringen:



Das war bisher aber nur das Gerüst. Die inhaltlichen Informationen bilden die Knoten oder Gruppen von Knoten, die auf den einzelnen Schnüren angebracht werden. Es stehen drei Typen von Knoten zur Verfügung:



Der einfache Knoten (links), der doppelte (8-förmige) Knoten (Mitte) und ein Knoten mit einer mehrfachen Spirale (rechts). Man hat beobachtet, daß die Knotengruppen nie mehr als 9 Knoten umfassen; daraus schließt man, daß die Inka das Dezimalsystem verwendet haben, das wir auch schon bei ihrer Sprache festgestellt haben. Es kommt auch vor, daß auf einer Schnur gewissermaßen Plätze frei bleiben; das dürfte also die Null in einer Darstellung mit Stellenwert gewesen sein.

Die Darstellungsmöglichkeiten der Quipu sind damit aber noch nicht erschöpft: die Schnüre sind außerdem noch gefärbt, und zwar nicht nur einfarbig, sondern auch mehrfarbig. Wenn wir dann noch unterstellen – was wir wohl dürfen –, daß es für die Verwendung der Knoten, Verzweigungen und Farben feste, im ganzen Inkareich einheitliche Regeln gab, dann ist der Informationsgehalt eines solchen Quipu sehr hoch; und er ließ sich durchaus auch von verschiedenen Personen selbständig ermitteln, so daß wir einer Schrift doch recht nahe kommen. Nur ist uns leider, wie schon gesagt, keinerlei Schlüssel für ihre Entzifferung überliefert.

Der Staat der Inka hinterließ zu allen Zeiten einen zwiespältigen Eindruck: der enormen militärischen Leistung einer schnellen Expansion über Tausende von Kilometern und der verwaltungsmäßigen Durchdringung dieses Riesenreiches steht die Tatsache gegenüber, daß es in diesem Staat keine Freiheit gab, keine Entfaltungsmöglichkeiten für das Individuum, auch keine Rechtssicherheit gegenüber der absoluten Obrigkeit. In der älteren Literatur sprach man gelegentlich vom "sozialistischen" Staat der Inka. In diesem Staat hing viel, wenn nicht alles, von der Tatkraft und Leistungsfähigkeit der einen Person an der Spitze ab; dies haben auch die Conquistadoren treffend erkannt.

Genau an dieser Spitze trat aber eine tiefgreifende Krise ein, als Hayna Capac 1527 oder 1528 starb, möglicherweise durch Gift, vielleicht aber auch an den Pocken, die die Spanier unwissentlich nach Amerika mitgebracht hatten und die den Conquistadoren nach Südamerika vorausgeeilt waren. Hayna Capac hatte ebenfalls seine Schwester geheiratet, aber die Ehe blieb kinderlos, so daß die Söhne seiner Nebenfrauen Ansprüche auf das Erbe erhoben: Huascar und Atahualpa. Huascar befand sich in der Hauptstadt Cuzco und hatte den Adel und die Priesterschaft auf seiner Seite, Atahualpa hatte gerade im Norden einen langwierigen Feldzug gewonnen und konnte sich auf das dort soeben siegreiche Heer stützen. Trotzdem zog er in dem nun ausbrechenden Bürgerkrieg zunächst den Kürzeren und wurde gefangengenommen. Er konnte aber fliehen, und das Blatt wendete sich, so daß nunmehr Huascar in Gefangenschaft geriet und getötet wurde. Allerdings war zu diesem Zeitpunkt auch Atahu-

alpa kein freier Mann mehr, sondern befand sich bereits in den Händen der Conquistadoren.

III. TEIL: DIE HAUPTEREIGNISSE DER CONQUISTA

Wir sind damit an einem Wendepunkt der Geschichte Lateinamerikas angelangt, denn jetzt treten die spanischen Conquistadoren auf, die das Schicksal der Indios mit einer Vollständigkeit und Plötzlichkeit verändert haben, wie sie kaum je in der Geschichte der Alten Welt zu beobachten ist. Halten wir deshalb einen Augenblick inne und fragen wir uns: wie wäre die Geschichte Lateinamerikas verlaufen, wenn die Fahrt des Kolumbus gescheitert wäre? Die Frage ist nicht abwegig, denn er hatte gerade bei seiner ersten Fahrt enormes Glück, wie wir noch sehen werden. An diese Frage schließt sich eine zweite an: wie wäre die Geschichte Europas verlaufen ohne Beziehung zu Amerika?

In Mittelamerika hätte sich der aztekische Dreibund wohl in eine Herrschaft des alleinigen Tenochtitlán umgewandelt. Dieses Reich hätte wohl noch eine Weile expandiert, aber ich habe schon zu Anfang der Vorlesung darauf hingewiesen, daß die Lebensmittelversorgung bereits ausgesprochen prekär war. Es spricht also einiges dafür, daß der Staat in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in einer ökologischen Katastrophe zusammengebrochen und in viele kleine Einzelreiche zerfallen wäre. Entscheidend wäre gewesen, ob die Kultur den Übergang zur Eisenzeit geschafft hätte und mit verbesserten Werkzeugen und Ackergeräten dem Zusammenbruch entgangen wäre. Über die Verhältnisse auf Yucatán wissen wir in der späten Zeit so wenig, daß eine Extrapolation in die Neuzeit kaum möglich ist. Dem Inkareich wäre es wohl so ergangen wie dem römischen Reich der Spätantike: es wäre wohl noch eine Weile gewachsen, dann aber an seiner eigenen Übergröße und dadurch Unregierbarkeit gescheitert; in welcher Weise, bleibt Spekulation.

Aber auch Europa hätte sich anders entwickelt. Die Energien Spaniens, nicht nach Amerika abgelenkt, hätten sich wohl gegen den Nachbarn Portugal gerichtet. Aber Spanien ohne die Reichtümer Amerikas war ein armes, vom Bürgerkrieg erschöpftes Land: als Ehepartner für einen Habsburger wahrscheinlich uninteressant. Die Auseinandersetzung des christlichen Europa mit den Türken hätte größere Priorität beansprucht, wäre aber auch, auf der Basis geringerer Ressourcen, weitaus schwieriger gewesen. Ein römisch-deutscher König, der nicht Karl von Spanien, sondern vielleicht Friedrich von Sachsen oder wahrscheinlicher Franz von Frankreich heißen hätte, hätte wohl auch gegenüber der Reformation eine andere Stellung bezogen.

Am spannendsten ist natürlich die Frage: was wäre geschehen, wenn die Azteken ihr Reich bis zur Küste ausgedehnt und von dort aus zu Schiff nach Europa gefahren wären? Irgendwann, sagen wir um 1550, wäre eine aztekische Flotte an der Westküste Irlands gelandet, hätte mehrere Dörfer überfallen, die Bevölkerung auf die

Schiffe gebracht und dem Herrscher erfreut mitgeteilt, man habe ein ergiebiges Reservoir für die Menschenopfer entdeckt. Europa hätte sicher mehrere Jahrzehnte gebraucht, um sich auf die Situation einzustellen und eine Gegenflotte auszurüsten.

Lassen wir es gut sein. Die Geschichte ist anders verlaufen, die Initiative ging von Europa aus.

15. KAPITEL: KOLUMBUS IN EUROPA

WIR MÜSSEN UNS DESHALB fragen: wer waren die Conquistadoren und welche Vorstellungen führten sie nach Amerika? Hier ist auch der passende Ort, ganz kurz über die Verkehrswege und Verkehrsmittel zwischen der Alten und der Neuen Welt nachzudenken. Die Fahrt läßt sich nämlich recht gut bewerkstelligen, wenn man die bevorzugte Windrichtung und die Meeresströmungen beachtet. Für die Hinfahrt empfiehlt sich die Südroute unter Ausnutzung des Nordost-Passats und des Kanaren- bzw. Äquatorialstroms, wobei man sich allerdings vor dem Guineastrom hüten muß, da man sonst an die afrikanische Küste zurückgetragen wird.



Für die Rückfahrt wählt man zweckmäßig (und zwangsläufig) eine nördlichere Route im allgemeinen Westwindgürtel und läßt sich vom Golfstrom tragen.

Die nautischen Voraussetzungen waren zur Zeit der Conquista bereits vollständig gegeben: es standen seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hochseetüchtige Schiffe unterschiedlichen Typs zur Verfügung, wobei es einen Zielkonflikt zwischen guter Manövrierfähigkeit auf der einen und möglichst großer Nutzlast auf der anderen Seite gab; an den Reisen waren in der Regel Schiffe verschiedenen Typs beteiligt. Die Aufenthaltsbedingungen auf den Schiffen waren allerdings höchst unkomfortabel. Kolumbus' größtes Schiff auf seiner ersten Reise, die Santa Maria, war 24 m lang und 7,5 m breit, bot also eine Fläche von ca. 150 m² (wenn man berücksichtigt, daß es sich ja nicht um ein Rechteck handelt, sondern Bug und Heck spitz zulaufen). Bei 40 Mann Besatzung waren das weniger als 4 m² pro Person, wobei der Platz für die Ladung noch gar nicht berücksichtigt ist. Eine überdachte Stelle gab es nur für den Kapitän. Die kleineren Schiffe waren noch enger. Dieser Hörsaal hat eine Fläche von 92 m²; die beiden kleineren Schiffe waren also kaum größer als dieser Raum. Sie müssen sich also vorstellen, Sie halten sich zwei Monate lang in diesem Hörsaal auf, den Sie auch nicht verlassen können, weil ringsum nur Wasser ist.

Da es kaum denkbar erschien, die Reise über den Atlantik etwa mit geruderten Schiffen durchzuführen, war es wichtig, Segel in geeigneter Form zu verwenden. Es gab zwei Segeltypen, die Sie auf der folgenden Abbildung sehr schön unterscheiden können:



Sie sehen zum einen das rechteckige Rahsegel, das von der Querstange gerade herunterhängt, und das am Mast schräg angebrachte dreieckige sog. Lateinersegel. Dabei gibt es einen Zielkonflikt: das Rahsegel ist leicht zu bedienen, bringt den gewünschten Effekt, nämlich die schnelle Vorwärtsbewegung, aber nur dann, wenn der Wind brav von hinten weht. Das Lateinersegel läßt sich auch bei ungünstiger Windrichtung effektiv einsetzen, verlangt aber viel Bedienungspersonal. Die meisten Schiffe in der Zeit der Entdeckungsfahrten wiesen deshalb eine Kombination beider Segeltypen auf wie auf der Abbildung.

Ein besonderes Problem war die Positionsbestimmung auf hoher See. Für die bekannten Gewässer in Küstennähe gab es Seekarten, die sog. Portolane, die aber, wie ihr Name sagt, eigentlich die Wege von Hafen zu Hafen darstellen wollten. Hier ein Beispiel aus dem Mittelmeer (Sie erkennen Sardinien und Korsika):



In der Neuen Welt wurde dann sofort fleißig kartographiert; eine Originalzeichnung des Kolumbus werde ich Ihnen noch zeigen. In unbekanntem Gewässern und auf hoher See war man aber auf nautische Instrumente angewiesen. Zur Ermittlung der Himmelsrichtungen diente die Beobachtung des Polarsterns. Sofern dieser nicht sichtbar war, lieferte auch der Kompaß leidlich genaue Ergebnisse, sofern man darauf achtete, daß seine Messungen nicht durch Metallgegenstände auf dem eigenen Schiff verfälscht wurden; eine eiserne Kanone z.B. kann insoweit durchaus nach hinten losgehen. Solange man sich in respektvollem Abstand vom Nordpol bzw. Südpol hielt, machte sich auch die Abweichung des magnetischen vom geographischen Pol nicht störend bemerkbar.

Die geographische Breite, also der Nord-Süd-Abstand vom Äquator, ließ sich ermitteln aus dem Winkel des Polarsterns zum Horizont. Dazu verwendete man den Quadranten und das Astrolabium. Der Quadrant ist ein Winkelmesser, an dem zur Bestimmung der Senkrechten ein Bleilot hängt. Das Astrolabium ist ein kreisförmiges Instrument mit einem drehbaren Zeiger, dessen Handhabung Sie auf folgender Abbildung sehen:



Bei beiden Instrumenten muß man aber direkt in die Sonne schauen; es wird deshalb behauptet, daß die charakteristische Augenklappe der Piraten die Folge dieser Messungen war und nicht Ergebnis eines gewaltsamen Ereignisses.

Als drittes Instrument wird üblicherweise der Jakobsstab genannt; jedoch haben neuere Forschungen ergeben, daß er frühestens im 16. Jahrhundert tatsächlich zum Einsatz kam, so daß ich ihn hier übergehen kann. In südlicheren Breiten läßt sich der Polarstern schwer oder gar nicht beobachten. In Äquatornähe steht er so tief

über dem Horizont, daß die Messungen zu ungenau werden. Auf der Südhalbkugel kann zwar das berühmte Kreuz des Südens an seine Stelle treten; aber das mußte man erst einmal herausfinden, und außerdem steht es nicht so genau im Himmelspol wie der nördliche Polarstern. Ersatzweise kann man die Mittagshöhe der Sonne messen, muß dann aber gewisse mathematische Korrekturen vornehmen.

Das eigentliche, bis ins 18. Jahrhundert ungelöste Problem der Positionsmessung ist aber die Bestimmung des Längengrades, d.h. der Position in Ost-Westrichtung. Da hierbei die Bewegung des Schiffes mit der Erddrehung konkurriert, ist die Kenntnis der Uhrzeit erforderlich. Nun gab es zwar seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts gleichmäßig laufende Uhren, die Räderuhren mit mechanischer Hemmung, und die Städte auf dem Festland setzten ihren Ehrgeiz darin, ein besonders schönes Exemplar als Ratsuhr zu besitzen, aber auf See taugten diese Uhren nicht: sie hielten den Erschütterungen auf dem Schiff nicht stand und korrodierten durch das Salzwasser bzw. die salzhaltige Luft.

Noch im 18. Jahrhundert führten falsche Bestimmung der Uhrzeit und daraus folgende falsche Positionsbestimmungen zu ständigen Schiffskatastrophen. Deshalb setzte das englische Unterhaus einen hohen Preis auf die Herstellung eines seetüchtigen Schiffschronometers aus. Derjenige, der schließlich den Preis gewann, war George Harrison mit seinem vierten Versuch, der sog. H 4:



Bei diesem Wettbewerb hat auch der vielgeschmähte englische König George III. eine sehr positive Rolle gespielt.

Die H 4 war zur Zeit des Kolumbus aber noch Zukunftsmusik. Man mußte damals versuchen, aus der Geschwindigkeit des Schiffes den zurückgelegten Weg zu errechnen. Die Geschwindigkeit maß man dadurch, daß man beobachtete, wie lange das Schiff brauchte, um an einer Schnur entlang zu fahren, die in regelmäßigen Abständen mit Knoten versehen war, wobei man die Zeit dann mit der Sanduhr messen konnte. Von dieser Methode kommt übrigens die heutige Messung der Fahrtgeschwindigkeit eines Schiffes in "Knoten" her, und weil die Sanduhr aus einem Glaszylinder bestand, auch der Ausdruck "Glasen".

Ein weiteres Problem war die Versorgung mit Lebensmitteln und Vitaminen und vor allem mit Trinkwasser. Frisches Brot eignete sich z.B. nicht, sehr wohl aber Zwieback, der allerdings trocken gehalten werden mußte, was auf See wiederum sehr schwierig ist. Daß die Vitaminversorgung durch Kartoffeln gesichert werden kann, habe ich im vorigen Kapitel schon erwähnt, aber natürlich nicht auf der ersten Fahrt nach Amerika ... Krankheiten konnten ganze Schiffe entvölkern, die dann als Geisterschiffe (z.B. als "Fliegende Holländer") weiterfahren, bis sie irgendwann strandeten oder untergingen. Oder, um es mit dem Seemannslied zu sagen:

"Wir lagen vor Madagaskar
und hatten die Pest an Bord.

In den Kesseln, da faulte das Wasser,
und täglich ging einer über Bord."

Weitere Probleme waren selbstverschuldet, denn die Schiffsbesatzungen entstammten nicht unbedingt den solidesten Schichten der Gesellschaft. Sie bildeten vielmehr eine bunte Mischung aus Abenteurern, Aussteigern, wirtschaftlich Gescheiterten und begnadigten Verbrechern.

An dieser Stelle füge ich auch noch einige Literaturhinweise an. Kolumbus, Cortés und Pizarro haben die Ehre eines Artikels im Lexikon des Mittelalters gefunden, und zwar Kolumbus in Band 5 Sp. 1273-1275, Cortés in Bd. 3 Sp. 292-294 und Pizarro in Bd. 6 Sp. 2192-2194, außerdem Bartolomé de las Casas in Bd. 2 Sp. 1543-1545. Eine schöne Übersicht über die Entdeckungsfahrten in ganz Amerika mit gut lesbaren Karten gibt Urs Bitterli, Die Entdeckung Amerikas. Von Kolumbus bis Alexander von Humboldt, München 1991. Rechtzeitig zum Jubiläum erschien ferner Hans-Joachim König, Die Entdeckung und Eroberung Amerikas, 1492–1550, Freiburg/Würzburg 1992 (Ploetz BildGeschichte 5).

Die wichtigste Gestalt für die europäische Entdeckung Amerikas ist zweifellos **Christoph Kolumbus**:



Es gibt keine gesicherten Portraits von ihm; diese Darstellung auf einer zeitgenössischen Medaille gilt als die zuverlässigste Abbildung. Hier sechs weitere Portraitvarianten:



Wir sind über Kolumbus recht gut informiert. Hauptquellen sind zwei Biographien: die eine von seinem Sohn Hernando, die andere von dem berühmten Dominikaner Bartolomé de las Casas, der uns noch begegnen wird. Las Casas' Biographie enthält auch eine Abschrift des Bordbuches der ersten Reise; eine Probe daraus habe ich Ihnen im 6. Kapitel schon gezeigt. Außerdem ist die Bibliothek des Kolumbus erhalten, wobei am interessantesten seine eigenhändigen Randglossen sind:



Eine Vergrößerung der Bemerkung rechts



ergibt folgenden interessanten Text: *inter finem ispanie et principium Indie est mare parvum et navigabile in paucis diebus* (zwischen dem Ende Spaniens und dem Anfang Indiens ist ein kleines und in wenigen Tagen zu befahrendes Meer).

Kolumbus stammt aus Genua, so daß eines der wichtigsten Ereignisse der spanischen Geschichte einem Ausländer zu verdanken ist. Es gab deshalb immer wieder Versuche, aus ihm einen Spanier oder wenigstens einen nach Italien ausgewanderten spanischen Juden zu machen, aber diese Spekulationen sind mittlerweile überholt. Der künftige Entdecker kam 1451 zur Welt, wahrscheinlich im Herbst des Jahres, und entstammt einer Wollweberfamilie. Diese Herkunft ist keineswegs so bescheiden, wie immer behauptet wird; es sei nur an die mächtige Wollweberzunft in Florenz erinnert, die berühmte *arte della lana*, an der dort keine Politik vorbeiführte.

Kolumbus sammelte schon früh Erfahrungen in der Seefahrt, so 1472/3 in Diensten Renés von Anjou, eines Prätendenten auf die neapolitanische Königskrone. Weitere Reisen führten ihn ins östliche, damals türkisch beherrschte Mittelmeer, sodann nach Lissabon, wo sein Bruder Bartolomé als Kaufmann und Kartograph tätig war, und zu den Azoren, den Kapverden, den Kanaren, nach Madeira und nach Afrika, aber auch nach England und Island. Ob er auf Island Berichte über die Wikingerfahrten gehört hat, ist umstritten und eher unwahrscheinlich: diese Fahrten lagen damals schon mehrere Jahrhunderte zurück, und selbst der Kontakt zu Grönland war in der Mitte des 14. Jahrhundert abgerissen. In Lissabon heiratete Kolumbus 1479 Felipa Moniz Perestrelo aus verarmtem Adel. Mit ihr hatte er einen Sohn namens Diego; sie starb aber schon sehr jung. Der vorhin erwähnte andere Sohn Hernando stammt aus einer späteren unehelichen Verbindung, was aber anscheinend niemanden gestört hat. Die Ehe mit Felipa war von Bedeutung, denn ihr Vater war Gouverneur von Porto Santo gewesen, einer Insel bei Madeira.

Um 1480/1 wurde Kolumbus ein Brief des Florentiner Humanisten Toscanelli zugänglich, in dem dieser den Gedanken erörtert, westwärts um die Erde herum nach China zu fahren. Hier ein Versuch, Toscanellis Weltkarte darzustellen:



Ob der Gedanke Toscanellis für Kolumbus neu war oder ob er ihn in einem bereits bestehenden Plan nur bestätigte, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls arbeitet er jetzt das Projekt einer Entdeckungsfahrt nach Westen aus und trägt es 1483/4 dem portugiesischen König vor. Er wird bekanntlich abgewiesen und geht daraufhin nach Spanien, wo er dreimal, 1486, 1489 und 1491, von Königin Isabella empfangen wird, jedoch ebenfalls ohne Erfolg. Gleichzeitig versucht übrigens sein Bruder Bartolomé, das Projekt in England König Heinrich VII. schmackhaft zu machen, aber ebenfalls vergeblich. Schließlich gelingt es quasi in letzter Minute doch noch, Königin Isabella für den Plan zu gewinnen; am 17.4.1492 werden die sog. Kapitulationen von Santa Fé abgeschlossen, am 3.8.1492 sticht Kolumbus in See.



Hier ist die erste Seite der Kapitulationen. Sie lesen zum Beispiel im 2. Absatz des eigentlichen Textes: *Otrosi, que vuestras alte-*

zas fazen al dicho don Christoval su visorey e governador general en todas las dichas tierras firmes e yslas ... (Ferner, daß Eure Hoheiten den besagten Don Cristobal zu Ihrem Vizekönig und Gouverneur in allen besagten Festländern und Inseln machen ...).

Während der Entdecker unterwegs ist, stellen wir uns die Frage, warum er in Portugal und anfangs auch in Spanien abgewiesen wurde. Die gelehrten Kommissionen, die den Plan prüften und seine Ablehnung empfahlen, hatten in der Sache recht, denn seine Berechnungen enthielten in der Tat einen schwerwiegenden Fehler. Kolumbus schätzte, gestützt auf eine Schrift von Pierre d'Ailly, eines Kardinals aus dem 14. Jahrhundert, die Entfernung nach Amerika zu kurz ein, da er ein falsches Maß für die antike Meile zugrunde legte. Dadurch kam er auf einen Erdumfang von nur 30000 km, während es in Wirklichkeit über 40000 km sind.

Dies war freilich ein "fruchtbarer Irrtum", denn bei Kenntnis der wirklichen Dimensionen hätte auch ein Kolumbus die Fahrt nicht gewagt, zumal er nicht wissen konnte, daß er gerade bei seiner ersten Fahrt vom Wetter außerordentlich begünstigt sein und außerdem noch auf halbem Weg einen ganz neuen Kontinent entdecken würde.

In der populären Literatur kann man immer noch die Meinung lesen, die Kommissionen hätten den Plan abgelehnt, weil sie nicht an die Kugelgestalt der Erde geglaubt hätten. Das ist völliger Blödsinn: die Forschung hat inzwischen einwandfrei erwiesen, daß die Lehre von der Kugelgestalt der Erde, die in der Antike erstmals erkannt wurde, auch während des gesamten Mittelalters selbstverständliche Kenntnis aller gebildeten Personen war. In diesen Zusammenhang gehört auch die Anekdote vom "Ei des Kolumbus"; sie enthält, wenn auch unbeabsichtigt, eine andere Wahrheit. Die Anekdote sagt ja, ein Kommissionsmitglied habe behauptet, die Erde zu umrunden sei genauso unmöglich wie ein Ei auf der Spitze zu balancieren; Kolumbus habe daraufhin das Ei hart aufgesetzt, und siehe da! es stand.



Freilich war es dadurch zerstört – ein Effekt, den auch die Entdeckung Amerikas bei der dortigen Bevölkerung bewirkte.

Wenn es übrigens noch eines Beweises bedürfte, daß die Kenntnis der Kugelgestalt der Erde damals *state of the art* war, dann liefern ihn die kugelförmigen Landkarten, also die Darstellungen der Erde als Globus. Deren berühmtester – und der letzte ohne Abbildung Amerikas – ist derjenige des Nürnbergers Martin Behaim:



Daß dieser Globus scherzhaft "Erdapfel" genannt wurde, hat zu folgender Interpretation dieses Ausdrucks geführt, die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte:



Warum aber Spanien und nicht Portugal? Hier ist ein kurzer Blick auf die Rivalität der beiden Staaten zu werfen. Um sie recht zu verstehen, ist ein kleiner Exkurs in die Geschichte der iberischen Halbinsel erforderlich, der Ihnen wohl nicht unwillkommen sein wird – jedenfalls wenn Sie in der Schule ebensoviel darüber gehört haben wie ich, nämlich gar nichts. Die fortgeschrittenen Semester unter Ihnen mögen den Exkurs als Repetitorium ansehen. Jetzt also ein Zwischenkapitel aus der europäischen Geschichte.

16. KAPITEL:

EXKURS: DIE VORAUSSETZUNGEN DER CONQUISTA

DIE GESCHICHTE DER IBERISCHEN Halbinsel vom 8. bis ins 13. Jahrhundert steht unter dem Schlagwort *reconquista*, Wiedereroberung. Was ist damit gemeint? Im Jahre 711 wurde Spanien, nicht ohne Verschulden seiner führenden Politiker, von einer islamischen Invasion heimgesucht, die mit der Eroberung fast der gesamten Halbinsel endete. Nur ganz im Norden und an der französischen Grenze blieben einige wirtschaftlich und kulturell uninteressante Gebiete in christlicher Hand. Von diesen ging die Wiedereroberung der islamischen Gebiete aus; aber auch wenn sich dieses "Rollback" in der spanischen Staatsideologie als zielgerichteter Vorgang darstellt, war es in Wirklichkeit ein mühsames, zunächst ungeplantes, durch viele Rückschläge unterbrochenes Unternehmen, bei dem es oft genug auch zu Bündnissen über die Religionsgrenzen hinweg kam: im 9. und 10. Jahrhundert profitierte davon hauptsächlich die islamische, im 11. und 12. Jahrhundert die christliche Seite.

Das politische und kulturelle Übergewicht lag zunächst im islamischen Süden. Durch die Eroberung wurde Spanien zu einer entfernten Provinz des Kalifen in Damaskus, der durch einen Gouverneur vertreten war. Das änderte sich 750, als in Damaskus die Dynastie der Omajaden durch diejenige der Abbassiden gestürzt wurde. Dieser Sturz erfolgte so gründlich, daß nicht nur der letzte omajadische Kalif, sondern auch seine gesamte Familie umgebracht wurde. Dem Massaker entging nur ein junger Mann namens Abd ar-Rahman. Ihn luden konservative Kreise nach Spanien ein, um dort die Regierung zu übernehmen.

Dadurch wurde Spanien zu einem selbständigen Emirat; die omajadische Dynastie regierte bis 1031 und führte seit 929 sogar den Kalifentitel, stellte sich also gleichberechtigt neben die abbassidische Dynastie im Orient. Die omajadische Hauptstadt war Córdoba, der Schwerpunkt der Herrschaft lag in Andalusien; deshalb spricht man auch von Al-Andalus, wobei dieser Begriff auch als Synonym für eine kulturelle Blütezeit steht. Anschauliches Beispiel dafür ist etwa die große Moschee in Córdoba, die Mezquita:



Die christliche Reconquista kam in dieser Zeit nur ganz langsam voran. Als erstes Ereignis gilt die sog. Schlacht von Covadonga, bei der ein Adliger namens Pelayo oder Pelagius einen Erfolg gegen

islamische Soldaten erzielte, die ihn in einer Höhle eingeschlossen hatten. Der Vorgang erscheint auch in den arabischen Quellen, wird dort aber so dargestellt, daß es sich nicht mehr gelohnt habe, sich mit dieser halbverhungerten Schar zu beschäftigen, und man deshalb abgezogen sei.

Wie auch immer, der Prestigegewinn erlaubte es Pelayo, sich zum Herrscher eines Miniaturkönigreichs Asturien zu machen. Im Laufe der nächsten 200 Jahre gelang eine bescheidene Expansion nach Süden und Osten, wobei die Hauptstadt zunächst nach Oviedo, dann nach León verlegt wurde. Auf diese Weise mutierte das Königreich Asturien zum Königreich León. In ähnlicher Weise entstand an der Nordostecke Spaniens das Königsreich Navarra, und an Ostecke der Halbinsel entwickelte sich aus der fränkischen Militärgrenze gegen die Araber, der sog. Spanischen Mark, die Grafschaft Barcelona.

Bei ihrem Widerstand gegen den Islam erfreuten sich die Christen auch übernatürlicher Hilfe. Im Jahre 813 wurde bei Iria Flavia in Galicien, also der nordwestlichsten Region Spaniens, das Grab des hl. Jakobus – spanisch: *Santiago* – entdeckt. Es entwickelte sich eine Wallfahrt dorthin, die im Laufe des Mittelalters Pilger aus ganz Europa anzog und aus Santiago de Compostela den dritten großen Wallfahrtsort der Christenheit neben Jerusalem und Rom machte. Als Beleg dafür, daß er sein Wallfahrtsziel tatsächlich erreicht hatte, erhielt der Pilgerer eine Muschel; selbstverständlich eine "Jakobsmuschel":



Santiago zeigte sich für diese Verehrung – salopp gesprochen – erkenntlich, indem er persönlich in die Kämpfe gegen den Islam eingriff; als solcher himmlischer Schlachtenhelfer führt er den Beinamen *Matamoros*, Maurentöter. Entsprechend lautet der spanische Schlachtruf *Santiago y España!* Der hl. Jakob folgte den Spanier auch nach Lateinamerika; Bernal Díaz berichtet, allerdings mit skeptischem Unterton, einige seiner Kameraden wollten ihn bei der Eroberung Mexicos gesehen haben.

Die religiöse Haltung der omajadischen Emire und Kalifen war relativ tolerant, d.h. die Vorschriften des Koran über die Behandlung der Christen und Juden wurden weitgehend eingehalten. Dies änderte sich ganz am Ende der Dynastie, als die letzten Kalifen von ihrem eigenen Wesir aus der tatsächlichen Machtausübung verdrängt wurden. Dieser Wesir hatte doch gewisse Legitimationsprobleme und profilierte sich daher als Vorkämpfer für den Islam. Er nahm den Krieg gegen die christlichen Staaten wieder auf, was ihm den Beinamen *Al-Mansur*, der Siegreiche, einbrachte. 997 konnte er sogar Santiago de Compostela erobern, plündern und zerstören. Er starb dann aber bald, und seine Söhne erwiesen sich als unfähig.

Der Siegeszug Al-Mansurs war auch die Quittung für das Verhalten der christlichen Staaten untereinander, die sich mehr mit gegenseitigen Streitigkeiten und internen Erbauseinandersetzungen befaßten – wobei der erste Kalif, Abd ar-Rahman III., oft als Schiedsrichter fungierte – als mit dem Kampf gegen den gemeinsamen reli-

giösen Feind. Die interne Entwicklung des christlichen Gebietes ist so kompliziert, daß ich sie hier nicht vorführe, sondern nur das Ergebnis skizziere: sowohl von León als auch von Navarra spalten sich Grenzgrafschaften ab, die sich zu eigenen Königreichen mausern. Und zwar von León im Südwesten die Grafschaft *Portucale*, die dann als Portugal eine selbständige Entwicklung nimmt. Im Südosten spaltet sich ebenfalls von León die Grafschaft *Kastilien* ab, so benannt wegen der großen Zahl der Kastelle, die dort zum Schutz gegen die Mauren errichtet wurden. Ebenso spaltete sich im Süden Navarras am Oberlauf des Ebro *Aragón* ab. Diese Reiche werden nun ständig miteinander vereinigt und wieder getrennt und versuchen gleichzeitig, nach Süden zu expandieren. Das Ergebnis ist schließlich Folgendes:

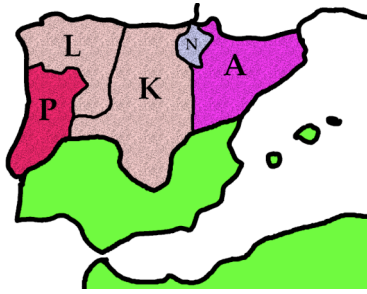
1. Navarra wird nach Norden hin abgedrängt und orientiert sich nach Frankreich hin; es spielt für die folgende Entwicklung keine Rolle mehr;
2. León und Kastilien werden dauerhaft vereint, wobei León gegenüber seiner ursprünglichen Grafschaft unbedeutend wird, so daß man schließlich nur noch vom Königreich Kastilien spricht;
3. Aragón und die Grafschaft Barcelona werden zusammengeheiratet. Man spricht vom Königreich Aragón, obwohl die Grafschaft Barcelona (oder, wie man auch sagen kann: Katalonien) der wirtschaftlich und politisch bedeutsamere Teil ist.

Portugal, Kastilien und Aragón sind jetzt also die Träger der Reconquista. Sie wird begünstigt durch den Zusammenbruch des omajadischen Kalifats im Jahre 1031; statt dessen entsteht eine größere Zahl von islamischen Kleinkönigreichen, die sog. *Taifas*. Die Taifas liegen ständig miteinander im Streit und versuchen, sich gegenseitig zu schlucken. Dabei suchen sie Schutz und Rückendeckung bei den christlichen Staaten, denen sie tributpflichtig werden. Die Situation des 9. und 10. Jahrhunderts hat sich also umgekehrt.

In dieser Lage gelingt Kastilien im Jahre 1085 ein spektakulärer Erfolg der Reconquista: die Wiedergewinnung Toledos. Toledo war in der vorislamischen Zeit die Hauptstadt des spanischen Königreichs; sein Besitz war deshalb besonders prestigeträchtig. Wenn Sie Bilder von Toledo gesehen haben oder vielleicht selbst einmal dort waren, werden Sie dieser Eroberung als bedeutende militärische Leistung würdigen: durch ihre Lage auf dem Felsen hoch über dem Tajo ist die Stadt praktisch uneinnehmbar.



In Wirklichkeit wurde sie auch gar nicht erobert, sondern die islamischen Bewohner von Toledo selbst waren der unsicheren Situation müde und übergaben ihre Stadt freiwillig dem kastilischen König Alfons VI., der ihnen rechtliche Gleichstellung und Religionsfreiheit garantierte. Hier sehen Sie die Situation unmittelbar nach dem Erfolg; die südliche Ausbuchtung Kastiliens ist das ehemalige Taifa Toledo:



Die *reconquista* Toledos erwies sich freilich als kontraproduktiv. Sie erschreckte die übrigen Taifa-Herrscher so sehr, daß sich einer von ihnen um Hilfe nach Nordafrika an die Almorawiden wandte. Diese kamen und übernahmen gleich das ganze Gebiet, konnten die Christen sogar an einigen Stellen wieder zurückdrängen. In der Mitte des 12. Jahrhunderts wurden die Almorawiden durch die ebenfalls aus Nordafrika stammenden, noch aggressiveren Almohaden abgelöst. Von der omajyadischen Toleranz ist bei diesen beiden Gruppen nichts mehr zu spüren. Besonders die Almohaden müssen als fundamentalistische Sekte bezeichnet werden, die mit Kultur wenig im Sinne hatte. Die gefährlichste Situation brachte im Jahre 1185 die Niederlage des kastilischen Heeres in der Schlacht von Alarcos.

Dieser Schock führte die christlichen Reiche zusammen, die dann 1212 in der Schlacht von Las Navas de Tolosa die Almohaden entscheidend besiegen konnten. Die endgültige Vertreibung der Almohaden zieht sich aber noch bis über die Mitte des 13. Jahrhunderts hin und bleibt an einem entscheidenden Punkt unvollständig: das Königreich Granada an der Südküste Spaniens bleibt in islamischer Hand. Zwar kümmern sich dessen Herrscher mehr um Kultur und Architektur, aber durch seine rückwärtigen Verbindungen ins islamische Nordafrika bleibt Granada nach wie vor eine Bedrohung. Dies zeigt sich z.B. 1340, als der Sultan von Marokko in den spanischen Bürgerkrieg einzugreifen versucht, aber am Salado nahe Gibraltar geschlagen wird.

Günstiger im Sinne der Reconquista verlief die Entwicklung in Portugal. Afonso I., der sich seit 1094 für selbständig ansah, nahm nach einem Sieg über die Mauren 1139 bei Ourique den Königstitel an. 1147 gelingt die Eroberung Lissabons, bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts ist die Mittelmeerküste erreicht. Schwierig gestaltete sich dagegen das Verhältnis zum ehemaligen Lehnsherrn Kastilien-León, der 1143 zwar die Eigenständigkeit Portugals anerkannte, sich im Grunde aber niemals damit abfand. Daß Portugal trotz einem Netz von Heiratsverbindungen, das der Nachbar um es anlegte, im Mittelalter seine Selbständigkeit behielt, verdankte es nur einem langdauernden Bündnis mit England.

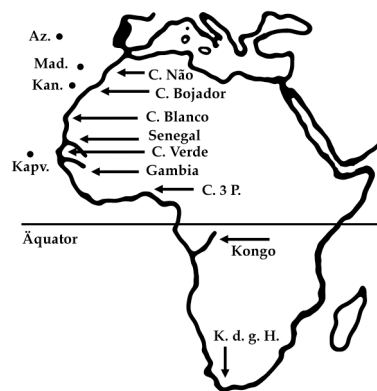
Kommen wir auf die Frage zurück: warum erfolgte die Entdeckung Amerikas durch Spanien und nicht durch Portugal? Wie wir hörten, war die Reconquista, also die Wiedereroberung des islamischen Gebietes, in Portugal weitaus früher abgeschlossen als in Spanien, wo das Königreich Granada erst in eben jenem Jahr 1492 fiel. Deshalb richtete sich das portugiesische Interesse sehr viel früher auf eine weitere Expansion in Übersee, und dafür kam, neben einigen un-

glücklichen Versuchen in Nordafrika, nur die Fahrt entlang der afrikanischen Küste nach Süden in Frage.

In diesem Zusammenhang muß kurz auch Heinrich der Seefahrer erwähnt werden,



wenn es auch seine berühmte nautische Akademie in Sagres als förmliche Organisation wahrscheinlich gar nicht gegeben hat, denn sie taucht erstmals in Quellen des 17. Jahrhunderts auf. Die Fahrt an Afrika entlang nach Süden war ein kaum weniger kühnes Unternehmen als die Fahrt nach Westen, denn das Kap Bojador auf 26° nördlicher Breite galt als der südlichste Punkt, der für Menschen zugänglich war.



Hinter dieser Überzeugung steckte die antike Lehre von den Klimazonen der Erde: weiter südlich sei es so heiß, daß kein Mensch dort überleben könne. Im Laufe der Zeit erwies sich dies bekanntlich als doch möglich, und die Seereisen konnten immer weiter nach Süden vorangetrieben werden, bis schließlich die Umschiffung der Südspitze Afrikas gelang und damit der Seeweg nach Indien entdeckt war.

Mit der Erwähnung Indiens kommen wir zu einem zweiten Punkt: dem Handel mit exotischen Waren, vor allem Gewürzen. Portugal war durch Spanien vom Handel im Mittelmeer abgeschnitten. Außerdem wurde der Handel von Indien und China über Land immer prekärer – und das heißt: immer teurer –, seit sich das Machtgebiet der Türken immer weiter ausbreitete; die Eroberung Konstantinopels im Jahre 1453 war die spektakulärste Etappe auf diesem Vormarsch. Mit dem Versuch, den islamischen Zwischenhandel zu umgehen, waren auch Gedanken politischer und religiöser Natur verbunden: etwa die Idee, das sagenhafte christliche Königreich des Priesters Johannes zu finden, um so den Islam vom Rücken her in die Zange zu nehmen. Die Indienfahrten der Portugiesen erreichten gerade zu dem Zeitpunkt ihre größten Erfolge, als Kolumbus in Lissabon mit seinem Plan vorstellig wurde, deshalb die Ablehnung.

Eine gewisse überseeische Expansion hatte allerdings auch Spanien schon begonnen, so daß es zum Konflikt mit Portugal kam. Streitpunkt waren die zahlreichen Inseln und Inselgruppen im Atlantik: Azoren, Kanaren, Kapverden, Madeira usw. Détails sind in unserem Zusammenhang entbehrlich, wichtig ist aber, daß man sich, um

seine Interessen zu schützen, an den Papst wandte, und zwar von beiden Seiten. Als Rechtsgrundlage seitens der Päpste ließ sich das Missionsinteresse in den neu entdeckten Ländern, aber auch die Konstantinische Schenkung anführen, in der dem Papst bekanntlich alle Inseln zugesprochen wurden. Eine erste solche päpstliche Entscheidung zugunsten Portugals erfolgte bereits 1433/4.

Nach dem Tode König Heinrichs IV. von Kastilien 1474 verquickte sich dieser Konkurrenzkampf mit handfesten Interessen auf der iberischen Halbinsel selbst: es kam zu einem Erbfolgekrieg um die kastilische Krone, da der portugiesische König Erbansprüche namens seiner Tochter erhob, die er aber gegen Isabella und Ferdinand nicht durchsetzen konnte. Im Frieden von Alcáçovas und Toledo, der 1479/80 den Erbfolgekrieg beendete, wurde auch die Frage der überseeischen Besitzungen geregelt: es wurde eine Demarkationslinie in ost-westlicher Richtung auf der Höhe von Kap Bojador, also 26° nördlicher Breite, festgelegt; die Gebiete nördlich davon sollten Spanien, diejenigen südlich davon Portugal gehören.

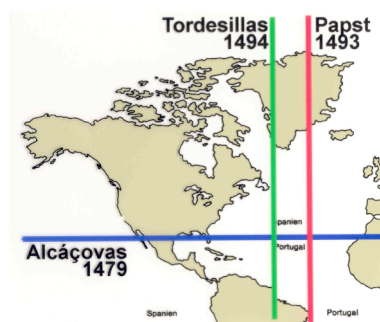
Die Entdeckungen des Kolumbus waren Anlaß einer neuen Regelung: mehrere päpstliche Bullen legten am 4.5.1493 eine nord-südliche Grenze 100 Meilen westlich der Azoren, d.h. $37^\circ 15'$ westlicher Länge, fest; das Gebiet östlich davon (also Afrika) war für Portugal, dasjenige westlich davon (also Amerika) für Spanien bestimmt. Schließlich wurde am 7.6.1494 die Demarkationslinie im Vertrag von Tordesillas ein Stück weiter nach Westen verschoben, auf $48^\circ 37'$ westlicher Länge. Hier zwei Abbildungen der portugiesischen Fassung des Vertrages:



Das ist der Anfang. Und jetzt eine spätere Stelle:



Sie lesen in der 2. Hälfte der 7. Zeile die Entfernungsangabe *trezentas et setenta legoas das ditas ilhas do Cabo Verde*. Die genauen Gründe für die Verschiebung der Linie nach Westen sind nicht bekannt; für die bisher von Kolumbus entdeckten Gebiete war die Änderung ohne Belang. Es bleibt daher Spekulation, ob man in Portugal vielleicht schon wußte, daß das später so genannte Brasilien östlich dieser Linie lag:



Auf die Entdeckungsfahrten nach Brasilien gehen wir später noch ein.

Ich möchte noch einmal auf die päpstliche Bulle zurückkommen, denn dort erscheinen die Vorgänge schon in eigentümlich verzerrter Weise, und von dieser Bulle nimmt auch die vatikanische Legende ihren Ausgang, die Päpste hätten von Anfang an die Menschenrechte der Indios beschützt, die vor allem der frühere Archivpräfekt Josef Metzler eifrig verbreitet hat. Er ist auch Herausgeber einer Urkundensammlung zu Lateinamerika "America pontificia primi saeculi evangelizationis 1493 – 1592", Città del Vaticano 1991ff., also rechtzeitig zum Jubiläumsjahr erschienen. Hier eine Abbildung des Registereintrags, also der im Vatikan zurückbehaltenen Textkopie:



Die Bulle vom 4. Mai 1493 beginnt: *Alexander, episcopus, servus servorum dei, carissimo in Cristo filio Ferdinando regi et carissime in Cristo filie Helisabeth regine Castelle, Legionis, Aragonum, Sicilie et Granate illustribus, salutem et apostolicam benedictionem.* "Alexander, Bischof, Diener der Diener Gottes, dem geliebtesten Sohn in Christus König Ferdinand und der geliebtesten Tochter in Christus Königin Isabella von Kastilien, León, Aragón, Sizilien und Granada, Gruß und apostolischen Segen." Dann folgt die Arenga, die allgemeine Begründung für die Ausstellung der Urkunde: *Inter cetera divine maiestati beneplacita opera* usw. Ich gehe gleich zur Übersetzung über:

"Unter den verschiedenen Werken, die der göttlichen Majestät wohlgefällig und eurem Herzen wünschenswert sind, ragt besonders das hervor, daß der wahre Glaube und das christliche Gesetz vor allem in unseren Zeiten erhöht und überall verbreitet und für das Heil der Seelen gesorgt und die barbarischen Völker niedergehalten und zu demselben Glauben zurückgeführt werden." Dann lobt der Papst die Könige für die Eroberung Granadas und fährt schließlich fort: "So haben wir vernommen, daß ihr, die ihr schon lange vorhattet, gewisse Inseln und ferne Festländer, die unbekannt und von anderen bisher nicht entdeckt worden sind, zu suchen und zu finden, um deren Einwohner zur Verehrung unseres Heilands und zum Bekenntnis des wahren Glaubens zu veranlassen, – daß ihr mit der Belagerung und Rückeroberung Granadas übermäßig in Anspruch genommen wart und deshalb euer löbliches Vorhaben nicht zum erwünschten Ende bringen konntet. Doch als schließlich, wie es Gott gefiel, besagtes Reich wiedererlangt war, habt ihr, um euren Wunsch zu erfüllen, den geliebten Sohn Cristoforus Colón, einen sehr würdigen und aufs höchste zu empfehlenden und für ein solches Vorhaben geeigneten Mann, mit Schiffen und Menschen für ein solches Unternehmen ausgerüstet und nicht ohne erhebliche Mühen, Gefahren und Kosten ausgesandt, damit er diese Festländer und entfernten und unbekannt Inseln, wohin über See bisher noch niemand gefahren war, sorgfältig erforsche. Dieser hat schließlich, mit göttlicher Hilfe und überaus großer Sorgfalt auf dem Ozean fahrend, gewisse weit entfernte

Inseln und auch Festländer gefunden, auf welchen zumeist friedliche Menschen leben, die, wie es heißt, nackt einhergehen und kein Fleisch essen und, wie eure Abgesandten erkennen konnten, ... an einen Schöpfergott im Himmel glauben, so daß die Hoffnung besteht, daß sie den wahren Glauben annehmen und so durch ihre Erziehung der Name unseres Heilands und Herrn Jesus Christus dort leicht eingeführt werden könnte. Und besagter Cristoforus hat auf einer der Hauptinseln einen befestigten Turm errichtet, da ... auf einigen Inseln ... Gold, Gewürze und andere wertvolle Gegenstände verschiedenster Art und Qualität gefunden wurden." Es folgen der päpstliche Missionsauftrag und die Festlegung der Grenzlinie von Pol zu Pol.

Man kann davon ausgehen, daß der Text in Spanien selbst, und nicht etwa von der Kurie in Rom, formuliert wurde; der Stil spricht eindeutig dafür. Der Text zeigt sehr schön, wie die Conquista als logische Fortsetzung der Reconquista gesehen wurde. Bemerkenswert ist allerdings auch, wie Ferdinand und Isabella das eigentliche Verdienst an der Entdeckung Amerikas zugesprochen und Kolumbus als bloß ausführendes Organ hingestellt wird.

17. KAPITEL: COLUMBUS IN AMERIKA

DIE KAPITULATIONEN VON Santa Fé übertrugen Kolumbus die Würde eines Admirals, Gouverneurs und Vizekönigs der neu zu entdeckenden und in Besitz zu nehmenden Gebiete für sich und seine Erben und darüber hinaus bedeutende wirtschaftliche Rechte. Außerdem erhielt er königliche Empfehlungsschreiben an die Herrscher, auf die er möglicher- und erhoffterweise treffen sollte, so an den Großkhan der Mongolen und den Kaiser von China. Die Flotte bestand aus drei Schiffen, der *Pinta*, der *Niña* und der etwas größeren *Santa María*. Erstaunlicherweise war kein Priester an Bord, dafür aber königliche Aufpasser sowie ein Dolmetscher, der Chaldäisch, Hebräisch und Arabisch beherrschte – Kenntnisse, die ihm dann freilich bei der Begegnung mit den Indios überhaupt nichts nützten, so daß sein Job ungeheuer frustrierend gewesen sein muß.

Kolumbus fuhr also am 3.8.1492 in Spanien ab, machte eine längere Zwischenstation auf den Kanaren, die er am 6.9. verließ, und traf, wie bereits berichtet, in der Nacht vom 11. auf den 12.10. vor der Insel *Guanahani* ein, die er *San Salvador* benannte; um welche Insel genau es sich handelte, läßt sich heute nicht mehr eindeutig feststellen. Es gibt eine Insel, die heute so heißt und zwischendurch auch nach einem englischen Seeräuber *Watling Island* genannt wurde, aber sie steht in Konkurrenz mit einer 150 km südlich gelegenen Insel *Samana Cay* und noch gut einem Dutzend weiterer Kandidaten. Die erste Begegnung mit den Eingeborenen verlief freundlich, wenn sie auch zweifellos durch ein völliges gegenseitiges Mißverständnis geprägt war.

Die Fahrt führte weiter nach Cuba und Hispaniola. (Hispaniola ist die Insel, die heute in die Dominikanische Republik und Haiti geteilt ist.) Hier eine eigenhändige Kartenskizze des Kolumbus:



Im Gebiet des heutigen Haiti erlitt die Santa María Schiffbruch; aus ihren Trümmern wurde eine Kolonie an Land errichtet, in der Kolumbus einige seiner Leute zurückließ, als er am 16.1.1493 die Heimfahrt antrat. Die Witterungsbedingungen auf der Rückreise waren ungünstig; sie dauerte fast dreimal so lang wie die Hinfahrt und endete unplanmäßig in Lissabon, wo ihn der portugiesische König empfing, dann aber doch nach Spanien weiterziehen ließ. Im April erfolgte dann der feierliche Einzug in Barcelona und Empfang durch Isabella und Ferdinand.

Die Entdeckung Amerikas wurde in Europa durch einen ausführlichen Brief des Kolumbus an seine Auftraggeber bekanntgemacht. Der Brief wurde im Druck verbreitet und schnell in zahlreiche Sprachen übersetzt. Ich zeige Ihnen das Titelblatt eines lateinischen Druckes:



Allerdings stammt der Brief gar nicht von Kolumbus, sondern ein Mitglied des spanischen Hofes hat ihn aufgrund des Bordbuches, das Kolumbus dem Königspaar geschickt hatte, frei formuliert. Als Reklameschrift für die zweite Reise des Entdeckers erwies er sich aber als sehr wirksam. Reklame war, trotz des grundsätzlichen Erfolges, aber auch nötig. Kolumbus brachte zwar einige Belegstücke für die sagenhaften Reichtümer, die zu finden er fest überzeugt war, mit – Goldstaub, Gewürze usw. –, aber berühmt war das alles nicht, und es wurde ihm wohl auch nur deshalb nachgesehen, weil es auf der ersten Reise in erster Linie um das Know how ging, den Nachweis, daß die Fahrt überhaupt möglich war. Auf den späteren Reisen wurden gelegentlich auch "lebende Beweisstücke" mitgebracht, mit anderen Worten: gefangene Indios. Eine davon namens Katherina hat etwas später Albrecht Dürer in den Niederlanden gesehen und gezeichnet:



Alt geworden sind diese Indios, die, wie Sie hier sehen können, getauft wurden und christliche Namen erhielten, aber alle nicht...

Die zweite Reise begann am 25.9.1493 mit einer wesentlich größeren Flotte von 17 Schiffen. Die Route wurde etwas weiter südlich gewählt, so daß man Anfang November auf Gouadeloupe anlangte. Die Begegnung mit den dortigen Eingeborenen erwies sich diesmal als schockierend, denn sie waren Kannibalen – eine Tatsache, die später die religiös-juristische Rechtfertigung dafür bot, die Indios zu versklaven, wie ich im 5. Kapitel schon erwähnt habe. Am 22.11.1493 traf Kolumbus auf Hispaniola ein, mußte aber feststellen, daß die Kolonie der ersten Reise verlassen und verbrannt war; eine neue Hauptstadt an günstigerer Stelle erhielt den Namen Santo Domingo. Der *encuentro* mit der indigenen Population entwickelte jetzt

immer mehr gewaltsame Züge, die mit Sklavenjagd, Zwangsarbeit und der Ansteckung durch die eingeschleppten Krankheiten zum Zusammenbruch der einheimischen Wirtschaft und Bevölkerung führten. Der exzellente Seefahrer Kolumbus versagte als Gouverneur zu Lande. Er fuhr noch eine Weile in der karibischen See herum und trat dann am 10.3.1496 die Heimreise an; am 11.6. war er in Cádiz.

Die zweite Reise offenbart ein grundsätzliches Problem: welchem Ziel dienten die Entdeckungsfahrten? Ging es nur um wirtschaftliche Stützpunkte, wie bei der portugiesischen Expansion entlang der afrikanischen Küste, oder ging es um Kolonisation und Beherrschung, also staatliche Durchdringung, der neu gewonnenen Gebiete? Kolumbus, der die portugiesische Methode aus eigener Anschauung kannte, vertrat offenbar diese Absicht, und das entsprach auch seinen Fähigkeiten. Die pompösen Titel, die er sich reservierte, sprechen nicht dagegen; auch Heinrich der Seefahrer, der unbeweglich in Portugal saß, führte solche Bezeichnungen.

Der Konflikt ist aber, wie gesagt, grundsätzlicher Natur und geht weit über die Person des Kolumbus hinaus. Ob man Amerika nur als Quelle für hochwertige Handelswaren und Edelmetalle sieht oder ob man das Land besiedeln und beherrschen will, hat auch Folgen für die Behandlung der Einwohner. Wer nur am Gewinn interessiert ist, nimmt die Einwohner im Grunde gar nicht als Menschen wahr: so kommt es, daß die Vertreter dieser Richtung die Indianer weitaus rücksichtsloser behandeln als diejenigen, die ihre Arbeitskraft auf Dauer nutzen wollen. Die bloßen Profitinteressen finden wir bei einer Reihe von Expeditionen in der Zeit nach Kolumbus, die bezeichnenderweise von Handelshäusern finanziert wurden, so von mehreren italienischen Firmen und z.B. auch um 1525 von den Welsern aus Augsburg, die von Karl V. ein Monopol für Venezuela erhielten.

Mit Karl V. haben wir die spanische Krone erwähnt: ihre Haltung ist etwas zwiespältig, sie möchte aber auf jeden Fall bei der Sache ebenfalls profitieren. Deshalb werden die Unternehmungen unter staatliche Kontrolle gestellt, wofür 1503 in Sevilla die sog. *Casa de la Contratación* eingerichtet wird; das führt auch dazu, daß Sevilla zum Monopolhafen für den Verkehr mit der Neuen Welt wird.



Die Krone hatte aber auch deshalb Bedenken gegen eine allzu feste Établierung in Übersee, da dadurch einzelne Personen und Familien eine Machtbasis ähnlich derjenigen des Adels in Spanien selbst erlangen konnten, die die katholischen Könige im Mutterland gerade zu beseitigen versuchten. Zumindest wird diese These von einem Teil der Forschung vertreten. Diese Fragen wurden um so dringender, je mehr man sich darüber klar wurde, daß nicht der Ausläufer Asiens entdeckt worden war, sondern ein ganz neuer Kontinent, was übrigens erstmals schon 1493 von Pietro Martyr d'Anghiera, einem in Spanien lebenden italienischen Humanisten, vermutet wurde.

Bleiben wir aber zunächst noch bei Kolumbus. Es dauerte fast zwei Jahre, bis er seine dritte Reise antreten konnte, und die Flotte war diesmal auch weitaus weniger eindrucksvoll. Er fuhr mit 6 Schiffen am 30.5.1498 ab und wählte eine noch südlichere Route. Sie führte ihn im Juli in die Orinoco-Mündung und am 31.7. nach Trinidad; schließlich landete er am 5.8. auf dem Festland. Es ist üblich, an dieser Stelle hinzuzufügen, daß er sich dieser Tatsache selbst nicht bewußt war und überhaupt zeit seines Lebens glaubte, in Asien gelandet zu sein. Das ist von der Sache her richtig, zeigt aber, wenn es routinemäßig geschieht, die kaum überbietbare Arroganz des Nachgeborenen. Im Mittelalter pflegte man dieses Erkenntnisproblem in das Bild zu fassen: wir sind Zwerge, die auf den Schultern von Riesen stehn und deshalb weiter sehn als jene, obwohl wir selbst kleiner sind.

Am 31.8. kam Kolumbus nach Santo Domingo auf Hispaniola, jedoch rebellierte die Stadt gegen ihn, und es gelang ihm nicht, sich durchzusetzen. Die Rebellen ließen außerdem in Spanien über ihn Klage führen und stießen bei Hofe auf offene Ohren. Das Königspaar entsandte zur Untersuchung der Vorwürfe Francisco de Bobadilla nach Amerika, der dort Kolumbus verhaftet und im Oktober 1500 nach Spanien schickt. Dort wird er zwar sofort freigelassen, aber von nun an geht die Entwicklung an ihm vorbei. Die katholischen Könige nehmen die staatliche Organisation der neuen Kolonie jetzt selbst in die Hand und entsenden Ende Januar 1501 Nicolás de Ovanda als Gouverneur nach Hispaniola.

Das war formal gesehen eine Verletzung der Rechte des Kolumbus; aber man kann doch wohl nicht sagen, daß Isabella und Ferdinand den Vertrag gebrochen hätten: Kolumbus hatte sich zweifellos in den politischen Fragen als unfähig erwiesen, und ebenso zweifellos hatte 1492 noch niemand die wirklichen Dimensionen ahnen können, die die Expansion nach Amerika annahm. Nicht nur Kolumbus, sondern auch die Könige, ganz Spanien und schließlich ganz Europa wurden im Grunde von den Ereignissen überrollt; damit soll nicht gesagt sein, daß man sich auch gegenüber einem lästig gewordenen Entdecker nicht mit mehr Anstand und mehr *grandezza* hätte verhalten können.

Es folgte noch eine vierte Reise des Kolumbus, die dem Seemann noch einmal ein glänzendes Zeugnis ausstellte. Er fuhr am 15.5.1502 in Cádiz ab und entdeckte am 15.6. Martinique. Dann fährt er nach Hispaniola, aber man hat ihm verboten, in Santo Domingo an Land zu gehen. Als er dort ankommt, bereitet sich Bobadilla gerade auf die Rückfahrt vor. Kolumbus warnt ihn vor einem aufziehenden Hurrikan, aber Bobadilla weiß es besser, fährt trotzdem los und geht mit Mann und Maus unter.

Da Kolumbus auf Hispaniola nicht willkommen ist, fährt er weiter, an Cuba vorbei, und landet schließlich nahe der späteren Stadt Trujillo auf dem mittelamerikanischen Festland. Dann führt ihn die Reise an der Küste entlang nach Süden bis zum Isthmus von Panamá. Reiseziel ist jetzt der Versuch, jene Stelle zu entdecken, die die Durchfahrt nach Indien ermöglicht. Da diese Stelle zu Schiff nicht ge-

funden wird, kehrt er am 1.5.1503 um und kommt schließlich am 7.11.1504 in Spanien an.

Dort versucht er noch eineinhalb Jahre lang, seine Ansprüche doch noch durchzusetzen, und stirbt dann verbittert am 20.5.1506. Hier ein Blatt aus seinem Testament:



Die Prozesse gehen nach seinem Tode noch weiter, denn seine Erben geben nicht auf, und einer seiner Nachkommen wird dann tatsächlich noch Gouverneur auf Hispaniola. Aus den Zeugnisaussagen erfahren wir viele Détails, bis hin zu der Behauptung des Besitzers der Pinta, die Idee für die Entdeckungsfahrt stamme eigentlich gar nicht von Kolumbus, sondern von ihm ... Es gibt dann noch einige Probleme um die Frage, wo Kolumbus begraben liegt und ob sein Leichnam vielleicht noch eine fünfte Reise nach Amerika gemacht hat – und vielleicht eine sechste wieder zurück nach Spanien –, aber das ist für uns nicht mehr von Bedeutung.

An dieser Stelle müssen wir noch einmal auf die Motivation der Conquistadoren, wie wir sie jetzt wohl schon nennen müssen, eingehen. Es liegt zweifellos ein Bündel von Motiven, Voraussetzungen und Mentalitäten vor, die sich nicht säuberlich voneinander trennen lassen und im Bewußtsein der beteiligten Personen auch gar nicht getrennt waren.

Zunächst einmal war die Conquista, wie der Name schon sagt, die Weiterführung der Reconquista. Das heißt erstens Umlenkung der überschüssigen und nach 1492 unbeschäftigten Energien des spanischen Kleinadels, der Hídalgos, auf ein neues Ziel, das jenen persönlichen Erfolg versprach, der in Spanien selbst nicht mehr zu erhoffen war. Es heißt aber zweitens Weiterführung auch des missionarischen Eifers, der Ausbreitung des christlichen Glaubens, wobei die gewaltsame Komponente dieser Missionsform, aus jahrhundertelanger Gewöhnung in der Reconquista, so selbstverständlich war, daß sie kaum jemandem zu Bewußtsein kam.

Der grundsätzliche Unterschied zur **Reconquista**, die ja die **Rechristianisierung** eines in früherer Zeit bereits christlichen, dann aber durch den Islam dem christlichen Glauben entfremdeten Gebietes bedeutete – dieser grundsätzliche Unterschied wurde den ersten Entdeckern gar nicht bewußt, denn sie glaubten ja, in Asien gelandet zu sein. Außerdem gab es die Theorie, daß bereits die Apostel auf der ganzen Erde gepredigt hätten, gemäß der Aussage der Apostelgeschichte (1,8): "Ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem, in ganz Judäa und Samaria, ja bis an die Grenzen der Erde." Auch als man sich darüber klar wurde, daß die Bewohner Mesoamerikas niemals zuvor christlich gewesen waren und originäre Heiden darstellten, änderte dies nichts an dem Missionsauftrag (z.B. Markusevangelium 16,15.16): "Geht hin in alle Welt und predigt allen Geschöpfen das Evangelium. Wer glaubt und sich taufen läßt, wird gerettet werden; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden."

Vorstellungen von Glaubensfreiheit und Toleranz darf man in dieser Zeit, aber auch in der intellektuell eher einfach strukturierten

Schicht der Conquistadoren nicht erwarten. Man wird ihnen auch zugesteh, daß sie über den Kannibalismus und die aztekischen Menschenopfer ehrlich entsetzt waren. Dies ist z.B. bei Bernal Díaz deutlich zu spüren. Die Gebildeteren, wie etwa Kolumbus, konnten sich z.B. auch auf die These Thomas von Aquins berufen, daß die Unwahrheit keine Existenzberechtigung habe. Wie stark speziell bei Kolumbus ein originär religiöser Sendungsgedanke war, zeigt sogar seine Unterschrift:

⊖

⊖

CHRISTOFERENS schreibt er, "Christusträger" in der ganz ursprünglichen Bedeutung seines Namens: er ist es, der Christus zu den heidnischen Indianern bringt. Darüber hinaus entwickelten die Theologen – genauer: schon der frühchristliche Theologe Tertullian, † 260 – die Theorie von der *anima naturaliter christiana*, daß also die Seele eines jeden Menschen von Natur aus christlich sei, auch wenn er explizit noch nie etwas von ihm gehört habe.

Mit der religiösen Motivation von der Reconquista her untrennbar verbunden waren aber auch politische und wirtschaftliche Motive. Auf die Konkurrenz und den damit verbundenen Wettlauf zwischen Portugal und Spanien habe ich schon hingewiesen; diese Gegnerschaft wirkt sich bis in einzelne Unternehmungen hinein aus, etwa verhängnisvoll bei der Weltumfahrung durch Magellán, der, ursprünglich portugiesischer Herkunft, ständig schwerste Konflikte mit seiner spanischen Mannschaft zu bestehen hatte.

Trotzdem stellt sich die juristische Frage, wieso es den Europäern eigentlich erlaubt war, die amerikanischen Gebiete ohne jeden Anlaß einfach zu erobern und zu unterwerfen. Daß unbewohnte Gebiete der Herrschaft ihres Entdeckers unterstehen sollen, läßt sich noch zugesteh. Weniger akzeptabel erscheint uns heute die Theorie, daß nicht-christliche Gebiete genauso zu behandeln seien, vor allem, wenn die dortigen Bewohner zuvor noch nie die Gelegenheit einer Entscheidung hatten.

So ganz wohl war offensichtlich auch den Conquistadoren bei dieser Theorie nicht, und das führt zu der merkwürdigen Zeremonie des **requerimiento**: beim ersten Kontakt mit den Eingeborenen wird diesen ein Schriftstück vorgelesen, in dem sie auf die weltumspannenden Befugnisse des Papstes und die Herrschaftsrechte des Königs (bzw. bei Karl V. des Kaisers) hingewiesen, zur Unterwerfung unter diese und zur Annahme des christlichen Glaubens aufgefordert werden. Freundliche Gesten werden als Zustimmung aufgefaßt, negative Reaktionen gelten als Rebellion, die gewaltsam unterdrückt wird. Das Verfahren kommentiert sich selbst, nähere Bemerkungen meinerseits sind nicht erforderlich. Auf die religiöse Betreuung der neuen Untertanen kommen wir später noch zurück.

Mit der religiösen und der machtpolitischen Komponente ging stets auch die wirtschaftliche einher – und das ist wiederum ganz wörtlich zu nehmen. Biblische Vorstellungen über den vermeintlichen

Reichtum der Gebiete an Gold usw. verdeckten, vor allem bei Kolumbus, lange Zeit die tatsächlichen Beobachtungen. Kolumbus, aber auch noch spätere Entdecker, glauben überall das irdische Paradies oder andere Landschaften aus dem Alten Testament zu finden; jede Namensähnlichkeit aus einer Indianersprache wird sofort in diesem Sinne gedeutet. So ist der indianische Name für Hispaniola, *Cibao*, für ihn sofort der Beleg, daß er sich auf Cipangu, also Japan befindet. Die vier Mündungsarme des Orinoco sind für ihn die vier Paradiesströme usw.

Noch lange Zeit später – und im Grunde bis in unsere Zeit – behält Amerika den Charakter eines gelobten Landes, in das auszuwandern sich lohnt, wenn man in der Alten Welt aus religiösen, aber auch wirtschaftlichen Gründen nicht mehr bleiben will. (Ein interessantes Détail am Rande: Thomas Morus läßt seine Utopia von einem Seemann schildern, der auf dem Schiff eines dieser Entdecker, des Vespucci, mitgefahren ist.) Auch als der Kontinentalcharakter Amerikas bereits erkannt ist, bildet die Suche nach der Durchfahrt bzw. Umfahrt nach Asien mit seinen Gewürzschätzen weiterhin einen wichtigen Ansporn für viele Entdeckungsreisen.

Die Tragik des Kolumbus und die Enttäuschung, die er vor allem mit seiner zweiten Reise in Spanien hervorrief, beruhten vor allem darauf, daß sich diese biblisch genährten Vorstellungen nicht erfüllten. Der Warenstrom von Amerika nach Spanien, etwa die berühmten Silberflotten oder auch Naturprodukte wie Tropenhölzer, setzte erst eine Generation später ein und hinkte damit dem portugiesischen Gewürzhandel deutlich hinterher.

18. KAPITEL: GAB ES EIN "PREDESCUBRIMIENTO"?

WIR HABEN BISHER GANZ selbstverständlich von Kolumbus als dem Entdecker der Neuen Welt gesprochen. Aber war er wirklich der erste Mensch aus der Alten Welt, der nach Amerika gefahren ist? Oder gab es schon frühere Entdeckungen, von denen er möglicherweise auch selbst gewußt hat? Gab es also, um den schönen spanischen Ausdruck zu verwenden, ein *predescubrimiento*, eine "Entdeckung vor der Entdeckung"?

Ich würde dieser Frage nicht ein eigenes Kapitel widmen, wenn es nicht solche Theorien gäbe. Sie sind ein beliebtes Thema populärer Fernsehsendungen, in denen es auf wissenschaftliche Exaktheit nicht so genau ankommt, die aber gerne der "établierten" Wissenschaft eins auswischen wollen. Man erkennt solche Sendungen leicht daran, daß sie ihre Thesen fast ausschließlich in Frageform vorstellen oder mit Sätzen wie "unwahrscheinlich ist das nicht" garnieren. Die seriöse Geschichtswissenschaft – um es einmal ganz staubtrocken und säuerlich zu formulieren – sagt: "So war es." Sie sagt nicht: "So muß es gewesen sein." Und sie sagt auf keinen Fall: "Ich finde keine andere Erklärung, deshalb muß es so gewesen sein." Sie haben in dieser Vorlesung ja bereits genug Dinge gehört,

die aus europäischem Blickwinkel jeder Wahrscheinlichkeit entbehren, aber dennoch nachweislich geschehen sind.

Die Frage: war die Alte Welt schon vor Kolumbus in Kontakt mit der Neuen Welt? wurde auch schon von den Zeitgenossen erörtert. Dahinter steckt das theologische Problem: stammen alle Menschen, wie es die Genesis sagt, von den Söhnen Noes ab, dessen Familie als einzige die Sintflut überlebt hat? Wenn die Indios nicht von Noe anstammen, hat dann die Bibel unrecht, oder sind sie gar keine richtigen Menschen? Keine dieser beiden Thesen ist jemals ernsthaft vertreten worden, aber es ist doch ein Problem, das den Theologen Kopfzerbrechen bereitet hat.

Das Evangelium sagt: "Ihr werdet meine Zeugen sein bis an die Grenzen der Erde." Wurde diese Prophezeiung jetzt nach 1500 Jahren erfüllt, oder gab es schon früher eine Missionierung, an die man jetzt anknüpfen konnte? Wir dürfen nicht vergessen, daß sich erst allmählich die Erkenntnis durchsetzte, daß Amerika nicht Indien war. Der Gedanke, die Indios könnten auf dem Weg über Asien bereits mit dem Christentum in Berührung gekommen sein, lag also durchaus nahe, und man fand sogar Belege dafür. Der Apostel Indiens – des Indiens der Alten Welt – war Thomas; "Thomaschristen" gibt es dort noch heute. In den indianischen Mythen finden sich mehrere Heilsbringer, deren Name eine Ähnlichkeit zu dem Wort "Thomas" aufweist, wie etwa Sumé bei den Tupí in Brasilien.

Aber Sie erwarten sich von diesem Kapitel keine theologischen Erörterungen, sondern eine Antwort auf die Frage, ob Kolumbus wirklich der Erstentdecker Amerikas war oder nicht. Beginnen wir mit einem beweisbaren Fall, den Wikingern. Der Isländer Leif Erikson soll – so berichten die Sagas – jenseits von Grönland ein Gebiet entdeckt haben, dem er den Namen Vinland gegeben habe, was man mit Weinland übersetzen kann, aber ich glaube, das ist nicht die einzig mögliche Etymologie. Unter den deutschen Monatsbezeichnungen Karls des Großen gibt es für den Mai den *winnamanoth*, was gerne mit Wonnemonat übersetzt wird, aber eigentlich Weidemonat heißt; entsprechend könnte Vinland Weideland bedeuten.

Eine andere Quelle ist der Bremer Domscholaster Adam († 1082). Er berichtet in seiner hamburgisch-bremischen Kirchengeschichte unter Berufung auf den Dänenkönig Sven Estridsen († 1076) Folgendes (ich zitiere die Übersetzung des Carsten Miesegaes von 1825): "Außerdem erwähnte er einer Insel von den vielen, in jenem Ocean entdeckten, Winland daher genannt, weil der Weinstock daselbst ohne Bearbeitung wächst und den besten Wein hervorbringt. Denn daß diese Insel, ohne Aussaat, einen Überfluß an Früchten habe, gehört keineswegs zu den fabelhaften Meinungen; sondern ich verdanke diese Nachricht den zuverlässigen Erzählungen der Dänen. Weiter über diese Insel hinaus, findet man kein bewohnbares Land, sondern alles mit undurchdringlichem Eise und ewiger Nacht bedeckt."

Allerdings ist die Siedlungskontinuität, wie später auch für Grönland, wieder abgerissen. Um so größer war die Sensation, als 1957 eine Karte auftauchte, auf der am westlichen Rand eine Insel Vinland eingezeichnet ist:



Ein Ausschnitt der Insel:



Die Beischrift lautet also: *Vunlanda (oder: Vimlanda) Insula a Byarno reperta et leipho sociis*, also: "die Insel Vinland, entdeckt durch die Gefährten Byarn und Leif". Die Karte bildete das Mittelblatt einer Lage in einer Handschrift, welche die sog. *Historia Tartarorum* enthielt, den Erlebnisbericht eines italienischen Franziskaners, der im Jahr 1245 nach Karakorum zum Mongolenkhan reiste. Die Handschrift stammt, nach Ausweis der Schrift, etwa aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Also eine spätere Abschrift eines älteren Textes, wie das in der Überlieferung antiker und mittelalterlicher Texte gang und gäbe ist. Die Schrift auf der Karte stimmt mit der Schrift des Textes überein. Ob sie bereits zum Bestand des 13. Jahrhunderts gehörte oder vom Abschreiber des 15. Jahrhunderts hinzugefügt wurde, ist für unsere Fragestellung ohne Bedeutung, solange wir vor 1492 bleiben.

Die Karte taucht erstmals 1957 auf. Ein amerikanischer Antiquitätenhändler erwirbt sie für 3500 \$ und versucht, sie gewinnbringend weiterzuverkaufen – wie das seine normale Tätigkeit ist. Das British Museum in London lehnt den Ankauf ab, aber ein Sponsor der Yale-Universität in Amerika erwirbt sie 1959 – der Preis ist mittlerweile auf 1 000 000 \$ gestiegen – und schenkt sie 1964 dieser Universität. 1965 erfolgt eine wissenschaftliche Publikation über die Karte, 1966 eine internationale Tagung, 1967 wird sie in Europa ausgestellt.

Um diese Zeit tauchen Zweifel an der Echtheit der Karte auf, die bis heute nicht verstummt sind. Die Angelegenheit ist nicht ohne transatlantische Pikanterie, denn entweder hat das British Museum sich ein sensationelles Stück durch die Lappen gehen lassen, das dann nach Amerika ging, oder Yale ist einer Fälschung aufgesessen, deren Obskurität man in London erkannt und deshalb den Kauf abgelehnt hat.

Ich will die Auseinandersetzung nicht im einzelnen vorführen – wenn Sie das interessiert, verweise ich sie auf das entsprechende Kapitel in meiner Vorlesung "Urkundenfälschung". Die naturwissenschaftliche Untersuchung geht aus wie das Hornberger Schießen, d.h. weder die Echtheit noch die Unechtheit der Karte läßt sich beweisen. Es gibt aber einige ernstzunehmende paläographische Einwände gegen die Echtheit der Karte.

Abgesehen davon stellt sich aber noch die Frage: wenn die Karte nicht echt ist, wer ist der Fälscher? Und wann hat er seine Arbeit getan? Für den Zeitraum ergibt sich naturwissenschaftlich ein terminus post quem 1920, als terminus ante quem 1959, als der Yale-Sponsor sie erwarb. Aber wer ist der Fälscher?

Als eifrige Zuschauer von Fernsehkrimis wissen Sie, daß der Kommissar immer drei Beweise verlangt: Gelegenheit, Mittel und Motiv. Die Gelegenheit bildet das Auftauchen der bisher unbekannteren Handschrift der *Historia Tartarorum*, als Kriegsbeute aus dem 1.

Weltkrieg oder wie auch immer. Die Mittel sind schon schwieriger zu erlangen, denn sie setzen eine wissenschaftliche Ausbildung im Bereich der Geschichte, genauer: im Bereich der Historischen Hilfswissenschaften voraus: ohne Kenntnisse der historischen Geographie und der Paläographie war die Karte nicht zu erstellen.

Beim Motiv wird es schon wieder schwieriger: reine Geldgier oder Konkurrenzdenken zwischen England und Amerika? Ein Autor – John O. E. Clark, von dem ich nicht herausfinden konnte, ob Engländer oder Amerikaner ist – hat eine noch kuriosere Idee; er schreibt: "Unter Verdacht steht der deutsche Jesuit (und Kartograph) Josef Fischer. Er soll die Karte als Reaktion auf die NS-Politik gegenüber der katholischen Kirche in den 1930er-Jahren gefälscht haben, um anzudeuten, das Christentum sei mit den (von den Nazis geschätzten) Wikingern in die Neue Welt gelangt."

Das eigentlich Witzige an der ganzen Story ist aber, daß die Fälschung, wenn sie denn erfolgt ist, gar nicht nötig gewesen wäre. Von 1961 an wurden nämlich in einem Ort namens L'Anse aux Meadows in Neufundland Überreste ergraben, die heute allgemein als von den Wikingern herstammend anerkannt sind. Hier eine archäologische Karte der Ausgrabungsstätte:



Mittlerweile wurde diese Überreste dendrochronologisch auf das Jahr 1021 datiert.

Freilich ist die Siedlungskontinuität schon sehr bald wieder abgebrochen. Wahrscheinlich ging es den Wikingern so wie anderen europäischen Siedlern im 16. und 17. Jahrhundert, die im Herbst ankamen und feststellten, daß sie sich mühelos vom Fischfang ernähren konnten – nur daß diese Nahrungsquelle im Winter versiegte und die Siedler verhungerten. Es handelt sich bei diesen Fischen z.B. um die Lachse, die zum Laichen die Flüsse hinaufschwimmen und dann sterben. Die Landung der Wikinger in Nordamerika blieb also ohne geschichtliche Folgen, ganz im Gegenteil zu derjenigen des Kolumbus.

Auf der Vinlandkarte ist auch die Insel des heiligen Brendan eingezeichnet; auch er ist ein Kandidat für das *predescubrimineto*. Es hat ihn wirklich gegeben, denn er war ein irischer Abt, der von ca. 490 bis ca. 570 gelebt und etliche Reisen zur See unternommen hat, so nach Schottland, in die Bretagne, auf die Orkney- und die Shetlandinseln und vielleicht auch auf die Färöer. Im westlichen Irland hat er etliche Klöster gegründet.

Der Bericht über seine Reise nach Westen ist aber ganz legendenhaft: der Abt fährt von Insel zu Insel, wobei es z.B. die Insel der Schafe gibt, die Insel der Vögel, auch eine Insel, die sich dann als Walfisch erweist (wie bei Sindbad dem Seefahrer). Auf einer Insel trifft er auf Judas Iskarioth, der dort Buße tut; schließlich erreicht er die Insel, die als *terra repromissionis*, also als das "Land der Verheißung" bezeichnet wird. Auf all diesen Inseln begegnen ihm Personen, die ihm in göttlichem Auftrag erklären, was dort los ist. Nachdem er die letzte Insel, das Land der Verheißung erreicht hat, fährt er

wieder nach Hause und stirbt. Der Text ist in seinem salbungsvoll-legendenhaften Ton schwer erträglich, war aber sehr beliebt und ist z.B. im 15. Jahrhundert gleich dreimal ins Deutsche übersetzt worden. Irgendeine Navigationshilfe bietet er nicht; als Beweis oder auch nur Hinweis auf eine tatsächlich unternommene Reise kann er eigentlich nur von denen in Anspruch genommen werden, die ihn nicht selbst gelesen haben.

Trotzdem hat ein Herr namens Timothy Severin von etwa vier Jahrzehnten diese Reise mit einem "Originalboot" nachvollzogen, also einem Boot, das er nach den Angaben in der Reisebeschreibung hat bauen lassen. Dort heißt es allerdings nur: "Sie bauten ein Boot aus hölzernen Spanten, bedeckten es mit harzgetränkten Ochsenfellen und verschmierten die Verbindungen zwischen den Fellen mit Fett." Das Ergebnis von Herrn Severin sah so aus:



oder in Aktion:



Das Boot hieß natürlich "Brendan", war 11 m lang, mit 49 Ochsenhäuten bespannt und erwies sich als so seetüchtig, daß eine fünfköpfige Crew damit zunächst im Sommer 1976 von Irland nach Island und dann im Sommer 1977 von Island nach Neufundland fahren konnte. Also die typische "experimentelle Archäologie", die allerdings nur beweist, daß eine solche Fahrt prinzipiell möglich ist, nicht aber – und das ist der typische Denkfehler –, daß sie auch tatsächlich erfolgt ist. Und selbst wenn es eine solche Fahrt in historischer Zeit gegeben hat, hat sie keine Spuren in Amerika hinterlassen. Der kühne Seefahrer hat sein Unternehmen selbst beschrieben; Sie finden den Titel des Buches im Literaturverzeichnis.

Dann wird behauptet, daß der Venezianer Niccolò Zeno 1380 eine Reise nach Amerika unternommen habe. Ich habe diese Nachricht, die ich in einer Rundfunksendung gehört habe, allerdings nicht verifizieren können; vielleicht gelingt das ja jemandem von Ihnen. Das gleiche hat, ebenfalls im Fernsehen, eine spanische Adlige für einen ihrer Vorfahren behauptet und darüber lamentiert, die Forschung ignoriere die Belege in ihrem Familienarchiv; auch das habe ich nicht näher nachvollziehen können.

In der Reihe der Völker, die Amerika vor den Europäern entdeckt haben, dürfen selbstverständlich die Chinesen nicht fehlen. Der Verbreiter dieser These ist der Amerikaner Gavin Menzies. Menzies ist ein pensionierter Offizier der US-Kriegsmarine. Das ist wichtig, denn immer wenn ihm die Argumente ausgehen, beruft er sich auf seine Erfahrung als U-Boot-Kommandant. Der chinesische Entdecker Amerikas war nach Menzies der Admiral Zheng He, der bis 1421 das chinesische Meer befuhr, wie uns der Historiograph Ma Huan berichtet.

Den Ausgangspunkt von Menzies' Überlegungen bildet eine Gedenktafel des Admirals, auf der er angibt, er sei im Laufe seines Lebens 100000 Meilen zur See gefahren.



Menzies errechnet nun, daß man diese 100000 Meilen im chinesischen Meer nicht zusammenbekomme, da sie länger seien als der Erdumfang. Folglich müsse Zheng He die Erde umrundet und dabei auch nach Amerika gekommen sein.

Die Expedition begann im Jahre 1421. In diesem Jahre wurde am 2. Februar die neuerbaute Hauptstadt Peking eingeweiht; am 3. März brach die Flotte auf. (Das erinnert beiläufig an die Situation von 1492, als Königin Isabella unter dem Eindruck der Eroberung Granadas den Vertrag mit Kolumbus abschloß.) Die Flotte unter Leitung des Admirals fährt zunächst bis Malakka, dort kehrt er selbst um und reist mit einem Teil der Schiffe nach China zurück, wo er im November 1421 eintrifft und eine völlig veränderte politische Situation vorfindet, doch dazu später. Der Rest der Flotte fährt von Malakka aus weiter nach Kalikut, also dem heutigen Kalkutta in Indien.

Der Aufenthalt in Kalikut wird später noch wichtig, denn dort lebt um die gleiche Zeit ein venezianischer Abenteurer namens Niccolò da Conti. Dieser war zum Islam konvertiert, um den Orient bereisen zu können, was er auch ausgiebig tat, wie er selbst berichtet. In den 1430er Jahren kehrte er nicht nur nach Italien, sondern auch in den Schoß der christlichen Kirche zurück, wobei der Papst selbst ihm die Wiederaufnahme gewährte. Orientexperten waren damals, im Vorfeld der osmanischen Eroberung Konstantinopels, gefragt.

Aber zurück zur chinesischen Expedition. In Kalikut enden die chinesischen Quellen, nicht aber die Darstellung Menzies. Die Restflotte machte sich nun, so hören wir, in vier Einzelgeschwadern unter der Leitung der Vizeadmirale Hong Bao, Zhou Man, Zhou Wen und Yang Qing zur Erforschung und Kartierung der Welt auf. Die Reise führt um das Kap der Guten Hoffnung herum nach Westen. Hong Bao, Zhou Man und Yang Qing fahren über den Atlantik zu den Falklandinseln und durchqueren die Magelhan-Straße. Von dort fährt Zhou Man direkt westlich weiter bis nach China. Hong Bao fährt zur Antarktis und dann in östlicher Richtung weiter nach Australien, Yang Qin folgt der Westküste Amerikas nach Norden. Hong Bao bleibt im Atlantik und fährt an der Ostküste Südamerikas nach Norden. Er besucht die Karibik, fährt westlich um Grönland herum und kommt dann durch das Polarmeer wieder in den Pazifik zurück nach China.

Verlässliche Quellenbelege dafür gibt es, wie gesagt nicht. Menzies läßt die Schiffe ganz einfach den Meeresströmungen folgen. Nun wissen wir, seitdem im Januar 1992 der berühmte Container mit den Quietschenten aus Plastik in den Ozean gefallen ist, daß man mit diesen Strömungen tatsächlich um die ganze Welt reist, aber diese Reise findet zumindest teilweise tief unter dem Meeresspiegel statt – was den ehemaligen U-Boot-Kommandanten vielleicht nicht gestört hätte, wohl aber den chinesischen Schiffen schlecht bekom-

men wäre. Vollends die Reise durch das damals noch zuverlässig vereiste Polarmeer ist gänzlich abwegig.

Wenn aber diese Fahrten – trotz aller Unwahrscheinlichkeit – doch stattgefunden haben: wo sind dann die Karten, deren Erstellung doch der eigentliche Reisezweck war? Auch dafür hat Menzies eine Erklärung. Schon als Zheng He im November 1421 nach Peking zurückkehrte, erlebte er eine unangenehme Überraschung, und späteren rückkehrenden Flotten erging es ebenso: am 6. Mai 1421 kam es in Peking zu einem Großbrand, der den aus Holz gebauten kaiserlichen Palast vollständig zerstörte. Dies führte zu einem Regierungs- und Politikwechsel, denn jetzt beginnt die Abschließung Chinas gegenüber der restlichen Welt, die dann erst durch die europäische Kolonialpolitik des 19. Jahrhunderts aufgebrochen wurde. Die Informationen über die Außenwelt waren also unerwünscht und wurden möglichst vernichtet.

Wie gründlich dies geschah, sei dahingestellt. Jedenfalls gab es, nach Menzies, in Kalikut entweder die Möglichkeit, die Karte einzusehen, oder eine Kopie davon. Ein Druck von 1628 eines Herrn Wu Pei Chi enthält eine Meereskarte, die die Küste bis Sofala gegenüber Madagaskar abbildet. Warum nicht auch andere Karten?

Der Venezianer Fra Mauro macht auf seiner 1459 erschienenen Afrika-Karte die Bemerkung, ein (von ihm nicht namentlich genannter) Zeuge habe ihm berichtet, es seien von Osten her Schiffe um das Kap der Guten Hoffnung herumgefahren, in den Atlantik vorgestoßen, aber nach 40 Tagen wieder zurückgefahren. Dieser anonyme Zeuge muß nach Menzies Niccolò da Conti gewesen sein, da wir sonst keine Nachrichten über Venezianer im Mittleren Orient besitzen. Dieses Argument *ex silentio* brauche ich nicht näher zu kommentieren. Niccolò Conti hat dem Fra Mauro seine 1420 in Kalikut kopierte Karte der Chinesen gezeigt und ihm von deren Fahrt erzählt. Von dieser Karte, so Menzies weiter, besaß Kolumbus eine Kopie. Diese Kopie wiederum habe ein Seemann bei sich gehabt, dessen Schiff die Osmanen kaperten, so daß die Information auf der berühmten islamischen Karte des Admirals Piri Reis von 1513 abgebildet werden konnte.

Menzies Buch ist ein gutes Beispiel dafür, wie man Geschichtswissenschaft nicht betreiben soll: von einer anfänglichen Idee aus wird nach dem Prinzip "so muß es gewesen sein" eine Argumentationskette aufgebaut, deren einzelne Glieder durchaus zutreffen können, die aber fehlerhaft verknüpft sind und insgesamt zu nicht haltbaren Ergebnissen führen.

Die letzten Glieder der Argumentationskette haben uns zu Kolumbus zurückgeführt, der ja eine Karte besessen haben soll, aus der die Existenz Amerikas bereits hervorging. Dadurch sei seine Hartnäckigkeit bei der Verfolgung seines Planes zu erklären. Andere Überlegungen gehen dahin, daß er zuvor schon einmal in Amerika gelandet oder dieses wenigstens aus der Ferne gesehen habe. Aus dieser Vorkenntnis sei auch seine überraschend weit südlich verlaufende Routenwahl zu erklären. Irgendwelche konkreten Belege für ein solches *predescubrimiento* gibt es aber nicht.

Ein kleiner Schlenker in diesem Zusammenhang betrifft Brasilien. Wir konnten ja nicht erklären, warum im Vertrag von Tordesillas die Grenzlinie zwischen der spanischen und der portugiesischen Sphäre gegenüber der päpstlichen Festlegung nach Westen verschoben wurde, obwohl die bereits entdeckten Länder davon gar nicht betroffen waren. Hier gibt es die These, die Portugiesen hätten von der Existenz Brasiliens und seiner geographischen Lage bereits Kenntnis gehabt, dies aber geheimgehalten. Ob es diese *politica de sigillo*, diese Politik der Verschwiegenheit, wirklich gegeben hat, ist völlig unklar.

In dieselbe Kerbe schlägt, freilich im Nachhinein 1534, auch der Biograph des Kolumbus, sein Sohn Hernando Colón. Er berichtet im 11. Kapitel zunächst, wie Kolumbus, der bei ihm immer *el Almirante*, der Admiral, heißt, dem portugiesischen König seinen Plan vortrug; und dann schreibt er (Luis Arranz [Hg.], Hernando Colón, Historia del Almirante [Madrid ²1984] S. 84f.): *Por lo cual dicho monarca, aconsejado del doctor Calzadilla, de quien mucho se fiaba, solvió mandar una carabela secretamente, la cual intentase lo que el Almirante le habia otrecido, pues descubriendose de tal modo dichas tieras, le parecia que no estaba obligado a tan gran premio como Colón pedia por su hallazgo.* (Deshalb beschloß jener König, auf Betreiben des Dr. Calzadilla, seines Vertrauten, heimlich eine Karavelle auszusenden, die ausprobieren sollte, was der Admiral vorgeschlagen hatte; und wenn sich so jene Gegenden entdecken ließen, wäre er nicht zu den großen Leistungen verpflichtet, die Kolumbus gefordert hatte.) *Y así, con toda brevedad y secreto, armada una carabela, fingiendo enviarla con vituallas y socorro a los que estaba en las islas de Cabo Verde, la mandó hacia donde el Almirante se habia ofrecido a ir.* (Und so wurde in aller Eile und unter Geheimhaltung eine Karavelle ausgerüstet und unter dem Vorwand, sie mit Lebensmitteln und Hilfsgütern auf die Kapverden zu schicken, dorthin ausgesandt, wohin der Admiral zu fahren angeboten hatte.) *Pero, porque a los que mandó les faltaba el saber, la constancia y la persona del Almirante, después de haber andado muchos días vagando por el mar, so volvieron a las islas de Cabo Verde, mofándose de tal empresa, y diciendo ser imposible que por aquellos mares se encontrase tierra alguna.* (Weil ihnen aber das Wissen, die Konsequenz und die Persönlichkeit des Admirals fehlte, wandten sie sich, nachdem die eine Weile hin- und hergefahren waren, zu den Kapverden zurück, machten sich lustig über einen solchen Plan und erklärten, es sei unmöglich in jenen Gewässern irgendein Land zu finden.)

Die bisher genannten Theorien hatten eines gemeinsam: sie boten uns konkrete Entdecker an, die vor Kolumbus in Amerika gewesen sein sollten. Weniger präzise ist eine andere Gruppe von Autoren. Sie verweisen auf architektonische, künstlerische oder religiöse Ähnlichkeiten zwischen der alten und der neuen Welt, die nicht zufällig entstanden sein könnten und deshalb nur durch einen früheren Kontakt erklärbar seien. An eine solche Argumentation müssen wir besonders strenge Anforderungen stellen und verlangen, daß ihre Verfechter die Möglichkeit eindeutig widerlegen, daß aus gleichen Voraussetzungen ähnliche Ergebnisse hervorgehen konnten. Um es

drastisch zu formulieren: wenn die Marsmenschen oder auch die Verwandten von ET eine Mathematik besitzen, wird auch dort $2 \times 2 = 4$ sein, ohne daß dies auf einen Kulturkontakt von uns oder zu uns zurückzuführen sein muß

Das klassische Beispiel dafür sind die Pyramiden. Vierseitige, nach oben in eine Spitze zulaufende Gebäude gibt es auch in der Alten Welt, v.a. in Ägypten. Wir sahen aber schon im 7. Kapitel, daß gerade die älteste lateinamerikanische Pyramide, diejenige von La Venta, rund ist und die Form erst später zum vierseitigen Bau stilisiert wurde. Auch auf die unterschiedliche Funktion habe ich hingewiesen. Ein beliebtes Motiv ist selbstverständlich Quetzalcoatl, der als Kulturbringer von jenseits des Ozeans in Anspruch genommen wird. Beiläufig fällt auf, daß es in all diesen Theorien immer die Alte Welt – ob Europa oder Asien – ist, die die Errungenschaften nach Lateinamerika bringt, niemals umgekehrt, so daß man fast schon von Rassismus sprechen muß. Wäre es nicht auch denkbar, daß die Baumeister der Ägypter eigentlich Mayas waren, die ihre Architektonischen Kenntnisse in die Alte Welt vermittelten? Auch das folgende Argumentationsmuster: bereits die ältesten Kunstwerke etc., die wir aus Lateinamerika kennen, stünden auf einem so hohen Niveau, daß sich die Kunst nicht im Lande habe entwickeln können, denn dann müßten ja primitivere Vorläufer überliefert sein. Da dies nicht der Fall sei, müsse es sich um Kulturimport handeln. Angesichts der massiven Quellenverluste und der gezielten Zerstörung durch die Europäer erledigt sich diese Argumentation von selbst. Und außerdem: ist es nicht denkbar, daß etwa die Stelen der Maya zunächst aus Holz bestanden (folglich nicht überliefert sind) und man erst im Laufe der Zeit zu steinernen Denkmälern überging, die somit ganz selbstverständlich schon auf einem höheren Niveau einsetzen?

Von diesem Denkfehler – Techniken von hohem Niveau müßten von außerhalb gekommen sein – geht auch eine weitere Theorie aus, die jüngst Hans Giffhorn in Fernsehsendungen und Büchern verbreitet. In den peruanischen Anden lebte das Volk der *Chachapoya*,



das durch seine Gewohnheit, Tote zu mumifizieren und an möglichst unzugänglichen Stellen in den Bergen zu bestatten einiges Aufsehen erregt hat. Die Chachapoya haben den Inka im 15. Jahrhundert besonders lange Widerstand geleistet, ehe sie besiegt und teilweise deportiert wurden. Im Zentrum des Chachapoya-Gebietes liegt die Steinfestung *Kuelap*, die 580 x 110 m groß und von einer bis zu 21 m hohen Mauer umgeben ist. Im Innern gibt es ca. 300 runde Steinhäuser bzw. die Grundmauern davon. Manche bezeichnen sie als das "Machu Picchu des Nordens". Als Erbauungsdatum wird die Zeit von 500 – 800 n. Chr. angegeben.

Hans Giffhorn argumentiert nun, eine solche Leistung sei den umwohnenden Indianerstämmen nicht zuzutrauen; deshalb müsse die Festung von einem eingewanderten Volk erbaut worden sein,

und dieses Volk müsse aus Europa stammen. Und zwar seien die Urväter der Chachapoya im 3. vorchristlichen Jahrhundert aus Karthago eingewandert, nachdem dieses im 3. Punischen Krieg von den Römern erobert und zerstört worden war. Entsprechend heißt das Buch "Wurde Amerika in der Antike entdeckt? Karthager, Kelten und das Rätsel der Chachapoya" (München 2003). Der Autor ist kein Historiker und auch kein Archäologe, sondern bezeichnet sich als "Kommunikationswissenschaftler" oder als "Kulturwissenschaftler" und nimmt für sich in Anspruch, eine umfassendere Perspektive zu haben als die Fachwissenschaftler.

Die übriggebliebenen karthagischen Krieger seien zunächst nach Mallorca gefahren, hätten dort eine Gruppe karthagischer Soldner aufgenommen, ebenso in Nordwestspanien eine Gruppe der dortigen Keltiberer und hätten dann auf derselben Route wie später Cabral den Atlantik überquert, um schließlich in Recife zu landen. Von dort seien sie nordwestlich der Küste entlang zur Mündung des Amazonas gerudert, wo sie in Ingá eine Inschrift in einen Stein meißelten (ich komme auf ihn noch zurück), um dann über den Amazonas bis in die Anden zu fahren, wo sie sich schließlich bei Kuelap niederließen.

Als Beweise für die Anwesenheit der Karthager und Keltiberer in den Anden nennt der Autor: 1. es gibt dort gelegentlich Einheimische mit heller Haut und blonden Haaren; 2. bei einigen Mumien wurden Knochenveränderungen festgestellt, die auf Tuberkulose zurückgeführt werden können; 3. es gibt Abbildungen von Köpfen, die geweiartigen Schmuck tragen; 4. es wurde eine Axt aus Metall gefunden.

Zum 1. "Beweis": helle Haut und blonde Haare können auch von Vätern stammen, die nach Kolumbus nach Amerika gekommen sind, oder auch durch spontane Mutation entstanden sein; man muß kein Gen postulieren, das sich über zweitausend Jahre lang dominant vererbt hat.

2. der Autor argumentiert, Tuberkulose komme nur im Zusammenhang mit Rinderzucht vor. In vorkolumbischer Zeit gab es aber keine Rinder in Lateinamerika. Folglich müsse das Bazillus bereits in vorkolumbischer Zeit eingeschleppt worden sein. Die Möglichkeit einer spontanen Mutation erörtert er nicht.

3. die Ähnlichkeit des Kopfschmuckes



(Chachapoya links, keltisch rechts) ist mehr als oberflächlich, und daß es in Lateinamerika die unterschiedlichsten Formen des Kopfschmuckes gab, haben wir ja zur Genüge gesehen.

4. die Metallaxt



stammt aus einer Raubgrabung, wurde von dem Ausgräber weiterverkauft und erst vom Erben des Käufers der Forschung zugänglich gemacht. Es gibt also keine zuverlässigen Nachrichten über den

Fundort. Der Stiel der Axt wird dendrochronologisch auf die Zeit um 500 datiert; das sagt aber nichts darüber aus, wann er mit dem Kopf verbunden wurde. Es spricht also alles dafür, daß sie aus nachkolumbischer Zeit stammt und/oder eine Fälschung ist.

Außerdem ist ein einziger Fund ein bißchen wenig. Das ist auch Hans Giffhorn bewußt, und so fügt er hinzu (S. 130f.): "Uns ... kommt hingegen manchmal der Gedanke, daß diese Axt vielleicht gar nichts Einzigartiges ist. Vielleicht wurden schon längst Artefakte gefunden, die antike transatlantische Kontakte noch überzeugender belegen können. Nur weiß die Öffentlichkeit bisher nichts davon, weil das bis heute verhindert wurde. ... Und mehrfach, auch in Europa, erlebten wir, daß junge Wissenschaftler zunächst fasziniert von unseren Fragestellungen waren und mitarbeiten wollten – und dann irgendwann abrupt die Kommunikation abbrachen. Wir konnten uns das nur so erklären, daß der jeweilige Lehrstuhlinhaber einen Riegel vorgeschoben hatte." Durch eine solche Verschwörungstheorie ist nun die Grenze wissenschaftlicher Argumentation eindeutig überschritten.

Nun stellt sich noch die Frage, warum die heimatlosen Karthager ausgerechnet nach Amerika geflohen sein sollen. Dahinter steht etwas, was Ähnlichkeit mit der angeblich *politica de sigilo* der Portugiesen hat: es gibt antike Berichte, die aus zweiter Hand überliefert sind, über Fahrten der Phönizier auf den Atlantik. Dort seien sie auf eine unbekannte Insel gestoßen. Man geht allgemein davon aus, daß es sich um die kanarischen Inseln handelte. Die Insel wird als geradezu paradiesisch beschrieben, mit fruchtbaren Ebenen, reichem Wildbestand, großen Flüssen usw. Damit könnten aber, so Hans Giffhorn, nicht die kargen Kanaren gemeint sein, sondern es müsse sich um Brasilien handeln. Giffhorn übersieht, daß die Inselbeschreibung völlig topisch ist; es gibt vergleichbare Beschreibungen mit nahezu identischem Wortlaut für viele andere Länder, so etwa Spanien (durch Isidor von Sevilla), England (Beda Venerabilis) oder auch Bayern (Arbeo von Freising).

Jetzt wollen wir noch einen kurzen Blick auf die *Pedra do Ingá* werfen, den nach Giffhorn die Karthager an der Mündung des Amazonas gemeißelt haben:



Eine 50 m lange und 3 m hohe Fläche ist mit Zeichnungen, oder besser gesagt, Einritzungen versehen, in denen Giffhorn keltiberische Schriftzeichen entdeckt haben will:



Bei näherer Betrachtung erweisen sich die "Schriftzeichen" als Bestandteile weitläufiger Ornamente, die, wie Sie am vermeintlichen Psi oder Phi sehen, auch in sich mehrfach wiederholt sind:



Zudem sind die graphischen Symbole so allgemein (Kreis, Zackenlinie usw.), daß man, wenn man sie als Buchstaben anerkennt, ohne weiteres beweisen könnte, daß die Phönizier auch auf dem Mond waren, denn auch dort gibt es Kreise mit Punkt darin.

Insgesamt kann Giffhorn also nur eine Serie von Vermutungen und Spekulationen vorweisen, aber keinen einzigen belastbaren Beweis. Das sei aber, so belehrt er uns, eher ein Vorteil, denn wenn sich in einer Beweiskette auch nur ein Beweisstück als gefälscht herausstelle, breche die ganze Beweiskette zusammen; bei Vermutungen bestehe diese Gefahr nicht.

Ein weiteres Beispiel für solche Schlüsse nach dem Schema "es ist so ähnlich, es kann nicht unabhängig voneinander entstanden sein" ist das Buch von Pierre Honoré, Ich fand den Weißen Gott (Frankfurt/Main 1961). Der "weiße Gott" ist selbstverständlich der aus Europa kommende Quetzalcoatl oder eine vergleichbare Gestalt, der bei Honoré nicht nur weiß, sondern immer auch bärtig ist. Ein Beispiel für seine Arbeitsweise zeigt folgende Abbildung aus seinem Buch:



Den in der Bildlegende erwähnten Bart kann ich beim besten Willen nicht erkennen. Auf S. 59 geht es um die Ähnlichkeit der Panflöte in Griechenland und in den Anden: "Die Inka hatten dieselbe Panflöte ... sie gleicht so haargenau dieser griechischen Syrinx, daß sie nur aus der Alten Welt stammen kann." Dazu folgende Abbildung:



Mitunter – hier allerdings nicht – ist das entsprechende Pendant aus der Alten Welt gegenüber gestellt.

Nur beweist dies leider gar nichts. Die Panflöte ist bekanntlich das technisch primitivste Blasinstrument, das für jeden Ton eine eigene, nicht veränderbare Pfeife verwendet und diese Pfeifen nebeneinander aufreht, um Melodien spielen zu können. Dieses Design folgt zwingend aus der technischen Notwendigkeit und ist daher in allen Kulturen identisch. Als Beweis für eine zivilisatorische Abhängigkeit ist die Panflöte völlig ungeeignet.

Das 6. Kapitel ist überschrieben: "Der Weiße Gott schrieb kretisch". Der Autor findet Ähnlichkeiten zwischen den Hieroglyphen der Maya und den kretisch-minoischen Linear-A-Buchstaben – was nicht weiter verwunderlich ist, denn beide gingen aus einer Bilderschrift hervor. Er will sogar eine Ähnlichkeit in der Reihenfolge der Buchstaben im Alphabet finden, übersieht dabei aber, daß Bischof Diego de Landa, an dessen Alphabet er sich orientiert, die europäische Reihenfolge der Buchstaben verwendet hat, so daß sich das Argument als Zirkelschluß erweist. Allerdings muß der Autor einräumen, daß Linear A noch gar nicht entziffert ist, so daß eventuelle Lautgleichungen fraglich bleiben. Dies hindert ihn aber nicht an der noch kühneren Hypothese, vielleicht seien die Maya-Inschriften ja gar nicht in der einheimischen Sprache, sondern auf Kretisch verfaßt, als heilige,

dem profanen Volk nicht zugängliche Priestersprache. Weitere, durch "Ähnlichkeiten" bewiesene Kontakte stellt er zu den ostasiatischen Kulturen her; so sollen von 300 bis 1200 buddhistische Händler in Lateinamerika gewesen sein.

Das Buch enthält die für viele halbpopläre Arbeiten typische logische Rückkoppelung: was auf S. 100 als bloße Möglichkeit dargestellt ist, erscheint auf S. 200 als wahrscheinlich und ist auf S. 300 bewiesene Voraussetzung weiterer Schlüsse. Insgesamt ist das Buch durchaus spannend zu lesen, auch deshalb, weil der Autor mit den spätesten Kulturen, Azteken und Inka, beginnt und so immer wieder eine ältere Hochkultur ermitteln kann: von den Azteken über die Maya nach Teotihuacan bis zu den Olmeken, in Südamerika analog. In der Schlußpointe ist es dann tatsächlich ein Kreter, der um 1500 v. Chr. nach Lateinamerika kam und dort die Kenntnisse der minoischen Kultur mit bronzezeitlichem Standard verbreitete. Das Datum ergibt sich daraus, daß danach in der Alten Welt selbst die kretische Kultur zusammenbrach. Wie dieser Kulturheros allerdings den Atlantik überquert hat, erfahren wir nicht. Und im übrigen gab es schon in der Antike das geflügelte Wort: "Alle Kreter lügen."

Hier setzt dann das ein, was man heute gerne "Archäologie im Experiment" oder so ähnlich nennt: der Versuch, den Atlantik oder Pazifik mit Fahrzeugen zu überqueren, die nach dem Muster der vorgeschichtlichen Schiffe oder Flöße gebaut sind; ich habe im Zusammenhang mit der Reise des heiligen Brendan schon darüber gesprochen. Am bekanntesten ist dabei wohl der Norweger Thor Heyerdahl, der auf einem Balsaholzfloß von Südamerika aus nach Tahiti fuhr und tatsächlich ankam. Ein Herr namens Hannes Lindemann soll den Atlantik auf einem Neger-Einbaum von Afrika aus überquert haben. Weitere Experimente betrafen die Hochseetüchtigkeit ägyptischer Papyrusboote. Das ist alles gut und schön, aber hier setzt wieder der logische Denkfehler ein: daß eine solche Fahrt möglich ist, beweist noch lange nicht, daß sie auch stattgefunden hat.

Wir haben zu Anfang des Kapitels die Frage gestellt, ob das Christentum wirklich erst mit Kolumbus nach Amerika gekommen ist. Dazu gibt für Nordamerika eine bis heute wirksame abweichende Theorie, nämlich diejenige der Mormonen oder "Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage". Deren Lehre wird historisch erstmals faßbar im Jahre 1830, als Joseph Smith in Palmyra im Staate New York das Buch Mormon herausgab. Hier die deutsche Übersetzung:



Er selbst berichtet, wie ihm in einer Vision ein Engel erschien und ihn anleitete, wie er das Buch, das auf goldenen Platten niedergeschrieben war, entdecken konnte und wie er es mit Hilfe zweier magischer Steine ins Englische übersetzte. Anschließend habe er das Original an den Engel zurückgegeben.

Das Buch berichtet in zwei Teilen zunächst von dem Propheten Lehi, der rechtzeitig vor der Eroberung Jerusalems durch die Babylonier mit seiner Familie die Stadt verläßt. Sein Sohn Nephi baut auf göttliches Geheiß ein Schiff, auf dem die Gruppe in ein verheiß-

nes Land segelt. Dort – will sagen: in Amerika – treffen sie auf eine weitere jüdische Gruppe, die etwas später ebenfalls ausgewandert ist. Dann werden die weiteren Schicksale dieses Volkes geschildert.

Höhepunkt des Berichtes ist ein Besuch des auferstandenen Christus, der die Bergpredigt wiederholt und ein zweites Mal das Abendmahl stiftet. Um 400 nach Christus erstellen dann der Prophet Mormon und sein Sohn Moroni die heutige Fassung zusammen, die, wie schon erwähnt, noch einmal 1400 Jahre später Joseph Smith geoffenbart werden. Das gesamte Buch Mormon ist wie die Bibel in einzelne Bücher, diese in Kapitel und Verse, unterteilt. die Bücher sind:

- Das erste Buch Nephi
- Das zweite Buch Nephi
- Das Buch Jakob
- Das Buch Enos
- Das Buch Jarom
- Das Buch Omni
- Die Worte Mormons
- Das Buch Mosia
- Das Buch Alma
- Das Buch Helaman
- Dritter Nephi
- Vierter Nephi
- Das Buch Mormon
- Das Buch Ether
- Das Buch Moroni

Über die Wahrheit oder Fiktivität des Buches Mormon habe ich als Historiker selbstverständlich nicht zu urteilen. Als abändernde Weiterführung der Bibel wird es von den christlichen Kirchen abgelehnt; auch verweisen diese darauf, daß es z.B. Pferde, das Rad und den Stahl erwähnt, die es vor Ankunft der Spanier in Amerika nicht gegeben habe. Der Gedanke, daß ein Teil der nach Babylonien deportierten Juden nicht ins Heilige Land zurückgekehrt seien, ist bereits mittelalterlich und war den Conquistadoren geläufig; man sprach von "verlorenen Stämmen Israels". Irgendeine Beziehung zwischen der Lehre der Mormonen und den religiösen Vorstellungen der vorkolumbischen Völker in Mittel- und Südamerika läßt sich nicht herstellen.

19. KAPITEL: CORTÉS UND MÉXICO

VERLASSEN WIR JETZT ABER die Phase der Entdeckung Amerikas und wenden wir uns der Phase der eigentlichen Conquista zu, die übrigens gelegentlich auch heute noch mit dem altertümelnden und zugleich beschönigenden Ausdruck "Landnahme" bezeichnet wird. Wir beschränken unsere ausführliche Darstellung dabei, wie schon angekündigt, im wesentlichen auf die beiden spektakulärsten

Ereignisse, die Eroberung des Aztekenreiches durch Cortés und diejenige des Inkareiches durch Pizarro und Almagro.

Hernán Cortés ist 1485 geboren, angeblich am selben Tag wie Martin Luther; das ist natürlich spätere Stilisierung im Sinne der Gegenreformation: Cortés habe dem wahren Glauben den Verlust an Seelen wieder ersetzt, den der Reformator verursacht habe. Cortés war ein Hidalgo, stammte also aus dem niederen und in der Regel wenig begüterten Adel. (Hidalgo bedeutet bekanntlich soviel wie *hijo d'algo*, Sohn von jemandem, denn die Ahnenreihe war häufig der einzige Besitz, den diese Schicht vorweisen konnte.) Der junge Hernán sollte zunächst Jurist werden, hielt es aber nur zwei Jahre in den Hörsälen aus, was bei der damaligen Unterrichtsmethode sowie angesichts des gewählten Faches durchaus verständlich ist; immerhin konnte er lesen und schreiben und besaß eine gewisse Grundbildung, was nicht für alle Conquistadoren gilt. Eine erste Reisemöglichkeit in die Neue Welt soll er versäumt haben, weil er beim Fensterln erwischt wurde und anschließend mehrere Wochen nicht transportfähig war.

1504 war es aber dann soweit: er fuhr nach Hispaniola, wo er eine Landzuteilung mit dem entsprechenden Inventar an Indianern erhielt, gemäß dem System der *encomienda*, auf die ich im Zusammenhang mit Las Casas noch zu sprechen komme. 1511 schloß er sich Diego Velásquez bei der Eroberung Cubas an und wurde dessen Sekretär. Das Einvernehmen dauerte aber nicht lange; angeblich ging es wieder um eine Frau. Dennoch gelang es ihm 1519, die Leitung einer Expedition zu übernehmen, die die gegenüberliegende Festlandsküste erforschen sollte. Daß diese Expedition schließlich bis nach Mexico führte, war nicht vorgesehen und aus militärischer Sicht ein Akt flagranter Insubordination; dieser Umstand wird später noch eine Rolle spielen.

Cortés landete zunächst auf der Insel Cozumel, wo er auf zwei Personen stieß, die ihm später als Dolmetscher dienten. Es sei daran erinnert, daß seit 1492 inzwischen über 25 Jahre vergangen sind – Zeit genug, um gegenseitig die Sprache zu erlernen und um eine Generation hervorzubringen, deren Eltern beiden Sprachgruppen angehörten. Die beiden Dolmetscher waren ein Spanier namens Jerónimo de Aguilar und, noch wichtiger, eine Eingeborene, die in den Quellen unter dem Namen Marina fungiert; sie hat Cortés möglicherweise Dienste geleistet, die über das Dolmetschen weit hinausgingen, aber das war in indianischen Augen nichts Unanständiges. Hier sehen Sie sie in Tätigkeit:



Ein anderer Name für sie ist *Malinche*, und es soll heute noch im Spanischen den Ausdruck *malinchismo* geben als Bezeichnung für den Verrat am eigenen Volk.

Von der Insel setzte Cortés am Karfreitag 1519 aufs Festland über; an dieser Stelle liegt heute eine Stadt, die passenderweise den Namen Veracruz trägt. (Das muß man vielleicht etwas erläutern: Veracruz heißt ja das "wahre Kreuz". Dies bezieht sich auf Reliquien

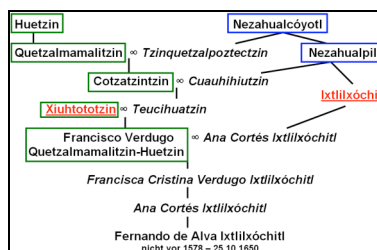
vom Kreuz Christi, bei denen man vorsichtig sein mußte, denn auf Golgatha standen ja **drei** Kreuze, von denen nur das eine, eben das "wahre Kreuz", seine heilbringenden Wirkungen entfaltete.) Von Veracruz aus sandte Cortés einen ersten Bericht an Karl V. Um die Zielrichtung des Unternehmens allen Teilnehmern unmißverständlich klarzumachen, ließ er sodann die Schiffe verbrennen und startete schließlich im August 1519 die Expedition ins Landesinnere. Diese begann gleich mit einem schockierenden Erlebnis, denn in Xocotlan stieß man auf eine Pyramide, die vollständig aus den Schädeln von Geopfertem aufgebaut war.

Wir wollen an dieser Stelle kurz innehalten und uns noch einmal fragen, woher wir über diese Vorgänge unterrichtet sind. Die wichtigsten Quellen sind folgende:

1. hat Cortés selbst über seine Unternehmung in vier Briefen aus den Jahren 1520 bis 1526 nach Spanien an Kaiser Karl V. berichtet. Daß wir in diesen Briefen **seiner** Sicht der Wahrheit erfahren, ist selbstverständlich; deshalb ist es gut, daß
2. einer seiner Gefolgsleute, Bernal Díaz del Castillo, ebenfalls seine Erlebnisse geschildert hat, und zwar mehr aus der Sicht des Untergebenen als aus der des Kommandanten. Díaz rückt mit dieser *Historia Verdadera de la Conquista* ganz bewußt auch die Biographie zurecht, die
3. der Kaplan des Cortés namens López de Gómara verfaßt hat. Der Kaplan war allerdings nie in Amerika, sondern stützt sich auf die Angaben Cortés' selbst und anderer Gewährsleute, wobei er seinen Chef natürlich in entsprechendem Licht zeichnet. Als Gegenstück wäre
4. noch die Darstellung bei Las Casas zu nennen, die den genau entgegengesetzten Standpunkt einnimmt.

Ergänzend können wir noch die späteren Darstellungen etwa bei Sahagún, Durán oder Ixtlilxóchitl heranziehen.

Auf letzteren möchte ich an dieser Stelle etwas näher eingehen, weil Sie jetzt die Informationen besitzen, die Ihnen im 6. Kapitel, als wir allgemein über die Quellen sprachen, noch fehlten. Der Autor stammt über die Vorfahren seiner Großmutter zum einen von der Lokaldynastie von Teotihuacan ab, zum anderen von den Herrschern von Tetzaco, also des zweiten Partners des Aztekischen Dreibundes:



Sie erinnern sich, daß Motecuzoma II. 1519 in die Erbfolge von Tetzaco eingriff und seinen Kandidaten Cacama, der sein Schwiegersohn war, durchdrückte. Der auf der Folie hervorgehobene Urgroßvater Ixtlilxóchitl war einer der Söhne Nezahualpillis, die auf diese Weise verdrängt wurden. Der Urgroßvater aus der anderen Linie

Xiuhtototzin trat schon vor dem Untergang des Aztekischen Reiches zu den Spaniern über und kam in der gleich zu schildernden berühmten *noche triste* an der Seite der Spanier ums Leben. Wir haben also von unserem Autor keine uneingeschränkt tenochtitlanfreundliche Darstellung zu erwarten. Mutter und Großmutter des Autors waren dann mit eingewanderten Spaniern verheiratet; so kommt der spanisch-indianische Mischname zustande.

Ixtlilxóchitl hat eine ganze Reihe von historischen Werken geschrieben, darunter eine *Sumaria relación de todas las cosas que han sucedido en la Nueva España ...*, ein *Compendio histórico del reino de Texcoco* sowie am umfangreichsten eine *Historia de la nación Chichimeca*, aus der ich gleich zitieren werde. Wir können hier keine ausführliche Quellenkritik betreiben, dürfen aber unterstellen, daß er auch auf eine mündliche Familientradition zurückgreifen konnte. Auf der anderen Seite ist aber auch eine europäische Überformung zu erkennen, so etwa, wenn er bei bestimmten Daten lange vor der Conquista auch den regierenden spanischen König und den Papst nennt. Auch seine Einteilung der Geschichte in vier Reiche:

1. *Atonatiuh* = Wassersonne;
2. *Tlalchitonatiuh* = Erdsonne, die Zeit der Giganten, die mit dem wahrlich gigantischen Wort *quinametintzocuilhicxime* bezeichnet werden;
3. *Ecatonatiuh* = Luftsonne, die Zeit der Olmeken und Xicalancas;
4. *Tletonatiuh* = Feuersonne, die Jetztzeit

– auch diese Einteilung erinnert neben der mexikanischen Theorie der "fünf Sonnen" auch an die abendländische Einteilung der Geschichte in die vier Weltreiche der Assyrer, Perser, Griechen und Römer, wie er die Zerstörung von Cholula auch mit derjenigen des Turms zu Babel vergleicht.

Zurück zur Eroberung Mexicos. Motecuzoma erhielt selbstverständlich sofort Nachricht von der Ankunft der Spanier, und zwar nicht nur verbal, sondern auch durch Bilder, die professionelle Schnellzeichner anfertigten. Über die Reaktion des Herrschers berichtet Ixtlilxóchitl im 80. Kapitel der *Historia Chichimeca* wie folgt: ... *fue grande la confusión y temor que causó al rey Motecuhzoma, viendo que ya se empezaban a cumplir las profecías de sus pasados*. – "Groß waren Verwirrung und Furcht, die (diese Nachricht) bei dem König Motecuzoma verursachten, sah er doch, daß sich nun die Vorhersagen seiner Vorväter zu erfüllen begannen." Er beruft einen – wir würden heute sagen: Krisenstab – ein, *para tratar lo que se debía hacer, y juntos les propuso todo lo que en el corazón le daba, y que si aquellos hombres orientales ... eran el dios Quetzalcóatl y sus hijos que de tantos siglos esperaban ... era fuerza que se habían de señorear de toda la tierra, y a ellos desposeerlos de ella* – "um zu beraten, was man tun sollte. Und als sie versammelt waren, trug er ihnen alles vor, was er auf dem Herzen hatte: daß, wenn diese Leute aus dem Osten der Gott Quetzalcóatl und seine Söhne wären, die man seit so vielen Jahrhunderten erwartete, diese die Herrschaft über das ganze Land eingreifen und sie selbst aus der Herrschaft

vertreiben würden." Der Krisenstab weiß auch, daß die Ankömmlinge sich selbst nicht als Götter, sondern als die Botschafter eines mächtigen Herrschers von jenseits des Meeres bezeichnen. Es gibt zwei Meinungen: die Ankömmlinge zu empfangen und mit ihnen zu verhandeln, oder sie möglichst schnell wieder zur Umkehr zu bewegen.

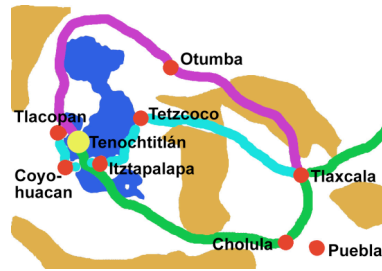
Die ganze Diskussion wirkt auf uns äußerst befremdlich, so als ob der Papst versuchen wollte, den wiederkehrenden Christus zu bewegen, das Jüngste Gericht noch ein paar hundert Jahre aufzuschieben. Man darf aber nicht vergessen, daß die aztekischen Götter keine allmächtigen Wesen sind, sondern sehr wohl der Hilfe der Menschen bedürfen, die sie durch die Opfer ernähren usw. Das geht teilweise so weit, daß man versagende Götter auch bestrafen kann, etwa indem man ihre Standbilder zerstört, die unheilig gewordene Stätte verläßt usw. Deshalb ist der Gedanke, sie durch Geschenke zur Umkehr bewegen zu wollen, gar nicht so abwegig; und das ist es auch, wofür sich Motecuzoma schließlich entscheidet, ohne diesen Entschluß dann konsequent durchzuführen.

Gewöhnlich wird auch noch darauf verwiesen, daß Motecuzoma durch verhängnisvolle Vorzeichen mental gelähmt gewesen sei, wie etwa Kometen, Tiere mit zwei Köpfen und ähnliches. Ich halte das nicht für entscheidend, denn solche Ereignisse gibt es immer; beachtet und als Vorzeichen interpretiert werden sie aber erst im Nachhinein, wenn das Unglück bereits geschehen ist.

Wie sich die Spanier bei der Entgegennahme der Geschenke, vor allem des Goldes, verhielten, schildert recht eindrücklich Sahagún im 12. Kapitel des 12. Buches: "Und als sie es ihnen gegeben hatten, lachten die Spanier über das ganze Gesicht, freuten sich sehr, wie Affen griffen sie nach dem Golde, ihr ganzes Herz richtete sich gleichsam darauf. ... Denn danach dürsten sie sehr, sie verlangten danach, hungern danach, suchen das Gold wie die Schweine." Das ist freilich ebenfalls im Nachhinein so formuliert. Außer Gold ließ Motecuzoma den Spaniern ein noch viel wertvolleres, den Göttern zustehendes Geschenk anbieten, nämlich Menschenopfer: er ließ vor ihren Augen Sklaven töten und ihnen deren Blut zum Trinken überreichen. Daß sie dies ablehnten, mag erste Zweifel an ihrer göttlichen Qualität geweckt haben.

Man darf aber auch nicht vergessen, daß die aztekische Herrschaft keine Friedenherrschaft war, so daß eine Fülle tributpflichtiger Staaten die natürlichen Verbündeten des Cortés gegen die Azteken wurden. Das gilt in ganz besonderem Maße für Tlaxcala, eine jener drei Städte, die die Azteken nicht besiegen konnten und angeblich nur deshalb nicht erobert hatten, weil sie es nicht wollten; Tlaxcala wurde Cortés' wichtigster Bündnispartner und nach der berühmten *noche triste* auch sein erster Zufluchtsort. In Tlaxcala traf er Mitte September 1519 ein.

Ernsthaften Widerstand versuchte dagegen Cholula, das aber Mitte Oktober erobert wurde, wobei es zu einem Massaker mit 3000 Toten kam.



Sie sehen auf der Karte den 1. Zug nach Mexico in grüner Farbe markiert. Der See um Tenochtitlán ist passenderweise dunkelblau eingefärbt. Die bräunlichen Gebiete sind die höheren Gebirgsregionen, die beträchtliche Höhen erreichen können. Immerhin hatten die Spanier beim Weitermarsch von Cholula aus den *Itztacihuatl* mit 5286 m zur rechten und den *Popocatepetl* mit sogar 5450 m zur linken Hand. Auf der Folie sind nur die im jetzigen Augenblick wichtigen Orte eingezeichnet; ich habe nur noch rechts unten *Puebla* hinzugefügt, jene Stadt, die für die Funde von 10000 v. Chr. an berühmt ist. Sie müssen sich aber vor allem das Seeufer dicht besetzt mit Städten vorstellen – also ungefähr so, als ob die Azteken auf unserem hypothetischen Eroberungszug nach Europa ins Ruhrgebiet einmarschiert wären.

Nach dem Exempel Cholula gelangte Cortés ohne weiteren Widerstand nach Tenochtitlán, wo er am 8.11. 1519 durch Motecuzoma II. selbst vor der Stadt begrüßt wurde. Welche Reden dabei von beiden Seiten gehalten wurden, ist in den Quellen zwar ausführlich wiedergegeben; der Wortlaut dürfte aber ebenso authentisch sein wie bei den Ansprachen antiker Feldherrn in der lateinischen Literatur, d.h. reine Fiktion. Auch eine Art *requerimiento* scheint es gegeben zu haben, natürlich ohne Wirkung. Cortés zieht zusammen mit Motecuzoma in die Stadt ein, wohnt im Palast und "besichtigt" die Kultstätten; allerdings ließ ihn der Gastgeber nicht in den großen Tempel von Tenochtitlán, sondern nur in denjenigen von Tlatelolco. Darüber berichtet Cortés selbst wie folgt an Karl V. in einem Brief vom 30.10.1520:

"Vom Hauptsale der Tempel gelangt man durch enge Türen in kleine Kapellen, wo kleinere Götzenbilder standen. Diese Räume waren alle voller Menschenblut, das bei den Opfern vergossen worden war. Ich ließ sie reinigen, warf die Götzen allesamt die Treppe hinunter und hängte in den Kapellen die Bilder unserer lieben Madonna und anderer Heiliger auf, was Herrn Montezuma und die Edelleute der Temixtitaner arg verdroß.

Anfänglich baten sie mich, ich solle dies nicht tun; denn wenn das Volk solches erführe, so könne leicht ein Aufstand entstehen. Die Mexikaner glauben nämlich, wenn man die Standbilder ihrer Götter schlecht behandelt, so rächen sich die Götter, indem sie die Feldfrüchte verderben lassen, so daß alle Menschen des Hungers sterben müssen.

Ich stellte ihnen durch den Dolmetscher vor, wie sinnlos es ist, wenn man seine Hoffnungen auf Götzenbilder setzt, die man mit eigener Hand aus irdischem Stoff gefertigt hat. Es gebe nur einen Gott, den Herrn von Himmel und Erde, den Erschaffer aller sichtbaren und

unsichtbaren Dinge. Dieser Gott sei ohne Anfang und ohne Ende. Ihn müsse man anbeten, sonst aber kein anderes Geschöpf und kein anderes Ding. ... Herr Montezuma gab mir darauf zur Antwort ..., mir seien vielleicht besser als ihnen die Dinge des wahren Glaubens bekannt. Also solle ich ihnen diesen verkünden und verständlich machen. Sie seien bereit, alles zu tun, was ich sie Besseres lehre."

So schreibt Cortés im Nachhinein, zu einem Zeitpunkt, als Tenochtitlán bereits endgültig von den Spaniern besiegt und erobert war. Der Wirklichkeit näher kommen dürfte der Bericht des Bernal Díaz, der wie folgt schreibt: "Bei dieser Gelegenheit fragte Cortés den Pater Bartolomé, ob er nicht auch finde, daß man jetzt Moteczuma um die Erlaubnis zum Bau einer Kirche bitten solle. Der Pater meinte, es sei wohl jetzt noch etwas zu früh, so schön dieser Plan auch sei. Er glaube nicht, daß der Fürst darauf eingehen werde. ..."

Etwas später heißt es dann: "Es gab dort oben auf der Plattform noch mehr Hölleninstrumente: große und kleine Trompeten, riesige Schlachtermesser und die Reste von verbrannten Menschenherzen. Unser Generalkapitän sagte lächelnd: 'Ich kann nicht begreifen, wie ein so großer und weiser Herrscher wie ihr an diese Götzen glauben kann, die doch keine Gottheiten sein können, sondern böse Geister und Teufel. Erlaubt uns, auf die Spitze dieses Tempels ein Kreuz und in einem Raum neben Eurem Kriegs- und Höllengott ein Muttergottesbild zu setzen. Ihr ... werdet bald sehen, welche Angst diese Götzen ergreifen wird.'

Moteczuma ... antwortete Cortés ... in schlecht verhaltenem Zorn: 'Hätte ich gewußt, welche Schmähreden du hier halten würdest, ich hätte dir meine Götter keineswegs gezeigt! In unseren Augen sind es gute Götter. Sie schenken uns Leben und Gedeihen, Wasser und gute Ernten, gesundes und fruchtbares Wetter, und wenn wir sie darum bitten, auch Siege. Deshalb beten wir zu ihnen, und deshalb opfern wir ihnen. Ich muß dich bitten, kein unerehrbietiges Wort mehr gegen sie zu sagen!' Cortés hörte die zornigen Worte und sah die Erregung, in der sie gesprochen wurden. Darum erwiderte er nichts, sondern sagte nur: 'Ich glaube, es ist für uns beide Zeit zu gehen.'"

Sechs Tage später, am 14.11.1519, nimmt er Moteczuma als Geisel und beginnt mit der Plünderung der Tempel.

Inzwischen ist der Zug des Cortés auch auf Cuba bekannt geworden. Der Statthalter Diego Velásquez will die Insubordination seines Untergebenen, der ja gar nicht nach Mexico hätte ziehen dürfen, bestrafen und sendet Truppen gegen ihn ab. Cortés verläßt daraufhin Tenochtitlán, wo er eine Garnison unter Pedro de Alvarado zurückläßt, und zieht an die Küste. Anfang Mai 1520 kommt es an der Küste zum *encuentro* mit den Soldaten des Statthalters, die aber sofort zu Cortés überlaufen. Er kann also mit verstärkten Kräften nach Tenochtitlán zurückkehren, wo er am 24.6.1520 wieder eintrifft.

Er findet eine völlig veränderte Situation vor. Sein Stellvertreter hat – wir wissen bis heute nicht, warum – während eines aztekischen Festes am 23.5. ein Massaker unter der Bevölkerung angeordnet, die sich daraufhin gegen ihn wendet. Cortés kann zwar in die Stadt einmarschieren, findet sich aber bald im Palast belagert. Der

gefangene Motecuzoma soll durch eine öffentliche Ansprache die Bevölkerung beruhigen, wird aber von seinen Untertanen nicht mehr anerkannt und kommt unter ungeklärten Umständen ums Leben – ob von aztekischer oder spanischer Hand, läßt sich nicht feststellen. Daraufhin eskaliert die Belagerung, und Cortés sieht nur den einen Ausweg, am 30.6.1520 nachts einen Ausbruch zu versuchen und die Stadt zu verlassen; dies gelingt ihm, jedoch nur unter hohen Verlusten.

Das ist die berühmte *noche triste*, die "traurige Nacht" von Tenochtitlán. Die Flucht führt in nördlicher Richtung um den See herum; das ist die violette Linie auf der Folie. Bei Otumba kommt es zu einer Schlacht, die mit Mühe bestanden wird, und am 12.7. langt die mehr als dezimierte Schar in Tlaxcala an. Cortés gibt allerdings nicht auf – er konnte es wohl auch gar nicht, denn eine Rückkehr nach Cuba zu Diego Velásquez hätte das Todesurteil wegen Hochverrats bedeutet –, sondern es gelingt ihm, die antiaztekische Koalition unter seiner Führung zusammenzuhalten. Auch das ist nicht so verwunderlich, denn man kann sich leicht vorstellen, welche Strafe die abgefallenen Städte von siegreichen Azteken zu erwarten gehabt hätten.

Es dauert aber mehrere Monate, bis wir wieder von Aktivitäten hören. Am 28.12.1520 finden wir Cortés in Tetzaco, also wieder am See, und es geht ein weiterer Bericht an Karl V. ab. Inzwischen werden mit Holz, das die Tlaxcalteken liefern, mehrere Schiffe gebaut, die Cortés bei der am 26.5.1521 beginnenden Belagerung selbst befehligt. Das Landheer greift von drei Stellen aus an, von Tlacopan im Norden Tenochtitláns, von Coyohuacan im Südwesten und von Izta-palapa im Südosten; folgen Sie der blauen Linie auf der Folie. Eine wichtige Maßnahme ist die Zerstörung der Wasserleitungen. Trotzdem zieht sich die Belagerung hin, wobei die Azteken in sehr wirksamer Weise einzelne Gefangene vor den Augen der Spanier auf der Hauptpyramide opfern, was jeweils vom weittragenden Klang einer riesigen Trommel begleitet wird. Am 16. Juni unternehmen die Spanier einen Vorstoß zur Stadtmitte, der aber unter hohen Verlusten scheitert; darauf ziehen sich viele indianische Verbündete zurück.

Erst am 28. Juli, also 6 Wochen später, wird der Marktplatz von Tlatelolco erreicht. Am 13.8. kapituliert die Stadt, deren Bewohner durch europäische Krankheiten, wahrscheinlich eine Pockenepidemie, aber auch durch den Mangel an Trinkwasser geschwächt sind, und wird vollständig besetzt; dabei soll es ca. 200000 Tote gegeben haben. Die Stadt wird völlig zerstört, mit dem Schutt werden die Kanäle aufgefüllt, so daß die neue Stadt Mexico mit dem alten Tenochtitlán auch äußerlich keine Ähnlichkeit mehr hat. Ich zeige Ihnen noch einmal eine Karte des heutigen Mexico-Stadt mit dem Umfang des aztekischen Siedlungsgebietes und den Zentren von Tlatelolco und Tenochtitlán:



Und nun noch einmal eine zeitliche Übersicht über die Abläufe der Eroberung, wobei ich die für die Spanier positiven Phasen blau, die negativen rot eingefärbt habe:

1519	
Karfreitag	Gründung von Veracruz
August	Abmarsch ins Landesinnere
Mitte September	in Tlaxcala
Mitte Oktober	Massaker in Cholula
8.11.	Tenochtitlán: Begrüßung durch Motecuzoma
14.11.	Motecuzoma als Geisel genommen
1520	
Anfang Mai	Cortéz besiegt die Truppen des spanischen Statthalters
23.5.	Massaker in Tenochtitlán
24.6.	Cortéz wieder in Tenochtitlán
Ende Juni	Motecuzoma stirbt
30.6.	Noche triste: die Spanier fliehen aus Tenochtitlán
12.7.	in Tlaxcala
28.12.	Cortéz in Tetzoco
1521	
26.5.	Beginn der Belagerung Tenochtitláns
16.6.	Vergeblicher Vorstoß zur Stadtmitte
28.7.	Marktplatz von Tlatelolco erobert
13.8.	Tenochtitlán kapituliert

Also alles andere als ein gradliniger Siegeszug.

1528 reist Cortés nach Spanien, aber es ergeht ihm dort ähnlich wie Columbus: er wird zwar hoch geehrt, aber die Funktion des Gouverneurs, auf die er Anspruch erhebt, erhält er nicht. 1530 kehrt er nach Mexico zurück; 1535 trifft dort Antonio de Mendoza aus spanischem Hochadel als Vizekönig von Neuspanien ein. Cortés fährt 1540 endgültig nach Europa zurück und stirbt dort am 2.12.1547.

20. KAPITEL: PIZARRO UND DIE INKA

IN EIGENTÜMLICHER PARALLELE zur Eroberung Mexicos verlief auch die Eroberung der zweiten Hochkultur und des zweiten imperialen Staates in Lateinamerika, desjenigen der **Inka**.

Erste Versuche einer spanischen Expansion nach Südamerika erfolgten schon bald nach dem Erfolg in Mexico. 1522 segelte Pascual de Andagoya nach Kolumbien, wo er von den dortigen Einwohnern um Hilfe gegen das Reich Birú gebeten wurde. Das Ganze blieb Episode, ist aber der Ursprung des Namens Perú. 1524 und 1526/8 folgten neue Versuche, an denen sich auch schon Pizarro und Almagro beteiligten. Über die weiteren Ereignisse besitzen wir nur schlechtere Quellen als für die Eroberung des Aztekenreiches. Es gibt keine Originalschriften Pizarros, weil er dazu aus Bildungsmangel nicht in der Lage war, sondern nur Berichte von Verwandten und

Dienern. Von Bedeutung ist außerdem noch die Chronik des Garcilaso de la Vega, eines Mestizen, der sich einer Abstammung aus dem Herrscherhaus der Inka rühmte und sein Werk deshalb "Comentarios Reales" nannte. Ich habe über ihn schon zu Anfang der Vorlesung bei der allgemeinen Vorstellung der Quellen gesprochen. Daß auch bei ihm quellenkritische Vorsicht angebracht ist, bedarf keiner Begründung.

Francisco Pizarro



– neben ihm spielt auch noch sein Bruder Hernando eine gewisse Rolle, die ich aber in dieser Vorlesung nicht näher ausführen kann – vermied den juristischen Fehler des Cortés und ließ sich seine Unternehmung von Anfang an von der spanischen Krone genehmigen. Zu diesem Zweck reiste er 1528 nach Spanien und erhielt ein entsprechendes Privileg von Karl V., was beweist, daß er zwar ungebildet, aber nicht unvernünftig war.

1530 kehrt er mit einer Flotte zurück, 1531 geht er in Piura in Nordperú an Land, wobei sich ihm als Partner Diego de Almagro hinzugesellt. Die weiteren Ereignisse sind zu bekannt, als daß ich sie im Détail schildern müßte: am 15.11.1532 trifft er in Cajamarca ein, wo ihn am folgenden Tag der Inka Atahualpa in seinem Lager besucht. Atahualpa war, wie Sie sich aus dem ersten Teil der Vorlesung erinnern, gerade im Bürgerkrieg mit seinem Halbbruder Huascar Sieger geblieben, aber die tiefgreifende Spaltung des Inkareiches war dadurch nicht überwunden. So kann sich Pizarro von Anfang an auf die Unterstützung nicht nur der von den Inka unterworfenen Völker, sondern auch der Partei des Huascar verlassen.

Den Besuch Atahualpas benutzte Pizarro bekanntlich, um ein *requerimiento* zu veranstalten und den Inka zur Unterwerfung unter die spanische Herrschaft und zur Annahme des Christentums aufzufordern. Ob Atahualpa die ihm überreichte Bibel ans Ohr gehalten und dann, weil sie nicht sprach, verächtlich weggeworfen hat, was das Signal zu seiner Gefangennahme bildete, sei dahingestellt. Jedenfalls konnten die Spanier in einer Überraschungsaktion den Inka in ihre Gewalt bringen.

Ich darf an dieser Stelle einen kleinen Ausflug in die Belletristik einschieben. Zu den "pädagogisch wertvollen" Texten, mit denen man in meiner Schulzeit im Deutschunterricht beglückt wurde, gehörte auch die Erzählung von Jakob Wassermann "Das Gold von Caxamalca". Darin schildert ein spanischer Soldat, der originellerweise an seinem Lebensende Mönch geworden ist, die Eroberung Perús. Die Szene von Cajamarca findet sich ziemlich am Anfang, im 7. Abschnitt:

"Da trat, wie es beschlossen war, der Pater Valverde, unser Feldpriester, aus einer der Hallen. Die Bibel in der Rechten, das Kruzifix in der Linken, näherte er sich dem Inka und redete ihn an. Felipillo, der wie sein Schatten hinter ihm huschte, so ver-

hängnisvoll wie unentbehrlich, übersetzte seine Worte Satz für Satz, so gut oder so schlecht er es vermochte.

Der Dominikaner forderte Atahualpa auf, sich dem Kaiser zu unterwerfen, der der mächtigste Herrscher der Welt sei und seinem Diener Pizarro den Befehl erteilt habe, von den Ländern der Heiden Besitz zu ergreifen.

Der Inka rührte sich nicht.

Pater Valverde forderte ihn zum zweitenmal auf und fügte hinzu, wenn er sich dem Kaiser zinspflichtig bekenne, werde ihn dieser als treuen Vasallen beschützen und ihm in jeder Not beistehen.

Es folgte das nämliche Schweigen.

Da erhob der Mönch zum drittenmal seine Stimme und richtete im Namen unseres Herrn und Heilands die bewegliche Mahnung an ihn, sich zu unserem heiligen Glauben zu bekehren, durch den allein er hoffen dürfe, selig zu werden und der Verdammnis und höllischen Haft zu entgehen.

Es hätte da anderer Worte bedurft und anderer Vorstellungen, als sie dem Pater zu Gebote standen. Er war ein einfacher Mann von geringer Erziehung und hatte die Zunge nicht und hatte die Flamme nicht, um das Herz des Götzendieners zu rühren und es für die Lehre Christi empfänglich zu machen, der wir alle in Demut gehorchen.

Der Inka antwortete auch dieses Mal nicht. Ein starres Bild, saß er auf seinem Thron und schaute den Mönch halb verwundert, halb unwillig an. Dieser blickte ratlos zu Boden, sein Gesicht erblaßte, vergeblich suchte er Erleuchtung und neuen Anruf, und plötzlich wandte er sich um und hob das Kruzifix in seiner Hand wie eine Fahne.

Da sah der General, daß die Zeit gekommen war und daß er nicht länger zaudern durfte. Er wehte mit einer weißen Binde, das Geschütz wurde abgefeuert, der Schlachtruf San Jago ertönte, aus dem Hinterhalt brach wie ein gestauter Strom die Reiterei hervor, und von Überraschung gelähmt, vom Geschrei und Knallen der Musketen und Donnern der beiden Feldschlangen betäubt, vom Rauch, der sich in schweflichen Wolken über den Platz verbreitete, erstickt und geblendet, wußten die Leute des Inka nicht, was sie tun, wohin sie fliehen sollten. ..."

Im weiteren Verlauf der Erzählung erweist sich Atahualpa dann als der "Edle Wilde", der die Spanier theologisch an die Wand diskutiert.

Soweit Wassermann: große Literatur ist das nicht, aber wir müssen uns im Klaren sein, daß von solchen Texten und heute von bestimmten Fernsehsendungen und Computerspielen die Vorstellungen der Leute über die Geschichte geprägt werden – und nicht von unseren hochwissenschaftlichen Abhandlungen und Vorlesungen; und ich hoffe, daß Sie, wenn Sie in Zukunft solche Fernsehsendungen und Computerspiele herstellen, sich ein wenig an diese Vorlesung und überhaupt Ihr Studium erinnern. Ihre Professoren stehen Ihnen jedenfalls immer für Rückfragen zur Verfügung.

Mit der Gefangennahme des Inka war das Schicksal des Inkareiches im Grunde bereits entschieden, denn seine Struktur lief, wie ich früher dargestellt habe, in der Person des Herrschers zusammen. Cortés hatte in Tenochtitlán das gleiche getan, aber mit geringerem Erfolg. Der einheimische Widerstand gegen die Eroberung setzte bei den Inka erst viel später ein, und eine *noche triste* fand in Cajamarca nicht statt.

Es folgte der Versuch Atahualpas, gegen Lösegeld freizukommen, der aber von beiden Seiten wohl nicht ernst gemeint war. Schließlich ließ Pizarro den Inka unter einem Vorwand vor Gericht stellen, in einem Scheinprozeß verurteilen und am 29.8.1533 hinrichten – oder ehrlicher gesagt: ermorden. Anschließend zogen die Conquistadoren weiter nach Süden und langten am 15.11.1533 in der Hauptstadt Cuzco an, wo aber ein Vorauskommando bereits den Tempel geplündert hatte.

Da Pizarro einigermaßen in der Mitte des Inkareiches an Land gegangen war, mußten jetzt noch die Nordprovinzen (das heutige Ecuador) in Besitz genommen werden. Dort kam es 1534 zu einem grotesken Wettlauf zwischen Almagro und einem anderen Gefährten des Pizarro, Benalcázar, auf der einen Seite und einer Expedition, die von Norden her, also aus Neuspanien, dort einmarschieren wollte, auf der anderen Seite, jedoch waren Benalcázar und Almagro schneller und konnten auch dieses Gebiet des Inkareiches für sich sichern. Danach zerbrach aber sofort die Einigkeit zwischen Pizarro und seinem Hauptgefährten Diego de Almagro. Dieser brach deshalb 1535 zu einer Expedition noch weiter nach Süden auf, die ihn bis Valparaiso führte, wo er beiläufig bemerkte den Aconcagua, den mit fast 7000 m höchsten Berg Amerikas, bewundern konnte. Als er 1537 zurückkehrte, kam er gerade rechtzeitig, um Cuzco von einer Belagerung durch die Indianer zu befreien.

Mit dem Tode Atahualpas war nämlich das Ende des Inkareiches doch noch nicht ganz gekommen. Zunächst setzte Pizarro selbst einen neuen Inka ein, Tupac Hualpa, einen Bruder Huascars, der aber bald starb und durch Manco Inca, einen Halbbruder Huascars, ersetzt wurde; diese Inka von spanischen Gnaden sollten Pizarro als Marionette gegenüber den Einheimischen dienen, ohne daß er sie aber selbst ernst nahm.

Manco Inca nahm seine Rolle allerdings ernst und entfachte nach einiger Zeit einen antspanischen Aufstand; er belagerte von April 1536 bis August 1537 Cuzco, mußte dann allerdings aufgeben, da wie gesagt Almagro rechtzeitig eintraf, und er mußte nach Vilcabamba fliehen. Die einheimischen peruanischen Autoren nennen diesen letzten militärischen Versuch der Inka gegen die Spanier übrigens mitunter *Reconquista*.

In Vilcabamba hält sich noch mehrere Jahrzehnte ein unabhängiger Inkastaat – natürlich in Miniaturdimensionen. Manco Inca wird 1545 von einem Spanier, dem er Asyl gewährt hatte, ermordet. Es folgt Sayri Tupac, der sich 1558 mit den Spaniern arrangiert und als deren Pensionär sein Leben beschließt. Im Restinkareich folgt ihm sein Bruder Titu Cusi nach (bis 1571), dann als letzter Inka Tupac Amaru, dessen Name in jüngster Zeit für Aufsehen gesorgt hat.

Schließlich wird Vilcabamba 1572 vom spanischen Vizekönig erobert und Tupac Amaru öffentlich hingerichtet.

Zu diesem Zeitpunkt war allerdings keiner der Conquistadoren der erste Stunde mehr am Leben: es kam zum Bürgerkrieg zwischen Pizarro und Almagro, in dessen Verlauf Pizarro ermordet und Almagro hingerichtet wurde. Schließlich übernahm mit Blasco Nuñez de Vela 1543 ein von Spanien eingesetzter hochadeliger Vizekönig von Perú die Macht. Auch hier ist ein Hinweis auf die Literaturgeschichte angebracht, denn zur Zeit dieses Vizekönigs spielt der Roman von Salvador de Madariaga "Ein Tropfen Zeit", der eine lesenswerte Einführung in die Stimmung und die Denkweise der damaligen Menschen bietet.

21. KAPITEL: GRÜNDE FÜR DEN ERFOLG DER CONQUISTA

SOWEIT DER BERICHT ÜBER die beiden zentralen Ereignisse der Conquista, die gleichbedeutend sind mit der Zerstörung der Hochkulturen der Azteken und der Inkas. Wir werden anschließend noch Gebiete näher betrachten, deren Kulturhöhe etwas oder erheblich niedriger anzusetzen ist. Zunächst müssen wir uns jetzt aber die Frage stellen, wieso diese Eroberungen in so kurzer Zeit und mit so geringen Mitteln seitens der Europäer möglich waren, und wir müssen auch die beiden Vorgänge kurz vergleichen.

Üblicherweise wird darauf verwiesen, daß die Indianer die Spanier für Götter gehalten, deshalb gutgläubig aufgenommen und erst zu spät entdeckt hätten, daß sie Menschen mit sehr irdischen Plänen waren. Daran ist soviel richtig, daß die indianischen Religionen tatsächlich das Erscheinen bzw. Wiedererscheinen von Heilsbringern aus dem Osten voraussagten; bei den Azteken war dies Quetzalcóatl, bei den Tupí Sumé, bei den Guaraní Pay Zumé, bei den Inka Viracocha.

Göttliche Heilsbringer gibt es in allen Religionen – der Zustand der Welt, in der wir leben, läßt gar nichts anderes zu –, und daß sie von Osten kommen würden, war angesichts der Bedeutung der Sonne in den lateinamerikanischen Kulturen eigentlich selbstverständlich. Auch war die Zeit reif dafür, denn, wie die immer mehr gesteigerten Opfer zeigten, begannen die bestehenden Götter offenkundig an Kraft zu verlieren, so daß eine radikale Verjüngung geradezu wünschenswert scheinen mochte. Aber man muß doch unterscheiden: bei den Azteken dürfte dieser Glaube anfangs tatsächlich ausschlaggebend gewesen sein; bei den Inka spielte nach heutiger Überzeugung der Irrtum allenfalls eine untergeordnete Rolle, und die unterworfenen Völker sahen die Spanier als Heilsbringer in weitaus irdischerer Form an.

Damit sind wir beim zweiten Punkt: so beeindruckend das Auftreten der Europäer auf den ersten Blick war, so überlegen ihre Militärtechnik mit Pferden, Geschützen und dergleichen – übrigens auch nur im offenen Gelände, nicht im Urwald –, ohne die Komplizität der ehemals den Azteken und Inka unterworfenen, nun aber von den

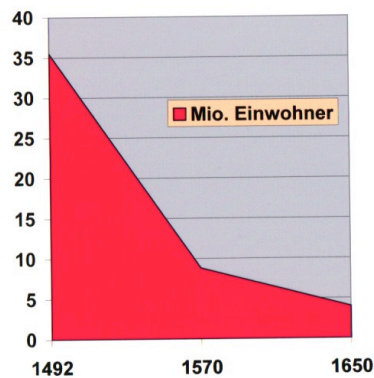
Spaniern "befreiten" Stämme wäre die Unterwerfung der Zentren der Hochkulturen nicht möglich gewesen.

Die Struktur dieser Hochkulturen erlaubte es, durch das Kappen der Spitze den gesamten Staat zu übernehmen. Die mittlere und untere Führungsebene der einheimischen Gesellschaft wurde von den Eroberern weitgehend in der Funktion belassen. Der verbleibende indianische Adel wurde später sogar dem untersten spanischen Adel, den *Hidalgos*, rechtlich gleichgestellt und hat, unter Berufung auf diese Stellung, jahrzehntlang vor lateinamerikanischen und spanischen Gerichten um die Rückgabe seines Erbes prozessiert; diesen Prozessen verdanken wir übrigens zahlreiche *Détail*kenntnisse über die vorkolumbischen Verhältnisse.

Ein dritter Verbündeter, der die *Conquista* erleichterte und verhängnisvolle Folgen für die Indianer hatte, reiste auf den europäischen Schiffen mit, ohne daß jemand etwas davon ahnte: die europäischen Krankheiten. Schon 1493 brach auf Hispaniola eine Grippe-Epidemie aus, 1518 sind dort die Pocken nachweisbar, die 1520 nach Mexico mitgeschleppt wurden und 1521 nach Guatemala und schließlich 1524/6 nach Perú gelangten. Weiter sind zu erwähnen die Pest, die von der Mitte des 14. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts in Europa endemisch war, ferner Typhus, Malaria, Gelbfieber, Masern, Mumps und Diphtherie. Gegen diese Krankheiten hatten die Einheimischen keine Abwehrmechanismen ausgebildet und waren ihnen zumindest in der ersten Generation schutzlos ausgeliefert. Die Pockenepidemie hat die Widerstandskraft der Azteken gelähmt und möglicherweise auch zum Tode des vorletzten Inka geführt. Die Krankheitserreger mutierten in Amerika übrigens und bedrohten dann auch die Neueinwanderer aus Europa. Ob umgekehrt die Syphilis aus Amerika nach Europa gekommen ist, ist unklar; es wird auch diskutiert, daß sie die Mutation europäischer Krankheitserreger darstellt, wobei ein Zusammenhang mit der Lepra zu bestehen scheint.

Die Krankheiten sind eine der Hauptursachen für die dramatische Bevölkerungsentwicklung in Lateinamerika nach der *Conquista*. Die Zahlen, die dafür angegeben werden, schwanken stark; die vorkolumbische Bevölkerung wird zwischen 7,5 und 100,3 Millionen geschätzt. Aber selbst die günstigsten Berechnungen sind katastrophal und erschreckend. Das Handbuch der Geschichte Lateinamerikas nennt auf S. 318 für 1492 eine indianische Bevölkerung von 35,5 Millionen, für 1570 von 8,8 Millionen und für 1650 von 4,0 Millionen — also ein Rückgang um 90% in anderthalb Jahrhunderten.

Indios in Lateinamerika



Dabei verläuft die Entwicklung in den verschiedenen Ländern sehr unterschiedlich: die Urbevölkerung der Karibik wurde praktisch völlig ausgerottet, im andinen Hochland dagegen überlebte etwa ein Viertel. Diese Vorgänge alarmierten auch die staatlichen Stellen, vor allem in Spanien; so wurden 1502, 1509, 1511, 1514, 1531 und 1535 Volkszählungen angeordnet, die uns als Quellen dienen können. Weitere Quellen sind die vorkolumbischen Tributlisten – ich zeige Ihnen noch einmal die Abbildung aus einer mexikanischen Handschrift:



Ferner sind inkaische *quipu*, Knotenschnüre erhalten geblieben, die von den Spaniern in normale Schrift übertragen wurden. Die *leyes nuevas*, von denen gleich noch die Rede sein wird, ersetzen die individuelle Arbeitspflicht der Indianer durch eine kollektive Zahlung der Dorfgemeinde, die nach der Bevölkerungszahl bemessen war, die *tasa de tributos*. Wenn die Bevölkerungszahl sank, beantragten die Dörfer eine *retasa*, eine Anpassung der Tribute. Die Akten über *tasa* und *retasa* wurden gesammelt und sind teilweise erhalten. Dennoch ist die Bevölkerungsstatistik Lateinamerikas eine methodisch schwierige und oft auch undankbare Aufgabe, bei der leicht fachfremde Überlegungen mit einfließen können.

Der zweite Hauptgrund für den Rückgang der Bevölkerungszahl war die Behandlung der Einheimischen durch die Conquistadoren. Hierbei spielt die Einrichtung des **repartimiento** bzw. der **encomienda** – beide Ausdrücke bedeuten dasselbe – eine berüchtigte Rolle. Ursprünglich ist damit folgendes gemeint: die indianische Bevölkerung war schon in vorkolumbischer Zeit verpflichtet, ihren Oberherren Tribute bzw. Abgaben zu leisten; ich erinnere noch einmal an die aztekischen Tributlisten oder auch an das inkaische System der *mita*. Der Anspruch auf diese Tributleistungen wurde nun in den eroberten Gebieten auf die einzelnen Conquistadoren aufgeteilt – *repartimiento* –, und zugleich wurden die Personen, die diese Leistungen erbrachten, dem Conquistador anvertraut – *encomienda* –, damit dieser sie im christlichen Glauben unterweisen lasse.

Es versteht sich fast von selbst, daß den *encomendero* vor allem die Leistungen interessierten und daß er von der Höhe dieser Leistungen seine eigenen Vorstellungen entwickelte. Dabei zwang er

die Indianer auch zu Arbeiten, für die sie körperlich nicht geeignet waren oder die gemäß ihrer kulturellen Tradition nicht zu ihren Aufgaben gehörten. Die Folge waren Zwangsmaßnahmen, also die de-facto-Versklavung der Indianer und ihr massenhaftes Zugrundegehen. So wurde auf Hispaniola und später auf Cuba die einheimische Bevölkerung völlig vernichtet und durch Sklaven ersetzt, die von den anderen karibischen Inseln eingeführt wurden; der Umfang des Sklavenhandels innerhalb Lateinamerikas wird bis 1542 auf etwa eine halbe Million Personen geschätzt.

22. KAPITEL: BARTOLOMÉ DE LAS CASAS

GEGEN DIESE BEHANDLUNG DER Indianer erhob sich relativ bald Widerstand von Seiten der Kirche, allerdings nicht von Seiten der Päpste, wie die offizielle vatikanische Geschichtsschreibung suggeriert, sondern von Seiten der in Lateinamerika tätigen Ordensleute. Hier ist nun der Zeitpunkt, auf **Bartolomé de las Casas** einzugehen. Seine Stellung zur Conquista und zum Verhalten der Conquistadoren läßt sich schon allein daran ablesen, daß es zwar in Lateinamerika viele Denkmäler für ihn gibt, aber kein einziges in Spanien. Hier das angeblich einzige authentische Porträt:



und hier seine Unterschrift:



Las Casas ist der schärfste Kritiker der Conquista, und im Zusammenhang mit ihm fallen Begriffe wie *Leyenda negra* usw. Seine Position entwickelte sich allerdings erst allmählich. Bartolomé ist 1484 in Sevilla geboren, erhielt eine gute Schulbildung und wurde 1501 Geistlicher. 1502 reiste er im Gefolge des gegen Kolumbus ernannten Gouverneurs Ovando nach Hispaniola und kämpfte dann auch bei der Eroberung Cubas, wobei er auch mehrere Massaker an Indianern miterlebte. Auf beiden Inseln erhielt er ein *repartimiento*, also eine Indianer-Zuteilung. Außerdem arbeitete er als Feldkaplan für die Truppen der Conquistadoren.

Entscheidend wird aber eine Predigt, die der Dominikaner Antón Montesino am 21. Dezember 1511 in Santo Domingo hält. Auch wenn Las Casas diese Predigt wahrscheinlich selbst gar nicht gehört hat, berichtet er doch in einem seiner Werke, der ausführlichen *Historia de las Indias*, darüber. Es ist der letzte Adventssonntag, der bekanntlich unter dem Motto der Stimme des Rufers in der Wüste steht. "Diese Stimme", sagt der Prediger, "tut euch kund, daß ihr aller Grausamkeit und Tyrannei wegen, die ihr gegen diese unschuldigen Menschen gebraucht, in Todsünde seid und in ihr lebt und sterbt. Sagt, mit welchem Recht ... haltet ihr diese Indios in solch grausamer und entsetzlicher Knechtschaft? Mit welcher Machtbefugnis habt ihr

solch verabscheuungswürdige Kriege gegen diese Menschen geführt, die ruhig und friedlich in ihren Ländern lebten, in denen ihr so unendlich viele von ihnen getötet und mit unerhörten Verheerungen ausgerottet habt? ... Sind sie etwa keine Menschen? Haben sie keine vernunftbegabten Seelen? Seid ihr nicht verpflichtet, sie wie ich euch selbst zu lieben? Versteht ihr das nicht? Fühlt ihr das nicht?" Las Casas berichtet dann weiter, wie die Behörden verlangten, der Prediger müsse seine Worte widerrufen, wie er in der nächsten Predigt sie aber bestätigt habe, wie man sich beim König in Spanien beschwerte und dieser – damals noch Ferdinand der Katholische – den Dominikaner zur Verantwortung vorlud.

Daß Montesino nicht seine Privatmeinung vortrug, sondern die offizielle Haltung seines Ordens, zeigte sich, als Las Casas im Jahr darauf die Osterbeichte ablegen wollte, der Dominikanerpater ihm aber die Absolution verweigerte, weil er Inhaber einer *encomienda* sei. Wie eine Bestätigung dafür liest er schließlich in der Bibel im Buch Jesus Sirach (34, 25ff.) Sätze wie die folgenden: "Wer einem Armen das Brot wegnimmt, ist ein Mörder. Wer ihn darum betrügt, ist wie einer, der ihn umbringt."

Dies dürfte der letzte Auslöser für seinen Entschluß gewesen sein, die Indianer zu verteidigen; als erste Konsequenz für seine eigene Person verzichtete er auf seine beiden *encomiendas*. Zusammen mit Montesino fuhr er 1515 nach Spanien zurück, wo er schließlich 1519 von dem neuen König Karl V. empfangen wurde. Von diesem erhielt er, selbstverständlich auf eigenen Vorschlag, den Auftrag, eine Art Modellprojekt durchzuführen: die friedliche Besiedelung und Missionierung Nordvenezuelas. Dieses Cumaná-Projekt scheiterte allerdings, ebenso später ab 1531 das Verapaz-Projekt.

Las Casas trat dem Dominikanerorden bei, in dem er auch Karriere machte und seine schriftstellerische Tätigkeit begann. 1540 bis 1544 war er erneut in Spanien. Dort verfaßte er für den Kaiser sein bekanntestes Werk, die *Brevísima Relación de la Destrucción de las Indias Occidentales*, den "Kurzgefaßten Bericht über die Verwüstung der westindischen Länder". Dies ist eine polemische Anklageschrift gegen die Conquistadoren, die oft über das Ziel hinausschießt, aber auch eine Fülle von sonst nicht zugänglichen Informationen bietet. Hier die Titelblätter zweier gedruckter Fassungen:



Ich gebe Ihnen anhand eines längeren Zitates einen Eindruck des Werkes, wobei zu beachten ist, daß Las Casas absichtlich keine Namen nennt. Dennoch wußte natürlich jeder, wer gemeint war. Jetzt also das Zitat: "Indien ward im Jahr 1492 entdeckt", beginnt die Darstellung. "Im folgenden Jahre bauten sich bereits spanische Christen darin an, so daß nunmehr seit 49 Jahren sich eine Menge Spanier daselbst befinden. Die Gegend, wo sie zuerst sich niederließen, war die große herrliche Insel Hispaniola, die gegen 600 Meilen im Umkreis enthält. Rings um sie her liegen überall noch andere sehr große Inseln, die sämtlich – denn wir haben sie alle besehen – so bewohnt,

so stark mit eingeborenen Indianern besetzt waren, als das volkreichste Land in der Welt. ...

Alle diese unzähligen Menschen von verschiedenem Schlage, schuf Gott einfältiglich, ohne Falsch und Arg. Sie waren sehr folgsam, äußerst treu, sowohl ihren ursprünglichen Herren, als den Christen welchen sie dienten; waren demütig, geduldig, friedliebend und ruhig; kannten weder Streit, noch Zwietracht, noch Zank; wußten nicht einmal, daß Groll oder Haß oder Zwietracht oder Rachsucht in der Welt vorhanden sei. Es sind Leute von schwächlicher zarter Leibesbeschaffenheit, sie können nicht viel Beschwerden ertragen, und sterben leicht an der geringsten Unpäßlichkeit. ... Sie sind von schnellem, unbefangenen, durchdringendem Fassungsvermögen; gelehrig und empfänglich für gute Grundsätze, voll Fähigkeit, unsern heiligen katholischen Glauben anzunehmen und sich an gottseligen Wandel zu gewöhnen. ...

Unter diese sanften Schafe, die ihr Schöpfer und Urheber mit oberwähnten Eigenschaften begabte, fuhren die Spanier, sobald sie nur ihr Dasein erfuhren, wie Wölfe, Tiger und Löwen, die mehrere Tage der Hunger quälte. Seit vierzig Jahren haben sie unter ihnen nichts anders getan, und noch bis auf den heutigen Tag tun sie nichts anders, als daß sie dieselben zerfleischen, erwürgen, peinigen, martern, foltern und sie ... auf die grausamste Art aus der Welt vertilgen. Hierdurch brachten sie es dahin, daß gegenwärtig von mehr als 3 000 000 Menschen, die ich ehemals auf der Insel Hispaniola mit eigenen Augen sah, nur noch zweihundert Eingeborene vorhanden sind."

Las Casas spricht dann von den Bewohnern der anderen karibischen Inseln: "... Man ermordete sie entweder verräterischer Weise, oder schleppte sie nach der Insel Hispaniola, als man wahrnahm, daß diese fast ganz von Einwohnern entblößt war. ...

Die einzige und wahre Grundursache, warum die Christen eine so ungeheure Menge schuldloser Menschen ermordeten und zugrunde richteten, war bloß diese, daß sie ihr Gold in ihre Gewalt zu bekommen suchten. Sie wünschten nämlich, in wenigen Tagen sich mit ihren Schätzen zu bereichern, und sodann sich ungleich höher empor zu schwingen, als es ihr Stand und ihre Verhältnisse erlaubten. Es geschah, ich muß es nur sagen, weil sie einen so unersättlichen Geiz und Stolz besaßen, daß ihresgleichen in der ganzen Welt wohl schwerlich zu finden ist. Es geschah, weil sie in diesen reichen und fruchtbaren Ländern sich festzusetzen wünschten, und weil die Bewohner derselben so demütig, so geduldig, so leicht zu unterjochen waren. ... So sorgten sie für die Erhaltung ihres Lebens und das Heil ihrer Seelen. Ich kann heilig beteuern, daß alle die Millionen Menschen, wovon ich weiter oben sprach, ohne Glauben und ohne Sakrament verschieden sind.

Auch ist es eine notorische allgemein bekannte Wahrheit, die selbst jene Tyrannen und Menschenwürger nicht leugnen können, daß nie ein Christ in ganz Indien von den Indianern beleidigt ward. Sie begegneten vielmehr den Spaniern so, als kämen diese vom Himmel, und taten dies so lange, bis sowohl sie, als ihre Nachbarn, zuerst auf vielfältige Weise von ihnen gemißhandelt, beraubt, gemar-

tert, und alle nur möglichen Gewalttätigkeiten und Bedrückungen an ihnen verübt worden waren."

Angesichts eines solchen Textes dürfte es Sie nicht verwundern, daß es, wie ich schon erwähnte, zwar viele Denkmäler für Las Casas in Lateinamerika gibt, aber nur ein einziges in Spanien (in Sevilla). In demselben Stil geht es, sprachlich variiert, aber inhaltlich monoton, über Dutzende von Seiten. Ich möchte noch ein Zitat anschließen, das die Ankunft der Spanier in Mexico schildert:

"Von Cholula zogen sie nach Mexico. Da sandte ihnen der große König Montezuma tausenderlei Geschenke, nebst einer Menge vornehmer Herren und anderer Leute entgegen, und ließ ihnen unterwegs allerlei Fêten geben. Als sie an den großen Damm vor Mexico kamen, der zwei Meilen lang ist, ließ er sie durch seinen leiblichen Bruder empfangen, der von einer Menge großer Herren begleitet ward, und ihnen Gold, Silberplatten und Kleidungsstücke zum Geschenk überbrachte. Am Eingange der Stadt kam er ihnen persönlich auf einer goldenen Trage, nebst seinem ganzen zahlreichen Hofstaat entgegen, empfing sie, und begleitete sie bis in seinen Palast, wo er sie einzuquartieren befahl. Noch an eben dem Tage nahmen sie, wie mir einige, die dabei waren, erzählten, den großen König Montezuma, der sich ganz sicher glaubte, arglistiger Weise gefangen, gaben ihm achtzig Mann zur Bewachung, und warfen ihn in Ketten und Banden."

Wenn wir hier innehalten und ein wenig Quellenkritik treiben, sieht Las Casas nicht ganz so gut aus: er beruft sich auf einen anonymen Augenzeugen, während er sonst geradewegs berichtet oder angibt, er habe es selbst gesehen. Und dieser Augenzeuge, wenn es ihn denn gab, hat den Autor falsch informiert. Wie wir von Bernal Díaz wissen, der nun sicher dabei war, wird Motecuzoma keineswegs aufgrund eines perfiden Plans sofort am ersten Tag gefangen genommen. Hier ist die Wahrheit der Dramatik und der Wirkung geopfert worden. Es fällt auch auf, daß der Autor anschließend um die Sache herumredet, um keine Détails nennen zu müssen.

Der Text fährt nämlich fort: "Doch ich will alles dies, wovon viel und mancherlei zu erzählen wäre, mit Stillschweigen übergehen, und nur von einer Bravourtat reden, welche diese Wütriche dort begingen. Der Heerführer der Spanier marschierte nach dem Seehafen, in der Absicht, sich eines gewissen Befehlshabers zu bemächtigen, der wider ihn zu Felde zog." (Gemeint ist der Zug des Cortés gegen das Heer, welches der Statthalter Diego Velásquez gegen ihn gesandt hatte.) "Er ließ einen Offizier zurück, der, wenn ich nicht irre, mit etwa hundert Mann den König Montezuma bewachen sollte. Da kamen die Spanier unter sich überein, eine abermalige Bravourtat zu vollziehen, die das ganze Land in Furcht und Schrecken setzen sollte. Eine Vorsicht, deren sie sich, wie ich bereits sagte, sehr häufig bedienten."

Las Casas schildert dann die Vorbereitungen des Festes vom 23. Mai 1520. "Zu diesen begab sich der Befehlshaber der Spanier nebst einem Trupp seiner Leute. Andere verteilte er, ebenfalls truppenweise, in allen Gegenden der Stadt, wo dergleichen Tänze gehalten wurden. Sie mußten sich stellen, als kämen sie bloß zum Zusehen dahin; heimlich aber befahl er ihnen, zu einer gewissen Stunde

auf einmal über sie herzufallen. Die Indianer waren aufmerksam auf ihre Tänze, und glaubten, sie wären ganz sicher; auf einmal rief er: "Sanct Jago! Drauf los!" und sogleich hieben sie mit entblößten Deggen auf diese nackten zarten Körper, vergossen dies edle Blut, und ließen auch nicht einen einzigen von jenen jungen Leuten am Leben. Das Nämliche taten andere auf den übrigen Plätzen der Stadt. Dies war eine Tat, die alle jene Reiche und Völker in Bestürzung, Angst und Trauer versetzte, und mit der bittersten Wehmut erfüllte. So lange die Welt nicht untergeht, oder so lange sie nicht alle von der Oberfläche der Erde vertilgt sind, werden sie nicht aufhören, diese so eben erzählte klägliche Begebenheit, den Verlust ihres gesamten Adels, auf den sie bis dahin seit so vielen Jahren stolz gewesen, in ihren Areytos, Tänzen und Volksliedern zu bejammern und zu besingen."

Ich habe in dem entsprechenden Kapitel gesagt, daß wir nicht wissen, was an jenem 23. Mai tatsächlich passiert ist. Ich füge an dieser Stelle die Überlegung hinzu, daß diejenigen, die dabei waren, allen Grund hatten, ihre Rolle zu verschleiern, denn das Massaker war ja die Ursache des schmachvollen Rückzugs in der *noche triste*. Es kann sein, daß eine Situation entstand, die die Spanier als bedrohlich empfanden und daß sie in dieser Situation ganz einfach die Nerven verloren haben – zumal niemand wissen konnte, ob Cortés überhaupt zurückkehren würde –; eine bewußte und geplante Provokation ist jedoch auszuschließen.

Die Verdienste Las Casas' um die Indios werden nicht geschmälert, wenn wir ihm hier Manipulation der Tatsachen nachweisen. Aber wir müssen uns darüber im Klaren sein, daß die *Brevísima Relación* ein hochgradig emotionaler und polemischer Text ist, der darauf berechnet war, Wirkung zu erzielen.

Das tat er auch, denn es wurden sofort Gegenpolemiken verfaßt; trotzdem gelang es erst über 100 Jahre später, 1660, das Buch durch die Inquisition verbieten zu lassen. Dennoch wurde es immer wieder nachgedruckt und vor allem: übersetzt. Eine französische Fassung erschien 1579 in Paris, eine englische 1583 in London, eine niederländische 1607 in Amsterdam, eine italienische 1630 in Venedig; die deutsche Übersetzung, deren Fassung ich zitiert habe, stammt von 1790.

Nun darf man in diesem europaweiten Interesse an dem Text nicht etwa ein erwachtes Weltgewissen sehen, denn all diese Länder waren fleißig im Sklavenhandel tätig. Der Text eignete sich vielmehr großartig als Propagandamittel im Rahmen der europäischen Politik: die Übersetzung ausgerechnet ins Niederländische, dessen Sprecher gerade um diese Zeit die Unabhängigkeit von Spaniern erkämpften, ist schlagender Beweis dafür. Diese Polemik, der die Indios im Grunde gleichgültig waren, erneuerte sich zur Zeit der Unabhängigkeitskriege der Kolonien gegen Spanien zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Eindruck gemacht hat die *Brevísima Relación* auch auf ihren eigentlichen Adressaten, Kaiser Karl V.; die Folge waren die später noch mehrfach zu erwähnenden *Leyes nuevas* zum Schutze der Indianer. Las Casas selbst wurde 1543 Bischof von Chiapas im Süden

Mexikos, das Sie aus den Nachrichten kennen. 1556 kehrte er, inzwischen immerhin 72 Jahre alt, endgültig nach Spanien zurück, wo er noch zehn Jahre lang als Mitglied des Indien-Rates politischen Einfluß ausübte und zahlreiche weitere Schriften verfaßte, ehe er am 18.7.1566 starb.

Ich gebe Ihnen noch ein weiteres Zitat aus einer Schrift "Abhandlung über die Schätze im Reiche von Perú" (*Tractatus de thesauris in regnis del Perú*). Der mittlerweile 77jährige Autor wendet sich jetzt an Philipp II.: "Kein König, kein Herr, kein Volk und erst recht keine Privatperson aus der ganzen indischen Welt hat vom Beginn der Entdeckung, d.h. vom Jahre 1492 an, bis zum heutigen Tag, dem 30. August 1561, wahrhaft freiwillig und juristisch wirksam" – *vere, libere, rite sive iuridice* – "unsere ruhmreichen Könige von Spanien als ihre Herren und Oberhäupter je anerkannt oder akzeptiert, geschweige denn die Botschafter, Führer, Hauptleute oder Beamten, die in ihrem Namen ausgesandt wurden; vielmehr war und ist der Gehorsam, den sie bis jetzt geleistet haben und immer noch leisten, das Ergebnis von Gewalt; er erfolgt unfreiwillig, und alle sehen sich genötigt, ihn zu erbringen, weil es ihnen an den Machtmitteln fehlt, solchem Zwang Widerstand zu leisten."

Etwas später heißt es: "Alles Gold und Silber, alle Edelsteine, Perlen, Juwelen, Gemmen und sonstiges Metall und was auch immer an Kostbarkeiten sich unter der Erde, im Wasser oder über der Erde befand und den Spaniern seit der Zeit, in der jene Welt entdeckt wurde, bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt in die Hände fiel, bis auf das, was die Eingeborenen vom Beginn jener Entdeckung an bis zu dem Augenblick, in dem sie durch die Spanier mißhandelt wurden, ihnen als Schenkung zukommen ließen, umsonst oder auch hier und da freiwillig im Tausch überließen, ist gestohlen, widerrechtlich angeeignet und verbrecherisch zusammengerafft worden. Folglich war das, was die Spanier begingen, Diebstahl oder Raub und unterliegt der Pflicht zur Rückerstattung."

Las Casas' Position, die sich im Laufe der Zeit also immer mehr verschärft, war schließlich die, daß die gesamte Conquista ein Verbrechen sei, ein ungerechtfertigter Krieg gegen freie Völker, und daß deshalb alle Conquistadoren ihren Besitz bedingungslos an die Indianer zurückgeben und diesen Entschädigung leisten müßten; die zerstörten Staaten seien wiederherzustellen. Alle Erträge der Conquista seien Raub; jeder einzelne sei zur Wiedergutmachung verpflichtet. Die grundlos angegriffenen Indianer hätten das Recht, gegen Spanien Krieg zu führen, und zwar von nun an bis zum jüngsten Gericht. Die christliche Mission dürfe nur auf friedliche Weise durch Vorbild und Überzeugung erfolgen.

Las Casas ist schwer zu bewerten. Er paßt kaum in ein mittelalterliches oder frühneuzeitliches Weltbild; heute würden wir sagen, daß er in der Sache Recht hatte. Daß seine Maximalposition keine Chance auf Realisierung hatte, müßte auch ihm selbst klar gewesen sein, obwohl man das nicht so genau wissen kann. Aber man kann auch argumentieren: nur die Formulierung von Maximalzielen ermöglicht es, wenigstens Teilerfolge zu erreichen.

Auf Druck von Geistlichen wie Las Casas hin erließ die spanische Krone Bestimmungen zum Schutz der Indianer, so schon 1512 die Gesetze von Burgos und 1526 die *Ordenanza sobre el buen tratamiento de los indios*; außerdem wurde 1517/9 ein eigener *protector de indios* eingesetzt, über dessen Tätigkeit ich allerdings noch nichts in Erfahrung bringen konnte.

Am bekanntesten sind schließlich die sog. *Leyes Nuevas* vom 20. November 1542. In ihnen heißt es u.a. wie folgt: "Unser vornehmlichstes Anliegen und unser Wille war und ist immerwährend die Erhaltung und Zunahme der indianischen Bevölkerung, ihre Einführung und Unterweisung in die Dinge unseres heiligen katholischen Glaubens und die gute Behandlung der Indios, wie es ihnen ja als freien Personen und unseren Untertanen zukommt. ... Ferner verordnen und befehlen wir, daß von nun an unter keinen Umständen, weder mit dem Hinweis auf Kriegszustand oder ähnliche Verhältnisse, nicht einmal bei Aufständen, weder als Repressalie noch aus sonst irgendeinem Vorwand, ein Indio zum Sklaven gemacht wird. Wir wünschen, daß sie wie unsere Untertanen der Krone von Kastilien behandelt werden, denn sie sind es ja auch ... Hinsichtlich indianischer Trägerdienste geben wir an die Audiencias die Weisung, besonders darauf zu achten, daß die Indios keine Lasten tragen dürfen. Falls dies in bestimmten Gebieten nicht vermieden werden kann, soll wenigstens dafür gesorgt werden, daß nicht durch unmäßige Lasten das Leben, die Gesundheit und der Fortbestand jener Indios gefährdet werde. Unter keinen Umständen dürfen die Audiencias dulden, daß Indios gegen ihren Willen und ohne Entgelt zum Lastentragen gezwungen werden."

Ich glaube, auch Sie haben den Eindruck, daß wir in diesem offiziellen Schriftstück teilweise wiederum Las Casas selbst hören können. Das gilt auch für folgende Bestimmung: "Uns ist berichtet worden, daß bei der Perlenfischerei alle Regeln gröblich mißachtet wurden und auf diese Weise zahlreiche Todesfälle eingetreten sind. Deshalb verbieten wir, daß in Zukunft noch freie Indios gegen ihren Willen zum Perlenfischen geschickt werden. Der jeweilige Bischof und Richter in Venezuela möge veranlassen, was ihm richtig dünkt, damit auch die Sklaven, die zum Perlenfischen geschickt werden ..., bewahrt bleiben und die Todesrate abnimmt. Wenn sie zu der Erkenntnis kommen, daß die Todesgefahr ... hier nicht abzuwenden ist, soll jene Perlenfischerei eingestellt werden; denn uns liegt selbstverständlich weit mehr die Erhaltung der Menschenleben am Herzen als der Gewinn, den uns vielleicht die Perlen bringen."

Weitere Bestimmungen zielen auf die Einschränkung des Systems der *encomienda* mit dem Ziel, sie auf die Dauer ganz abzuschaffen. So müssen die spanischen Amtsträger in Lateinamerika ihre Encomienden an die Krone zurückgeben, wobei sie sich dieser Pflicht auch nicht dadurch entziehen können, daß sie ihre Ämter niederlegen und ihre *encomiendas* als Privatleute behalten. Übergroße *repartimientos* sollen reduziert, mißbräuchlich ausgenutzte aberkannt werden. Außerdem dürfen keine neuen *encomiendas* errichtet und bestehende nicht an andere Personen übertragen werden, und zwar

auch nicht durch Vererbung an Witwen und Kinder; diese sollen ggf. durch königliche Anweisung anderweitig entschädigt werden.

Interessant ist noch die Schlußbestimmung: "Damit das Gesagte allgemeiner bekannt werde – insbesondere bei der einheimischen Bevölkerung unserer indischen Länder, zu deren Bestem es erlassen wird – befehlen wir, daß diese unsere Urkunde gedruckt und überallhin in Indien versandt werde. Den Mönchen, die die Indios unterweisen und lehren, tragen wir auf, den Text in die Sprache der Indios zu übersetzen, damit diese sie besser verstehen und daraus ersehen, was verfügt ist."

Obwohl die *Leyes Nuevas* also Sklaverei und *encomienda* der Indios keineswegs auf einen Schlag abschaffen, sondern gewissermaßen im Laufe der Zeit austrocknen wollten, stießen sie bei den Siedlern in Lateinamerika auf empörte Ablehnung. Der neue Vizekönig von Perú, Núñez Vela, der, 1543 von Karl V. eingesetzt, 1544 in Perú eintrifft und die Gesetze kompromißlos durchführen will, bekommt dies zu spüren. Auf der Reise von Panamá in sein neues Hauptquartier in Lima findet er beispielsweise in einem Ort namens Huaura statt des zum Empfang angetretenen Magistrats folgenden an eine Wand geschriebenen Spruch vor: *A quien me viniere a echar de mi casa y hacienda, procuraré de echarlo del mundo.* (Wenn da einer kommt, um mich aus meinem Haus und Besitz zu vertreiben, dann werde ich dafür sorgen, daß er vom Erdboden verschwindet.)

Um es kurz zu machen: es kommt zu einem Bürgerkrieg, in dem der Vizekönig den Tod findet. Da die Aufständischen aber von der Fiktion ausgehen, die wahren Interessen der spanischen Krone zu vertreten, welche die *Leyes Nuevas* nur aufgrund fehlerhafter Unterrichtung erlassen habe, kann der Kaiser die Situation schließlich dadurch retten, daß er keinen neuen Vizekönig, sondern einen Geistlichen mit Sondervollmachten nach Perú sendet. Dieser, Pedro de la Gasca, schafft es durch kluges Verhandeln und Taktieren, die Anführer der Rebellion zunächst in ihrer eigenen Anhängerschaft zu isolieren und dann militärisch zu besiegen. Diese Vorgänge sind sehr anschaulich in dem schon einmal erwähnten Roman von Salvador de Madariaga "Ein Tropfen Zeit" geschildert. Die *Leyes Nuevas* bestanden also ihre Bewährungsprobe in Lateinamerika nicht, so daß Karl V. sie 1545 weitgehend wieder aufheben mußte.

Das Interesse der spanischen Krone an den Verhältnissen in den Kolonien war aber ein Doppeltes: zum einen ging es ihr ernsthaft um den Schutz ihrer überseeischen Untertanen, deren Mißhandlung für Karl V. und einen Mann mit einem so skrupulösen Gewissen wie Philipp II. zweifellos eine moralische Belastung war. Zum anderen dienten die Vorschriften aber auch der Kontrolle der allzu selbstherrlichen Conquistadoren, denen etwaige Unabhängigkeitsgedanken ausgetrieben und die an möglichst kurzer Leine geführt werden sollten. Dem diente zum einen die Errichtung einer spanischen Zentralbehörde für Lateinamerika, des *Consejo Real y Supremo de las Indias* (endgültig 1524), dem wie gesagt auch Las Casas angehörte, und der zuvor schon der erwähnten *Casa de Contratación* in Sevilla. In Lateinamerika selbst wurde 1511 in Santo Domingo, später auch

in anderen Landesteilen, ein oberster Gerichtshof, eine *Audiencia*, errichtet, vor der man u.a. gegen den Gouverneur klagen konnte.

Die an sich gut gemeinten Bestimmungen zum Schutz der Indianer hatten aber eine negative Folge, die in Amerika bis heute nachwirkt: die Einfuhr schwarzer Sklaven aus Afrika, wobei sich übrigens Portugal als Zwischenhändler betätigte. Für diesen Handel war eine Erlaubnis der spanischen Krone erforderlich, ein *asiento de negros*; die erste derartige Erlaubnis erteilte Karl V. 1519. Man schätzt, daß bis zum Ende des 16. Jahrhunderts ca. 50000 afrikanische Sklaven eingeführt wurden, in den nächsten 50 Jahren dann allerdings an die 270000. Dabei kann man nicht als Entschuldigung anführen, daß der Sklavenhandel in Afrika Tradition hatte und daß eine noch weitaus größere Zahl von afrikanischen Sklaven in die islamischen Länder verschleppt wurde.

Die europäische Einwanderung nach Amerika wird bis 1600 auf etwa eine Viertelmillion Personen geschätzt. Dazu entstand im Laufe der Zeit noch die Mischlingsbevölkerung, da europäische Frauen Seltenheitswert hatten. Man bezeichnet die Mischlinge eines europäischen Mannes mit einer Indianerin als Mestizen, mit einer Negerin als Mulatten. Aus der Verbindung eines schwarzen Mannes mit einer Indianerin entsteht ein Zambo, aber dieser Fall trat selten ein. Die Verbindung einer Europäerin mit einem Indianer oder Neger dürfte ebenfalls selten vorgekommen bzw. gezielt verschleiert worden sein.

Wir haben die zwiespältige Haltung der spanischen Könige bei der Behandlung der Indios bereits kennengelernt und darauf hingewiesen, daß die Schutzgesetze mit von geistlicher Seite veranlaßt waren. Werfen wir jetzt einen kurzen Blick auf die Bemühungen der Kirche um das Seelenheil der neuen Christen, war dies doch die offizielle Begründung für die Amerikafahrten überhaupt. Bei Columbus' erster Fahrt war kein Geistlicher dabei, von der zweiten Fahrt an wurde dies aber die Regel, wobei generell die Mönche, vor allem die Bettelmönche, größeres Engagement zeigten als der Weltklerus.

Die kirchliche Situation in Lateinamerika war auch eine Rechtsfrage. Hierbei hatten ganz entschieden die spanischen Könige die Nase vorn, mit (durchaus willfähriger) Unterstützung der Päpste. Alexander VI. überließ den spanischen Königen 1501 den Kirchenzehnt in ganz Lateinamerika, d.h. die an die Geistlichen geschuldeten Abgaben. Julius II. übertrug ihnen 1508 das Patronatsrecht: das bedeutet, daß die Könige für alle geistlichen Stellen ein Besetzungs-, mindestens aber ein Vorschlagsrecht hatten. Dies ließ sich mit der notwendigen Missionsarbeit motivieren, widersprach aber allem, was in Europa in jahrhundertelangem Kampf als Freiheit der Kirche von der weltlichen Gewalt durchgesetzt worden war.

Wenn man weiterhin bedenkt, daß die Mission in Lateinamerika bis heute noch nicht abgeschlossen ist und die dortige Kirche an vielen Orten auch personell von europäischer Hilfe abhängig ist, darf die Klugheit dieser Privilegien für die spanische Krone bezweifelt werden. Ich formuliere dies mit einer gewissen Schärfe, weil der Vatikan das Jubiläumsjahr 1992 zum Anlaß einer Propagandainitiative genommen hat mit dem Tenor, die Amtskirche habe sich hinsichtlich

der Behandlung der Indianer durch die Europäer nichts vorzuwerfen. Tatsächlich blieb die Kirche und insbesondere der Klerus in Lateinamerika immer Kolonialkirche, ein Instrument der spanischen Herrschaft. 1553 (?) wurde auf einem Konzil in Mexico sogar ausdrücklich verboten, Indios zu Priestern zu weihen. Aus dieser Kolonialkirche stammt, wenn man es ganz böse formulieren will, auch der jetzige Papst.

Die Gründung von Bistümern folgte der Conquista mit einer gewissen Verzögerung: es beginnt 1511 mit Concepción de la Vega auf Hispaniola und mit Puerto Rico, 1512 S. Domingo auf Hispaniola als Erzbistum, 1517 Santiago de Cuba, 1520 Jamaica, 1524 Panamá, 1530 México als Erzbistum.

Es scheint ferner den Plan gegeben zu haben, in der Neuen ein weiteres sechstes Patriarchat einzurichten, also eine Organisationsebene oberhalb der Kirchenprovinzen, analog den fünf Patriarchaten Rom, Byzanz, Jerusalem, Antiochia und Alexandria in der Alten Welt. Jedenfalls erscheint seit 1524 ein in den Bischofslisten ein *patriarcha Indiarum*. Das wäre eine sinnvolle und der Bedeutung Lateinamerikas angemessene Maßnahme gewesen, und es scheint, daß Karl V. diesem Plan nicht abgeneigt war. Keiner dieser Patriarchen war aber je in der Neuen Welt, und der Titel wurde dann offenbar zu einem bloßen Ehrentitel eines spanischen Bischofs.

Erwähnenswert sind noch die Mönchsgruppen, die direkt zum Zwecke der Mission entsandt wurden. Den Anfang machen 3 niederländische Franziskaner, die 1523 nach Mexico kamen. 1524 kamen spanische Franziskaner, und zwar zwölf Brüder, also in derselben Zahl wie die Apostel, ebenso 1526 12 Dominikaner, 1532 12 Mercedarier, 1533 7 Augustiner. Die 12 Franziskaner versuchten echte Überzeugungsarbeit und veranstalteten ernsthafte Diskussionen mit den aztekischen Priestern, worüber inhaltliche Aufzeichnungen erhalten sind. Es handelte sich also nicht um Scheindiskussionen, wie sie im 14. und 15. Jahrhundert gelegentlich mit den spanischen Juden arrangiert wurden – wenn auch angesichts des totalen Versagens der aztekischen Götter bei der Abwehr der Spanier das Ergebnis nicht zweifelhaft sein konnte. 1572 kamen dann auch die Jesuiten.

Wie im frühmittelalterlichen Europa wurden heidnische Kultstätten in christliche umgewandelt und Klöster gegründet; treffendstes Beispiel ist die Kirche Nuestra Señora de los Remedios (auf Deutsch etwa "Unsere Liebe Frau von der immerwährenden Hilfe"), die auf der Spitze der Pyramide von Cholula errichtet wurde; hier noch einmal die Abbildung:



Daß die christliche Mission die älteren Glaubensvorstellungen der Indios auch dort nicht vollständig beseitigte, wo sie ernsthaft betrieben wurde, sondern daß es zu einem Synkretismus kam, der bis heute weiterwirkt, ist nicht verwunderlich, wird aber oft verschwiegen. Wir kommen am Schluß der Vorlesung noch einmal darauf zurück.

23. KAPITEL: BEWERTUNGEN DER CONQUISTA

AN DIESER STELLE SCHEINT MIR der rechte Ort für eine kurze Bilanz. Zu Beginn der Vorlesung habe ich versucht, das Schlagwort *encuentro* etwas zu problematisieren. Nachdem wir nun diese Begegnung und ihre Folgen anhand mehrerer eindrucksvoller Beispiele kennengelernt haben, können wir fragen, ob die Bilanz für die Indios auf der einen und die Europäer auf der anderen Seite positiv oder negativ ausfallen muß. "Die Indios haben durch die Ankunft der Spanier nichts verloren, sondern viel gewonnen, selbst bei dem, worauf es weniger ankommt, obwohl es durchaus bedeutsam ist, indem man ihnen vieles brachte, was sie sich schließlich im Lauf der Zeit gewiß zunutze machen müssen; und manches machen sie sich jetzt schon zunutze und gebrauchen es."

Sie haben bereits gemerkt, daß die letzten beiden Sätze nicht meine Ansicht wiedergeben; es handelt sich vielmehr um den Beginn der "Schlußbetrachtung" Diego de Landas in seinem "Bericht aus Yucatán". (Diego de Landa war, Sie erinnern sich, jener spanische Bischof, der erst die Bücher der Maya verbrennen ließ und dann selbst eine apologetische Darstellung von deren Geschichte, Kultur und Religion verfaßte.) Hören wir ihn zunächst noch weiter:

"Es gibt bereits viele und gute Pferde wie auch viele Mauleselinnen und Maulesel ... Es gibt viele und sehr schöne Kühe, zahlreiche Schweine, Hammel, Schafe, Ziegen und Hunde aus Spanien, die verdienten Nutzen bringen; und man hat schon erreicht, daß sie zu den vorteilhaften Neuerungen in den Indias zählen. Außerdem gibt es Katzen, die dort sehr nützlich und notwendig sind, und die Indios haben sie sehr gern; Hühner und Tauben; Apfelsinen, Limetten, Bergamottpomeranzen, Weinstöcke, Granatäpfel, Feigen, Flaschenkürbisse und Datteln, Bananen, Melonen und anderes Gemüse ...

Es wird bereits Seide gewonnen, und sie ist sehr gut. Zu ihnen sind Eisenwerkzeuge und der Gebrauch der Handwerke gelangt, und sie breiten sich bei ihnen sehr erfolgreich aus, ebenso die Verwendung des Geldes und vieler anderer Güter aus Spanien, denn obwohl die Indios ohne sie ausgekommen waren und dies auch konnten, leben sie mit ihnen unvergleichlich menschengemäßer und haben eine größere Hilfe bei ihren körperlichen Arbeiten und bei der Erleichterung ihrer Mühsal. ...

Gott hat den Indios durch die Anwesenheit unserer spanischen Nation nicht nur die besagten Neuerungen gebracht, die so notwendig für die Bedürfnisse des Menschen sind, daß sie es allein ihretwegen nicht mit dem vergelten, was sie den Spaniern geben oder geben werden; vielmehr sind zu ihnen ohne alle Vergeltung jene Güter gelangt, die man nicht kaufen oder verdienen kann, nämlich Gerechtigkeit, Christentum und Frieden, worin sie nun schon leben. Darum schulden sie Spanien und den Spaniern, ganz besonders den guten katholischen Königen dieser Nation ... **mehr** als den ersten Gründern ihres Volkes, schlechten Eltern, die sie in Sünde und als Kinder des Zorns zeugten, während das Christentum sie in Gnade zeugt, damit sie das ewige Leben empfangen."

Soweit Diego de Landa. Was er sagt, ist alles nicht falsch; und wenn man felsenfest überzeugt ist von der Alleingültigkeit der eigenen Religion und der Alleinrichtigkeit der Lehren der eigenen Kirche, außerhalb derer es kein Heil gibt, müssen die Indios tatsächlich für die Christianisierung vorbehaltlos dankbar sein. Aber alles, was de Landa sagt, ist auch von totaler Einseitigkeit und von einer arroganten Herablassung, die die Indios bestenfalls wie unmündige Kinder betrachtet. Nun sind wir im 16. Jahrhundert von modernen Vorstellungen von Toleranz und Glaubensfreiheit weit entfernt. Man kann de Landa also **nicht** vorwerfen, daß er **nicht** für die Beibehaltung oder Wiederherstellung der alten Kulte plädiert hat; aber er verliert auch kein Wort über die Begleitumstände der Conquista und kein Wort über den Nutzen, den Spanien aus den Kolonien zog: das ist das Erschreckende an seiner Darstellung.

Man kann und muß die Frage: haben die Indios von der Begegnung mit den Spaniern profitiert? aber doch stellen, wenn auch auf eine etwas intelligentere und, wie ich meine, anständigere Weise. Es ist kein Eurozentrismus, wenn man auf die grundlegende Schwäche der indianischen Religionen hinweist: sie sind Religionen der Angst, die dem Menschen für die bloße Existenz schwere Leistungen abverlangen. Die Götter der Maya und Azteken sind keine Gestalten, denen man Vertrauen entgegenbringen kann, sondern sie sind nicht nur furchterregend, sondern auch schwach und auf die Hilfe der Menschen geradezu angewiesen. Götter und Menschen stehen in einer Schicksalsgemeinschaft, die trotz allen Bemühungen zur Katastrophe führen muß.

Man kann erwidern, daß auch das Christentum – und speziell die Form, die sich den Indianern präsentierte – einen furchtbaren Aspekt hatte. Dagegen läßt sich wiederum argumentieren, daß jede Religion eine Erklärung für die Ängste der Menschen bieten muß, daß es aber eine Verzerrung christlicher Auffassungen bildet, wenn dieser Aspekt die Oberhand gewinnt – während er bei den einheimischen Religionen der allbeherrschende Aspekt war. Ich will darauf hinaus, daß die Christianisierung Amerikas ein Glücksfall für die Indios hätte sein können, wobei auch die kulturelle Identität durchaus hätte gewahrt werden können. Durch die Umstände, unter denen sie erfolgte, wurde diese Chance vertan.

Was die wirtschaftliche Seite angeht, so hat Amerika durch diese erste "Globalisierung" zweifellos gewonnen; ich habe auf die Sackgasse der Nahrungsversorgung, in der sich das Land befand, schon mehrfach hingewiesen. Aber auch Europa hat profitiert, wobei ich nicht die Edelmetalle meine, sondern die Pflanzen: ohne die Kartoffel beispielsweise wäre auch die Versorgungslage Europas wesentlich prekärer geblieben. Das Beispiel Irlands, dessen Nahrungsversorgung sich fast völlig auf die Kartoffel ausrichtete und dadurch im 19. Jahrhundert in eine existenzbedrohende Krise geriet, die *great famine* 1845 – 1852, ist nicht repräsentativ. Gerade in Deutschland, wo aus klimatischen und geologischen Gründen hochwertiger Getreideanbau nur eingeschränkt möglich ist, spielt die Kartoffel als preiswerte Nahrungsgrundlage eine wichtige Rolle – was ja dazu führt, daß wir in südlichen Ländern als "Kartoffelfresser" bezeichnet

werden. Von den lateinamerikanischen Produkten, die eigentlich solche der Alten Welt sind, aber zu uns über den Atlantik importiert werden, profitieren wir tagtäglich; denken Sie an Kaffee und Bananen.

Das gibt mir die Möglichkeit, Sie auf das grundsätzliche Problem des "fairen Handels" hinzuweisen, auch wenn es in Passau nicht ganz einfach ist, seine Kaufentscheidungen in diesem Sinne zu treffen; so hat z.B. vor einigen Jahren eine hiesige Kaffeerösterei die einschlägigen Produkte aus ihrem Sortiment gestrichen, und ein expandierender EDEKA-Markt verhält sich de facto ebenso. Zwei instructive Internetseiten zu diesem Thema finden Sie unter den Adressen <http://www.fairfeelsgood.de> und <http://www.transfair.org>. Es gibt aber die "Eine-Welt-Läden", die solche Produkte vertreiben, in Passau z.B. in der nördlichen Parallelstraße zur Ludwigstraße.

Die ganze Frage einer Bewertung der Conquista wird überlagert durch ein Verhängnis, an dem die Spanier nun wirklich unschuldig waren: die Einschleppung der europäischen Krankheiten, die als weitere Folge die Idee aufkommen ließen, aus Afrika Ersatz für die fehlenden Arbeitskräfte zu schaffen. Man könnte diese Überlegungen noch eine Weile fortsetzen – Sie mögen das für sich selbst auch tun. Ich will es mit diesen Denkanstößen jetzt bewenden lassen.

IV. TEIL: ZUM WEITEREN VERLAUF DER CONQUISTA

24. KAPITEL: EL DORADO, DIE CHIBCHA UND BRASILIEN

EINES DER WESENTLICHSTEN MOTIVE für die gesamte Conquista war, wie ich schon mehrfach betont habe, die Suche nach Reichtümern, insbesondere nach Gold. Sie erinnern sich an das Zitat aus Sahagún: "... wie Affen griffen sie nach dem Golde, ... sie ... suchten das Gold wie die Schweine." Der sagenhafte Goldreichtum Amerikas materialisiert sich geradezu in einer Legende, der von **El Dorado**. "El Dorado" bedeutet wörtlich übersetzt "der Vergoldete". Dahinter steht eine Legende, die erstmals 1542 von Juan de Castellanos aufgezeichnet und später 1624 von Pedro Simón in einem Buch "Noticias Historiales de las Conquistas de Tierra Firme en las Indias Occidentales" im Druck veröffentlicht wurde: sie berichtet von einem Fürsten, der, vollkommen mit Goldstaub bedeckt, auf einen See hinausfährt und dort Gold und Smaragde als Opfer ins Wasser wirft. Von der Person wird die Vorstellung dann auch auf das Land übertragen, so daß wir heute unter Eldorado eine Art irdisches Paradies oder Schlaraffenland verstehen, das sich durch eine Überfülle materieller Güte auszeichnet.

Diese Sage hat einen konkreten Hintergrund in der Kultur der Chibcha-Völker, die über ihre gemeinsame Sprache definiert sind. Geographisch befinden wir uns im Westteil des heutigen Kolumbien, also dem ethnologisch sog. Zwischengebiet. Da die Chibcha-Völker

keine Schrift entwickelten, muß ihre Geschichte archäologisch erschlossen werden, mit all den Problemen, die wir schon wiederholt erörtert haben. Man unterscheidet mehrere Phasen, wobei für das erste halbe Jahrtausend unserer Zeitrechnung eine erste Blütezeit mit hochstehendem Kunsthandwerk ermittelt wurde. Vom 9. Jahrhundert an sind Ansätze zu einer überregionalen Ordnung zu erkennen, jedoch kam es nie zu einer zentralen Staatsbildung, so daß es den Conquistadoren nicht möglich war, durch eine einfache Kappung der Spitze das Gebiet in Besitz zu nehmen; tatsächlich erlischt der Widerstand gegen die Eroberer erst am Ende des 16. Jahrhunderts. Die Conquistadoren setzten übrigens nur die Expansionspolitik der Inka fort, in deren Bannkreis die südlichen Gebiete bereits geraten waren.

Die beiden wichtigsten Chibcha-Völker sind die Tairona, die vor allem in der lagunenreichen Küstenregion an der Atlantikküste wohnten, und die Muisca, die die fruchtbaren Hochtäler besiedelten. Im Gebiet der Muisca gibt es mehrere als heilig verehrte Seen, vor allem den See Guatavita, einen Kratersee auf 3000 m Höhe, westlich des heutigen Bogotá. So sieht er heute aus:



Das Goldopfer bildet einen wichtigen Teil der religiösen Zeremonien der Muisca, jedoch wurde nicht etwa bloß das Edelmetall in den See geworfen, sondern es wurde zuvor zu Kunstwerken erlesener Qualität und selbstverständlich symbolischer Bedeutung verarbeitet. Die Muisca gelten als die besten Goldschmiede Lateinamerikas.

Daß ein solches Goldland par excellence das begehrliche Interesse der Conquistadoren auf sich zog, versteht sich fast von selbst. Kaum war das Inkareich gefallen, setzten sich gleich drei Expeditionen nach Eldorado in Bewegung, von vielen gescheiterten Versuchen, von denen wir nie etwas erfahren werden, ganz abgesehen. Die drei Expeditionen näherten sich ihrem Ziel auf unterschiedlichen Wegen:



- 1536–1538 versuchte es Jimenez de Quesada, ein Jurist aus Granada, den Magdalenaenstrom hinauf, also ziemlich genau in Südrichtung von Santa Marta an der Atlantikküste aus (der Magdalenaenstrom ist blau eingezeichnet, die Route rot);
- in entgegengesetzter Richtung, also von Ecuador her, zog 1538–1539 Sebastián Mojano de Benalcázar, der zuvor im Heer Pizarros gedient hatte. Ihn haben wir schon beim Wettlauf um die Eroberung Ecuadors kennengelernt (die grüne Linie; an der Küste habe ich noch Tumbez eingezeichnet, wo Pizarro 1532 an Land ging);
- gleichzeitig zog 1537–1539 von Coro an der venezolanischen Küste aus Nikolaus Federmann auf Goldsuche; seine Route lag etwas weiter östlich als diejenige Quesadas (die orangefarbene Linie). Der deutsche Name dieses Schatzsuchers, der übrigens auch einen Bericht über seine Tätigkeit hinterlassen hat, ist kein Zufall, denn er war ein Beauftragter der Welsler. Dieser Augsburger Bankiersdynastie hatte Karl V. als Kreditsicherheit die Ausbeutung Venezuelas überlassen. Daher kommt übrigens auch der Name dieses Landes: Klein-Venedig. Seine Lagunenküste erinnerte den Welserschen Bankangestellten an Venedig, das er auf früheren Handelsreisen kennengelernt hatte. Hier ein Schiff der Welserschen Venezuela-Flotte:



Die drei Expeditionen, die also fast zur gleichen Zeit am Ziel eintrafen, verhielten sich aber ausnahmsweise nicht als Konkurrenten, sondern arbeiteten bei der Ausbeutung der Schätze und damit auch der Indianer zusammen.

Diese erwies sich nämlich als technisch schwierig: der Guatavita-See ist, wie gesagt, ein Kratersee, der also kegelförmig weit in die Tiefe reicht. Außerdem ist er am Grunde von Schlamm bedeckt. Deshalb gelang es erst 1545 Hernán de Quesada, einem Bruder des Jimenez de Quesada, einige Objekte zu bergen. Wie man dabei praktisch vorging, weiß ich nicht; ich stelle mir vor, daß man entweder Indios tauchen ließ oder daß man es mit Fischernetzen versuchte. Erfolgreicher war 1580 Antonio de Sepúlveda, der große Mengen Gold und einen 60 g schweren Smaragd herausholte.

1807 besuchte Alexander von Humboldt den See und schätzte die Zahl der dort liegenden Objekte auf eine halbe Million im Wert von 300 Millionen Dollar; spätere Besucher nannten noch höhere Zahlen. Deshalb wurde 1898 eine "Gesellschaft zur Trockenlegung des Sees von Guatavita" gegründet, aber auch sie scheiterte an den technischen Problemen, so daß man sie wohl eher als eine moderne Fortsetzung der muiscanischen Goldopfer in den See bezeichnen muß. 1965 schließlich wurde der See unter Naturschutz gestellt; die Kunstschatze der Muisca, ob dem See entnommen oder auf andere Weise überliefert, sammelt das "Museo de oro" in Bogotá, das es bis 1978 auf 26000 Inventarnummern brachte. Hier ein Beispiel eines solchen Kunstwerkes aus Gold:



Anders – aber eigentlich doch auch wieder ähnlich – verlief die portugiesische Inbesitznahme **Brasiliens**. Der Name "Brasilien" ist abgeleitet vom Brasilholz, lateinisch *bresilium* oder *brasilium*, einem tropischen Holz, das im Mittelalter aus Ceylon bezogen wurde und zum Herstellen roter Farbe, etwa für das Färben von Stoffen, diente. Dieses Rotholz war die erste und zunächst wichtigste Handelsware, die sich in Brasilien gewinnen ließ, allerdings nur in Zusammenarbeit mit den Eingeborenen, die die Sammelplätze dafür kannten; erst später kamen das Zuckerrohr und der Kaffee hinzu.

Die erste Frage, die sich uns stellt, lautet selbstverständlich: wer hat Brasilien entdeckt? Die Lexika antworten: Pedro Alvares Cabral am 22.4.1500, aber das ist nicht ganz sicher. Tatsächlich konkurrieren vier bekannte und eine anonyme Person um diese Ehre. Die bekannten sind:

1. Amerigo Vespucci, der im Juli 1499 an der Mündung des Amazonas gewesen sein will. Nach dem Vornamen des Vespucci ist bekanntlich Amerika benannt, seit im Jahre 1507 die Kartographen Matthias Ringmann und Martin Waldseemüller auf ihrer Weltkarte den neuen Kontinent so bezeichneten, weil sie Vespucci für den Entdecker ganz Amerikas hielten; ich habe Ihnen in der Einleitung die entsprechende Stelle gezeigt. Da Vespucci aber zumindest **eine** Seereise nach Amerika aus dem Jahre 1497 **frei erfunden** hat und sich auch sonst nicht eben durch Bescheidenheit auszeichnete, sind seine Angaben mit Vorsicht zu betrachten. So dann ist
 2. zu nennen: Pinzón, der Gefährte des Kolumbus auf seiner ersten Fahrt: er unternahm ebenfalls 1499 eine Reise, und zwar startete er im November 1499 in Spanien und traf bei Kap São Roque auf das brasilianische Festland – das ist fast die östlichste Spitze Brasiliens – und fuhr dann nördlich an der Küste entlang bis zur Amazonas-Mündung, wobei ihm auffiel, daß sie Süßwasser führte und somit nicht die gesuchte Durchfahrt nach Indien darstellen konnte.
 3. ist dann Cabral zu erwähnen, der am 9.3.1500 in Portugal abfuhr und eigentlich an Afrika entlang nach Indien fahren wollte, aber versehentlich über den Atlantik in die Neue Welt getrieben wurde. Er kam am 22.4.1500 beim Monte Pascual bei Porto Seguro an, 600 km südlich von São Roque, nahm kurz Brasilien in Besitz und fuhr dann wie ursprünglich geplant weiter nach Afrika.
 4. ist der Portugiese Coelho zu nennen, der, mit Vespucci an Bord, im Mai 1501 in Brasilien ankam und nach Süden weiterfuhr, im Januar 1502 beim Rio de Janeiro anlangte, der deshalb so heißt ("Januarfluß"), und weiter bis über den Äquator hinaus vorstieß, jedoch ist ungewiß, wie weit. Vespucci berichtete über diese Reise in einem Brief an Piero de' Medici, der gedruckt wurde und den Namen *Mundus Novus*, also "Neue Welt", für den neuen Kontinent populär machte.
- Vielleicht gab es aber noch einen
5. Entdecker, der **vor** allen anderen Brasilien erreichte, aber seine Entdeckung nur dem portugiesischen König offenbarte, der dar-

aufhin die Westverlagerung der Grenzlinie im Vertrag von Tordesillas bewirkte. Wenn es dieses portugiesische Staatsgeheimnis, diese *política de sigilo*, wirklich gegeben hat, war auch die Fahrt Cabrals kein Navigationsirrtum, sondern diente der förmlichen Inbesitznahme des Landes.

Portugals Interesse an Brasilien war zunächst nicht sehr groß, zumal man damals gerade bei den Fahrten über Afrika nach Indien die größten Erfolge erzielte. Man begnügte sich mit einzelnen Handelsniederlassungen und war staatlicherseits nur soweit präsent, wie es nötig war, um die Handelskonkurrenz anderer Nationen, v.a. der Franzosen, zu verhindern. Es kam hinzu, daß man es, anders als die Spanier, eben nicht mit einer Hochkultur zu tun hatte, sondern mit Stämmen auf einem niedrigen Entwicklungsniveau, die zum Teil Kannibalismus betrieben. Die Niederlassungen anderer europäischer Nationen wurden gezielt zerstört, wobei man mitunter auch nichts dabei fand, die dort gemachten Gefangenen den kannibalischen Ureinwohnern zu genau diesem Zweck zu überlassen. Sie erinnern sich an die Verhältnisse, die Hans Staden dort antraf.

Erst in den 1530er Jahren setzt eine intensivere Kolonisation ein. Dazu wurde die Küste in 15, später 17 Abschnitte unterteilt, sog. *capitanias* oder *donatarias*, die jeweils einem *donatário* zur Ausbeutung übertragen wurden. Der *donatário* konnte und sollte Teile seines Gebietes an, wenn man so will, Subunternehmer weiterverleihen. Das System ähnelt dem mittelalterlichen Lehnswesen und beruht auf der Praxis der *sesmaria*, die sich bei der Neubesiedlung der in der portugiesischen Reconquista erworbenen Gebiete bewährt hatte. Der einzelne *donatário* erhielt eine Schenkungsurkunde (*carta de donação*) und ein *foral*, eine Art Organisationsstatut mit festgelegten Rechten auch für die Subunternehmer; das Wort und der Begriff *foral* dürften dem spanischen *fuero* entsprechen. Die meisten *cartas de donação* wurden 1534/6 ausgestellt; unter den Begünstigten befanden sich u.a. drei Indiovetereane, ein humanistischer Gelehrter und ein Kollege, der Historiker João de Barros.

Die *capitania* erstreckte sich von der Küste ins Landesinnere, ohne daß dort eine Grenze festgelegt war, im Prinzip also so weit, wie der *donatário* sie nutzen und kontrollieren konnte.



Die *capitanias* nahmen eine sehr unterschiedliche Entwicklung, je nachdem, wo sie lagen und wie der *donatário* und seine Leute mit den Ureinwohnern umzugehen verstanden; denn von diesen mußten sie, wie gesagt, den wichtigsten Rohstoff, das Brasilholz, durch Tausch erwerben. Für eine Tätigkeit auf landwirtschaftlichen Plantagen kamen die Eingeborenen kaum in Frage; die Probleme der Karibik wiederholten sich, und schließlich wurden auch nach Brasilien Sklaven aus Afrika verschleppt. Auf Dauer waren eigentlich nur zwei *capitanias* erfolgreich, São Vicente und Pernambuco.

Problematisch war es auch, die erforderliche Anzahl europäischer Bevölkerung herbeizuschaffen. Die meisten Europäer der ersten Stunde, von den Hauptunternehmern selbst natürlich abgese-

hen, waren verurteilte Verbrecher, wurden deshalb zwangsweise nach Brasilien geschickt, die sog. *degregados*. Gemäß dem Gesetzbuch König Manuels, den *Ordenações Manuelinas*, war die Verbannung nach Brasilien die zweitschärfste Strafe nach der Todesstrafe. Man muß allerdings dazusagen, daß im Strafrecht des 16. Jahrhunderts auf sehr viele Taten die Todesstrafe stand, so daß die *degregados* also keineswegs als Schwerkriminelle oder Wiederholungstäter anzusehen sind, sondern eher als Ersttäter z.B. bei einfachem Diebstahl. 1548 wurde dann erstmals eine Art zentrale Regierungsbehörde für Brasilien, das *governo geral*, eingerichtet.

25. KAPITEL: "LA TIERRA SIN MAL" – CONQUISTADOREN UND JESUITEN IM GEBIET DES RIO DE LA PLATA

RIO DE LA PLATA bedeutet wörtlich übersetzt "Silberfluß". Schon diese Bezeichnung verrät, mit welchen Motiven sich die Europäer im 16. Jahrhundert auch dieses Gebiet zu erschließen begannen. Vom spanischen Wort *plata* leitet sich übrigens der Name eines anderen Metalls ab, das im 19. Jahrhundert in Mode kam und als noch wertvoller gilt: ich meine das "Platin", das je ebenfalls einen silbernen Glanz hat. Platinschmuck erkennt man beiläufig daran, daß bei ihm das Gold in dienender Funktion verwendet wird, also z.B. für Verschlüsse und dergleichen, wofür man bei Goldschmuck das Silber verwendet.

Das Gebiet des Rio de la Plata gehörte zur spanischen Sphäre, aber die Nachbarschaft zu Brasilien mochte am kaiserlichen Hof die Befürchtung wecken, es könne portugiesische Begehrlichkeit hervorrufen. Möglicherweise auch deshalb startete im Auftrag Karls V. 1534 eine Expedition unter dem spanischen Hochadligen Pedro de Mendoza in Richtung Südamerika. Gewisse Vorkenntnisse besaß man dabei bereits aus den Erkundungsfahrten des Vicente Pinzon 1508, des Diaz de Solis 1515/6, ferner Magellans, der hier 1520 hier zunächst die Durchfahrt zum Pazifik erhofft hatte, schließlich des Sebastiano Caboto 1526.

Über die Unternehmung von 1534 besitzen wir eine interessante Quelle, denn einer der Teilnehmer war der folgende Herr:



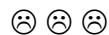
Die Physiognomie verweist eindeutig nach Niederbayern: es handelt sich um Ulrich Schmidel aus Straubing. Die Schmidels waren dort eine der ratsfähigen Kaufmannsfamilien, die seit mehreren Jahrzehnten den Bürgermeister stellten; solche langen Regierungszeiten einer Partei sollen in Bayern ja vorkommen. Ulrichs Bericht umfaßt die Zeit von 1534 bis 1554, als er von seinem älteren Bruder nach Hause zurückberufen wurde, um die Firma der Familie zu übernehmen. Der Bericht ist in der Originalhandschrift überliefert, die heute in Stuttgart liegt. Ich habe das Faksimile einer gedruckten und mit Holzschnitten versehenen Ausgabe von 1602 verwendet, welches in Graz 1962 er-

schien. Eine Druckausgabe von 2000 in einem Verlag namens "via verbis bavarica" aus Taufkirchen kann man nur als verlegerischen Scherzartikel bezeichnen.

Schmidel bleibt an Beobachtungsgabe und Offenheit für das Fremde deutlich hinter Hans Staden zurück. Dennoch genießt er einen gewissen Ruf: da er die Gründung von Buenos Aires berichtet – ich werde die Stelle gleich zitieren –, kann er als der erste Geschichtsschreiber Argentiniens gelten. Dies brachte ihm 1968 die Aufstellung eines Denkmals in Buenos Aires ein, das allerdings 1998 entwendet und 2000 wiederhergestellt wurde. Es trägt die Inschrift:

*EL PUEBLO ARGENTINO A ALEMANIA EN ULRICO
SCHMIDL. STRAUBING – BUENOS AIRES. 1536. PRIMER
GEOGRAFA E HISTORIADOR*

(und dann noch eine Zeile, die ich auf der Abbildung nicht lesen konnte). Hier sehen Sie das Denkmal mit Besuch aus Passau:



Ebenso gibt es in Straubing eine Gedenktafel mit folgendem Text: *La Republica Argentina a su primer historiador Ulrico Schmidl, Straubing, 27.10.1961.*

Hier nun das vom Verlag gestaltete Titelblatt des Buches:



Beginnen wir mit der Vorrede des Autors: *IM Jahr als mann zalt nach Christi vnsers lieben Herrn vnd Seligmachers Geburt / Tausent Fünffhundert vier vnnnd dreyssig Hab ich Vlrich Schmidel von Straubing diese nachfolgende Nationes vnd Ländern / von Antorff auß / auff dem Meer in Hispanien / Indien vnd mancherley Jsuln / etc. Mit sonderlicher gefahr in Kriegsleufften durch gereist vnnnd gezogen: Welche gantze reiß (so vom obgemelten Jahr / 1534. Biß auffs Jahr 1554. Da mir Gott der Allmechtige wieder zu Land geholfen / gewereth) ich / was mir sampt meinen Mitverwanten / in derselben zugestanden vnd begegnet / auff kürzest hierin beschrieben hab.*

Unter dem Abfahrtsort *Antorff* ist Antwerpen zu verstehen. Die eigentliche Expedition startet aber von Sevilla aus mit 14 Schiffen, die im Laufe der Reise aber immer weniger werden, und einer Besatzung von 2500 Spaniern sowie 150 "Hochdeutschen, Niederländern und Sachsen", die ebenfalls immer weniger werden. Eines der Schiffe gehört den Welsern, deren Faktor Heinrich Peime Waren nach Südamerika transportiert; auf diesem Schiff heuert der Autor an. Auf den Kanarischen Inseln macht man, wie das üblich war, einen Zwischenstop, und dort wäre die ganze Reise, wie wir im 2. Kapitel erfahren, beinahe gescheitert, denn der Cousin des Anführers schmuggelt heimlich eine Insulanerin mit an Bord, woraufhin das Schiff von Land aus bombardiert wird. Das Liebespaar muß dann aber doch zurückbleiben, und die Fahrt geht über die Kapverden nach Brasilien, wo es einen Aufenthalt am Rio de Janeiro gibt, und dann zur Mündung des Rio de la Plata. Man ankert zunächst an der

nördlichen Seite der Flußmündung, also im heutigen Uruguay, wechselt dann aber auf die Südseite.

Dazu im 7. Kapitel: *IN diesem orth / haben wir eine Stadt gebawet / welche man genennet Buenas Aeres, das ist zu Teutsch / Guter Lufft.* Die Eingeborenen verhalten sich zunächst friedlich, nach zwei Wochen kommt es aber zum Widerstand und einer Schlacht (8. Kapitel): *DA wir sie den wollten angreifen / stellten sie sich dermaßen zur gegenwehr / daß wir denselben Tag genug mit jhnen zu schaffen hatten / wie sie dann auch vnsern Hauptman ... sampt Sechs Edelleuthen vmbgebracht / vnd von den Knechten zu Roß vnd Fuß vngefährlich 20. zu Todt geschlagen / auff jhrer Seyten aber seindt Tausent Mann vmbkommen / haben sich also gegen vns gar dapffer gewehret / daß wir dessen gar wol empfunden.*

Die Folge dieses Sieges ist aber, daß die Einheimischen den Spaniern keine Lebensmittel mehr bringen. Die Zeitangaben Schmidels sind nicht sehr präzise; wir befinden uns etwa im Mai 1535, also in der kalten Jahreszeit. Die Folgen erfahren wir im 9. Kapitel:



... bawete man daselbst eine Stadt / vnd ein Erdenen Wallen eines halben Spieß hoch darumb / (also etwa 3 m hoch) vnd darinnen ein starck Hauß für vnsern Obersten. Die Stadtmawren von Erden war drey Schuch breyt (etwa 1 m) / vnd was man heut bawet / das fiel morgen wieder ein / dann das Volck hatte nichts zu essen / litt sehr große Armuth vnnd hungers noth / daß weder Ratzen (Ratten) oder Meuß (Mäuse) / Schlangen noch ander vnziffer (Ungeziefer, Insekten) gnug vorhanden waren / zu Ersetzung dieses großen jämmerlichen Hungers / vnd vnaußsprechlicher Armuth. So kunden auch die Schuhe vnd ander Leder nicht bleiben / es muste gessen sein. Es begab sich / daß 3. Spanier ein Roß empfreundten / vnd dasselbige heimlich aßen / (auf dem Holzschnitt links) vnd als man solches jnnen ward / wurden sie gefangen / vnd mit schwerer pein derwegen gefragt / als sie nun solches bekanten / wurden sie zum Galgen verurtheilt / vnd gehenckt. In derselben Nacht geselleten sich 3. andere Spanier zusammen / die kamen zu diesen dreyen gehenckte zum Galgen / hieben jhnen die Schenckel vom Leib herab / vnd haben große Stücke Fleisch auß jhnen geschnitten (auf der Abbildung rechts) vnd trugen dieselben / zu Ersetzung jhres großen Hungers / in ihr Lossament: So hatte auch ein Spanier seinen Bruder / so in der Stadt Buenas Aeres gestorben war / auß vbermessigem Hunger gessen.

Es kommt zu einem weiteren Angriff der Einheimischen, die Siedlung muß vorübergehend aufgegeben werden und man fährt weiter den Fluß hinauf ins Landesinnere, wo dann auch noch Asunción gegründet wird.

Ich glaube, das genügt als Eindruck von dem Reisebericht. An den eingeborenen Stämmen interessiert unseren Autor in der Regel nur, ob sie den Europäern Nahrungsmittel bringen oder nicht. Die Männer findet er meist recht stattlich, die Frauen dagegen fett und häßlich. Ein letztes Zitat zeigt sehr schön, wie diese Eingeborenen

mit den goldsuchenden Eindringlingen umgingen (24. Kapitel): *Demnach ließ vnser Häuptmann jhren Obersten fragen / ob sie nichts wüsten von einer Nation / so Caracarais heist. Darauff er antwortet: Sie wüsten mehr nicht / als was sie vngefährlich gehöret / von solcher Nation zu sagen: Es solte auch dieselbe sehr weyt von jnen im Landt ligen / solten auch viel Goldt vnd Silber haben: sie hetten aber jhres theils derselben noch keinen gesehen / vnd sagten vns noch ferner / wie diese Caracarais sehr weise Leut waren / gleich wie wir Christen / vnd viel zu essen hetten ... Aber keiner ... hette solche ... jemals gesehen / sondern meldeten / sie hetten solches allein von hören sagen. Wir haben aber hernacher erfahren / wie die Sachen eigentlich gestalt gewesen.*

Von Bekehrungsversuchen der Indianer zum Christentum ist bei Schmidel nirgends die Rede, und auch für die Religion der Eingeborenen zeigt er keinerlei Interesse, was bei der Art seines Kontaktes allerdings auch kaum möglich war. Insofern ist Hans Staden, an den Sie sich aus dem kannibalischen 5. Kapitel erinnern, ein weitaus ergiebigerer Gewährsmann. Die Stämme, mit denen Hans Staden unfreiwillig Kontakt aufnahm, wohnten nicht nur an den brasilianischen Küsten, sondern besiedelten damals auch weite Teile des Binnenlandes in Brasilien selbst und südlich angrenzend in Uruguay und Paraguay. Man kann sie zu zwei Stammesgruppen zusammenfassen: den *Tupí* im Amazonasgebiet und den *Guaraní* in den südlichen, weniger tropischen Gegenden.

Das Gebiet Paraguays genießt in diesem Zusammenhang eine gewisse Berühmtheit: es war bevorzugtes Missionsgebiet der Jesuiten, Hier zunächst eine Karte über deren Tätigkeit in Südamerika:



Sie sehen, wie diese Gebiete einen Ring um Brasilien bilden. Das ist wichtig, denn diese Grenzgebiete unterstanden direkt der spanischen Krone und waren folglich von jeder Unterstellung unter die weltliche Gewalt der Vizekönige, Gouverneure usw. befreit. Insbesondere zwischen dem Rio Paraná und dem Rio Uruguay entstand quasi ein eigener Jesuitenstaat. Sein Rückgrat waren 30 zentrale Missionsstationen; übrigens heißt noch heute eine argentinische Provinz "Misiones". Die Missionsstationen, die man auch "Reduktionen" nennt,



trugen die Namen S. Ignacio Guazú, S. Maria da Fé, S. Rosa, Santiago, S. Cosmé, Itapúa, Trinidad, Jésus, Corpus, S. Ignacio Mini, Loreto, Candelaria, S. Carlos, S. José, Apóstoles, Concepción, S. Ana, Mártires, S. Javier, S. Maria, S. Nicolas, S. Angel, S. Juan, S. Miguel, S. Lorenzo, S. Luis, S. Tomé, S. Borja, La Cruz und Yapeyú.

Also die in Lateinamerika seit den Zeiten des Kolumbus übliche Mischung aus einheimischen und Heiligennamen sowie Festbezeichnungen. Natürlich sind typisch jesuitische Namen dabei, so Ignatius, der Ordensgründer, gleich zwei Mal. Interessant ist noch S.

Borja, denn mit dem Namen Borja oder Borgia verbindet man ja eine gar nicht so heilige Epoche des Papsttums unter Calixt III. und vor allem Alexander VI. Gemeint ist hier der Urenkel des berühmten Papstes, Francisco de Borja, der von 1565 – 1572 der dritte Ordensgeneral der Jesuiten war und 1671 heiliggesprochen wurde, also gewissermaßen eine Blume, die auf dem Mist gewachsen ist. Für Näheres verweise ich Sie auf meine Vorlesung über die Borgia.

In diese Reduktionen wurden die Indianer zusammengezogen, um sie dort zu missionieren, im christlichen Glauben zu erziehen und an eine seßhafte europäische Lebensweise zu gewöhnen. Das Verfahren erscheint uns heute als etwas problematisch, denn so wohlgemeint es war, bedeutete es doch eine Zwangsbeglückung: die kulturellen Traditionen der Indianer wurden als minderwertig angesehen und diese in der für die Jesuiten typischen Weise wie unmündige Kinder behandelt. Auf der anderen Seite bewahrte die Errichtung dieses Jesuitenstaates seine Bewohner immerhin vor der *encomienda*, also vor der gewissenlosen Ausbeutung durch die Kolonialherren.

Der Jesuitenstaat war auch ein wirtschaftlich durchaus erfolgreiches Modell, das den Neid der weltlichen Nachbarn erregte; jedoch war es lange Zeit durch die guten Beziehungen der Jesuiten zum König und zur päpstlichen Kurie geschützt. Noch 1743 erklärte König Philipp V. alle Vorwürfe gegen den Orden ausdrücklich für unberechtigt und unhaltbar.

Das Ende des Jesuitenstaates nach etwa zwei Jahrhunderten war unrühmlich und unverdient. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts setzte in Europa ein förmliches Kesseltreiben der "aufgeklärten" Regierungen gegen den Jesuitenorden ein, das an die spätmittelalterliche Verfolgung des Templerordens erinnert. Hauptakteur war dabei der portugiesische Premierminister Pombal. Er erreichte es, daß die Jesuiten 1759 aus Portugal und Brasilien ausgewiesen wurden; 1764 schloß sich Frankreich, 1766/7 auch Spanien an. Daraufhin mußten die Patres Paraguay verlassen, und ein nicht unbeträchtlicher Teil ihrer indianischen Zöglinge kehrte zu seiner alten Lebensweise zurück. Schließlich hob Papst Clemens XIV. im Jahre 1773 den gesamten Jesuitenorden auf.

Aus dem vorhin Gesagten geht hervor, daß die Jesuiten ihre Indianer mit wohlmeinender Arroganz betrachteten und in ihnen eher die Objekte der Mission sahen. An ihnen glaubten sie, zu ihrem maßlosen Erstaunen, das völlige Fehlen einer Religion zu entdecken. Padre Manuel Nóbrega schreibt beispielsweise 1549: *Son gente que no tiene conocimiento alguno de Dios, no tiene ídolo alguno. ... Esa gente no adora la más mínima cosa, no conoce a Dios; sin embargo llama tupana al trueno, y ello significa cosa divina.* (Sie sind ein Volk, das keinerlei Kenntnis von Gott hat und auch keine Götzenbilder verehrt. Dieses Volk betet nicht die kleinste Sache an und kennt Gott nicht; lediglich hat es für den Donner die Bezeichnung "tupana", und dieser bedeutet etwas Übernatürliches.)

Aus dieser Erkenntnis, zu der besagter Pater bereits nach zweiwöchigem Aufenthalt gelangte, die aber von anderen Ordensbrüdern geteilt wurde, zog man den Schluß, es müsse leicht sein,

solchen jungfräulichen Seelen den christlichen Glauben einzugießen. Dieser Schluß erwies sich aber als Irrtum, und im Laufe der Zeit fanden die Jesuiten dann schon Zugang zu den Religionsvorstellungen der Indianer. Sie sahen sie aber nur unter dem Gesichtspunkt, was davon als Ansatz für die Mission zu verwenden sei. Sie suchten nach Parallelen zur Bibel und fanden sie auch. Dadurch verbauten sie sich aber den unbefangenen Zugang zu einer fremden Kultur; das müssen wir bei der Quellenkritik berücksichtigen.

In einem Punkt hatten die Jesuiten allerdings recht: Götterbilder und Tempel besaßen die Tupí und Guaraní keine, und sie brachten auch keinerlei Opfer dar; ihre Religion spielt sich ganz auf geistiger bzw. Geisterebene ab. Damit sind wir wiederum bei den Schamanen angelangt. Die gewöhnlichen Schamanen, die es in jedem Dorf gab, wirkten als Mediziner, d.h. sie hatten die Krankheitsursachen in der Geisterwelt aufzusuchen und zu beseitigen. In den Darstellungen der Europäer erscheinen die Schamanen durchweg als vorsätzliche Betrüger.

Neben ihren medizinischen Aufgaben leiteten die Schamanen die Feste, bei denen die Gemeinschaften zusammenkamen: sie rezierten dort bestimmte religiöse Gesänge, die den Tanz der Bevölkerung begleiteten. Je nach Fähigkeit konnte ein Schamane einen oder mehrere Gesänge und durfte kleinere oder größere Feste leiten. Auf den großen, nur im Abstand von mehreren Jahren stattfindenden überregionalen Festen war diese Rolle allerdings einer besonderen Gruppe von Schamanen vorbehalten, die als *Karaí* bezeichnet werden. Der *Karaí* steht außerhalb der normalen Gesellschaft; er gehört keiner Familie an, wohnt auch nicht im Dorf, sondern man errichtet ihm ein gesondertes Haus abseits; er fastet häufig usw., reist nach Belieben umher – auch durch das Gebiet feindlicher Stämme – und wird von den Indianern verehrt, vor allem aber gefürchtet.

Aus den Gesängen des *Karaí* erfahren die Indianer ihre Mythologie, die auch in prophetische Aussagen übergehen kann, und erhalten Kunde von einem Land der Verheißung, einem irdischen Paradies oder auf Spanisch: einer *tierra sin mal*. Dort gibt es keine Gesellschaft mehr, keine Arbeit, die Lebensmittel wachsen von selbst; es gibt auch keine Ehe mehr, sondern jeder kann mit jedem verkehren usw.; und es gibt auch keine Bedrohung durch zerstörerische Mächte wie Donner, Blitz, Fluten usw. und selbstverständlich auch keinen Tod.

Diese *Karaí* genannte höchste Klasse der Schamanen bildete also das Haupthindernis für die Missionierung der Indianer; speziell sie zu bekehren, war das ehrgeizigste Ziel der Jesuiten, das aber nur in Einzelfällen gelang. Die Zusammenziehung der Indianer in den *reducciones* diente auch dem Zweck, sie dem Einfluß der *Karaí* zu entziehen.

Die Mythologie macht über die Erschaffung oder Entstehung der Welt keine besonders klaren Angaben. Neben den Menschen gibt es eine Art Heroen: genannt werden drei Generationen: *Monan*, nach ihm *Maira-Monan*, schließlich *Zumé* oder *Zomé*; aber vielleicht sind diese drei auch identisch. Am wichtigsten von ihnen ist *Zomé*, denn er ist der Kulturbringer für die Menschen, eine Art südamerika-

nischer Prometheus. In ihm glaubten die Jesuiten eine bekannte Gestalt zu erkennen: Zomé klingt fast wie "Tomé"; Tomé aber ist die spanische Form für Thomas. Der Apostel Thomas hat, nach glaubwürdigem Bericht, in Indien Missionsarbeit geleistet; die sog. Thomaschristen hielten sich in Malabar (im Bundesstaat Kerala in Südindien) bis in die Zeit der portugiesischen Entdeckungen, einzelne Gemeinden von ihnen gibt es heute noch. Es bot sich also der Gedanke an, der Apostel könne bis nach "Westindien", also nach Amerika, gelangt sein und bei den Indianern missioniert haben; die Gestalt des Zumé bilde einen Reflex seiner Tätigkeit. (Wir haben die Frage schon einmal im Zusammenhang eines möglichen *predescubrimiento* erörtert.)

Die Welt des Zomé besteht allerdings nicht mehr, denn sie ging in einer großen Feuersbrunst unter; dabei bekam die zuvor flache Welt Runzeln: es entstanden Berge und Täler. Auch die Menschen kamen dabei um, mit Ausnahme von *Irin-Magé*; dieser überlebte, weil er die Götter um Hilfe anrief, die daraufhin einen gewaltigen Regenguß zum Löschen sandten, dessen Wasser sich in den Meeren sammelte. Die nächste Generation bilden zwei Söhne Irin-Magés mit Namen *Tamendonare* und *Ariconte*; vielleicht waren diese beiden aber auch Kinder Zomé.

Jedenfalls sind sie sich sehr unähnlich und hassen einander. Besonders Tamendonare muß es wüst getrieben haben, denn eines Tages schlug er mit so großer Wucht auf die Erde, daß er eine Sintflut auslöste; dadurch ging auch die zweite Welt zugrunde. Das Brüderpaar entging ihr aber, denn sie kletterten mit ihren jeweiligen Frauen auf die Bäume, und zwar Tamendonare auf einen Baum namens Pindora und Ariconte auf einen Baum namens Genipar. Von diesen beiden Paaren stammen die feindlichen Indianerstämme ab; und was deren urzeitlich bedingte Feindschaft bei Kannibalen bedeutet, haben wir schon gehört.

Der Mythos widerspricht sich in etlichen Punkten, aber es ist ja charakteristisch für Mythen, daß sie nicht klar und logisch verlaufen. Für uns wesentlich ist, daß auch hier mehrere Welten aufeinander folgen, wobei jedes Weltende von Zerstörung und Katastrophe begleitet ist. Auch die jetzige Welt wird in einer Sintflut untergehen, die die Karaí in ihren Gesängen eindrucksvoll beschreiben.

Aus dieser Bedrohung der Welt ziehen die Tupí und Guaraní aber einen ganz anderen Schluß als etwa die Maya oder Azteken: sie bemühen sich nicht, die Götter bei der Bewahrung der Welt zu unterstützen – keine Tempel, keine Opfer, stellen die Jesuiten erstaunt fest –, sondern sie bemühen sich, der Katastrophe zu entgehen, indem sie in das gelobte Land, die *tierra sin mal*, zu gelangen versuchen. Vielleicht kommt man dorthin, wenn man gestorben ist. Aber es ist auch möglich, dorthin zu gelangen, ohne "die Probe des Todes zu bestehen", ohne "daß die Knochen trocken werden." Die *tierra sin mal* liegt nämlich nicht irgendwo im Jenseits, sondern ist ganz konkret auf dieser Erde lokalisiert.

So kommt es zu einem ganz erstaunlichen Phänomen: von Zeit zu Zeit forderte ein Karaí ganze Stämme auf, ihren bisherigen Wohnsitz zu verlassen und die Wanderung zum gelobten Land anzun-

treten. Und das geschieht dann auch. Solche Wanderungen sind in den Quellen belegt: 1539 brachen Tupí von der Atlantikküste auf; 1549 langten sie in Chachapoyas in Perú an, wo sie dann versklavt wurden; die Quellen interessieren sich für den Zug, weil er als Suche nach Eldorado mißverstanden wurde. (Es waren also Indianer, die diesen Zug unternommen haben, und keine Karthager und Kelten aus der Alten Welt.)

Weitere Züge sind in den Quellen für 1605, für 1609, für 1820, für 1830 und für 1870 belegt. Die Wanderungen kamen natürlich nie an ihr Ziel, sondern endeten stets in einer Katastrophe; von angeblich 12000 Indianern, die 1539 aufgebrochen waren, waren 1549 gerade noch 300 übrig. Das erschütterte aber auf keine Weise den Glauben an die Möglichkeit einer solchen Wanderung: wenn man nicht ans Ziel kam, hatte man es eben in der falschen Richtung gesucht. So viel zu diesem erstaunlichsten Phänomen der Religionsgeschichte, das mir bisher begegnet ist.

26. KAPITEL: DER PAZIFIK, DIE ARAUKANER UND FEUERLAND

Ich konnte Ihnen in dieser Vorlesung bereits eine Fülle von Informationen geben, nur die für die Zeitgenossen entscheidende Frage ist immer noch offen: wie kommt man denn nun – von Europa aus westwärts segelnd – nach Indien? Man hatte zwar eine ganze "Neue Welt" entdeckt, aber die ursprüngliche Absicht des Kolumbus hatte sich noch nicht verwirklichen lassen. Statt dessen hatte sich herausgestellt, daß dafür noch ein zweiter, doppelt so großer Ozean zu überqueren war, der Pazifik. Den Pazifik, der gar nicht so friedlich ist wie sein Name, sah als erster Europäer am 25.9.1513 Vasco Nuñez de Balboa. Dieser drang über die Landenge von Panamá so weit vor, daß er ein Stück in das Meer auf der anderen Seite hineinreiten und es für die katholischen Könige in Besitz nehmen konnte, wie folgender, freilich ein Jahrhundert später entstandener Stich recht nett zeigt:



Die Schiffspassage in den Pazifik zu finden, erwies sich allerdings mehr als schwierig, blieb aber ein ständiger Ansporn für weitere Entdeckungsfahrten. Grundsätzlich boten sich von Europa aus drei Möglichkeiten:

1. man fährt nach Mittelamerika, geht dort an Land, überquert den Kontinent an einer engen Stelle auf möglichst kurzem Wege und wechselt wieder auf die Schiffe;
2. man fährt an der brasilianischen, später argentinischen Küste entlang nach Süden, umfährt die Südspitze Amerikas und gelangt so in den Pazifik;
3. man fährt umgekehrt von Europa aus nach **Nordwesten** und sucht dort eine Passage in den Pazifik.

Alle drei Möglichkeiten haben ihre Vor-, aber auch Nachteile. Die erste Möglichkeit, also über Land, setzt wenigstens einigermaßen gute Straßen voraus, auf denen man die Waren auf Fahrzeugen bewegen kann. Nun gab es in Lateinamerika zwar Straßen – diejenigen der Inka sind berühmt –, aber sie waren für Lastträger, d.h. Fußgänger, vorgesehen. Außerdem sah es gerade im tropischen Mittelamerika damit weniger gut aus. Balboa hatte erhebliche Mühe, die Landenge zu überqueren, ehe er sein Fußbad im Pazifik nehmen konnte. Natürlich drängte sich schon bald der Gedanke auf, in Mittelamerika eine Schiffsverbindung, also einen Kanal zu bauen. Wie Sie wissen, hat es bis ins 19. Jahrhundert gedauert, ehe man ernsthaft an solche Projekte gehen konnte; der Panama-Kanal wurde 1914 eröffnet. Ich komme gegen Ende der Vorlesung noch einmal darauf zurück.

Der Weg um die Südspitze Amerikas hat denselben Nachteil wie der Weg um Afrika herum nach Asien: er ist verdammt weit. Mit dieser Möglichkeit mußte man zwar rechnen, denn die Umschiffung Afrikas war bereits gelungen, als man mit Amerika das gleiche versuchte; aber man hatte doch die Hoffnung, eine weniger entfernte Durchfahrt zu finden. Mit dieser Intention wurden alle größeren Ströme erkundet – Orinoco, Amazonas, La Plata usw. –, bis man dann enttäuscht feststellen mußte, daß diese an der Mündung ja enorm breiten Flüsse sich immer mehr verengten und auch immer mehr in Süßwasser übergingen.

Der erste, der diese Reise um die Südspitze Amerikas herum machte, war der Portugiese Fernão de Magalhães, besser unter der spanischen Namensform Magellán bekannt. Es wirkt wie eine Wiederholung der Geschichte des Kolumbus, daß er zuerst dem portugiesischen König seine Dienste anbot, dort abgewiesen aber in spanische Dienste trat. Er startete im September 1519, verlor eines von fünf Schiffen im Wintersturm, d.h. Mitte 1520 – wir sind auf der Südhalbkugel –, ein weiteres Schiff meuterte und kehrte um. Die restlichen drei Schiffe fanden schließlich im Inselgewirr die Fahrrinne und erreichten am 20. November 1520 den offenen Ozean.

Magellán fuhr dann an der chilenischen Küste nordwärts, bis ihn der Südostpassat über den Pazifik trug, über Polynesien und Mikronesien zu den Philippinen. Dort kam Magellán ums Leben; nur ein Schiff der Flotte gelangte schließlich um Afrika herum im September 1522 wieder nach Spanien. Von 243 Seeleuten, die 1519 gestartet waren, kamen nur 18 lebend nach Hause; diese 18, und nicht Magellán selbst, waren also die ersten Weltumsegler. Ein halbes Jahrhundert später zeigte sich dann, daß die Überquerung des Pazifik in umgekehrter Richtung wegen der günstigeren Strömungs- und Windverhältnisse leichter möglich ist.

Noch schwieriger gestaltete sich die dritte Möglichkeit, die Suche nach der berühmten "Nordwestpassage". Es begann mit einer Erkundung der amerikanischen Ostküste, wobei die Fahrtrichtung teils von Nord nach Süd, teils von Süd nach Nord verlief. Dabei stieß Ponce de León 1513 auf eine blühende Insel – spanisch: *Florida* –, die sich allerdings 10 Jahre später als Halbinsel herausstellte. (Ähnliches geschah übrigens an der Westküste mit Kalifornien.)

Besonders bei dieser Erkundung der Ostküste Nordamerikas zeigt sich, daß das spanisch-portugiesische Monopol auf die Aufteilung der Welt bald durchbrochen war. Weder Frankreich noch England erkannten die päpstliche Entscheidung an; Franz I. von Frankreich bat spöttisch darum, ihm jene Stelle im Testament Adams zu zeigen, in der allein die Spanier und Portugiesen als Erben eingesetzt seien. Papst Clemens VII. (1523–1534), der in der europäischen Politik mit Frankreich gegen Spanien verbündet war, erklärte in einer Bulle, die Linie von Tordesillas beziehe sich nur auf bereits bekannte, nicht aber noch zu entdeckende Länder. Seit sich Heinrich VIII. von England von Rom löste, waren für England die päpstlichen Entscheidungen ohnehin obsolet.

Der erste Entdecker Nordamerikas – wenn wir von den Wikinger einmal absehen – war Giovanni Caboto, meistens englisch *John Cabot* genannt. Er fuhr 1497 über den Nordatlantik, segelte dann im wesentlichen an der Küste Neufundlands entlang und kehrte nach England zurück. Erst nach diesem Erfolg konnte er den knauserigen englischen König Heinrich VII. von der Existenz Amerikas überzeugen und zu staatlicher Finanzierung von Entdeckungsreisen bewegen. Heinrich VIII., vor allem aber Elisabeth, waren dann stärker interessiert.

Der wichtigste französische Entdeckungsfahrer ist *Jacques Cartier*. Im Auftrag Franz' I. unternahm er drei Fahrten, 1534, 1535/6 und 1541. Sie bilden den Ausgangspunkt des französischen Interesses an Nordamerika, das sich bis heute in der französischsprachigen kanadischen Provinz Québec manifestiert. Cartiers Pläne waren mehr wirtschaftlicher Natur: die Suche nach Gold und anderen Schätzen war immer noch eine starke Antriebsfeder. Was Cartier an Belegstücken für den Reichtum des Landes an Edelsteinen und Diamanten mitbrachte, erwies sich allerdings als minderwertige Mineralien; davon kommt das heute noch gebräuchliche französische Sprichwort *faux comme les diamants du Canada* – "falsch wie Diamanten aus Kanada".

Tatsächlich bot Nordamerika ganz andere Schätze: die Fischgründe vor Labrador und im Innern des Landes die Pelze. Das Problem der Nordwestpassage liegt selbstverständlich darin, daß sie so weit nördlich verläuft, daß sie im Winter zufriert und die Schiffe auch sonst ständig von Eisbergen bedroht sind. Deshalb gelang es zwar relativ bald, von beiden Seiten ein Stück hineinzufahren; eine vollständige Durchquerung schaffte erst Amundsen in den Jahren 1903 bis 1906, wobei er, wie Sie den Zahlen entnehmen können, während dreier Winter eingefroren war. Daß sich dieses Problem des Einfrierens aufgrund der steigenden Temperaturen möglicherweise bald nicht mehr stellt, steht auf einem anderen Blatt.

Die Südumfahrung Lateinamerikas brachte die Entdecker/Eroberer auch mit den Verhältnissen ganz im Süden und Südwesten des Kontinents in Berührung, auf die wir jetzt einen Blick werfen wollen. Im Kapitel über die Eroberung des Inkareiches habe ich auch vom Zug des Diego de Almagro nach Süden berichtet, der ihn bis nach Santiago führte. In dieser Gegend bekam er es mit einem Volk zu tun, das schon die Inka-Herrschaft nur widerwillig und auch nur

teilweise ertragen hatte, den Araukanern. Formale Unterwerfung und erbitterter Widerstand wechselten, wobei letzterer aus spanischer Sicht eine Rebellion darstellte, die mit Waffengewalt zu unterdrücken war. Tatsächlich gelang es erst dem chilenischen Nationalstaat von 1840 an, das gesamte araukanische Gebiet südlich von Santiago zu unterwerfen und zu erschließen.

Für die Ereignisse um 1560 gibt eine eigenartige Quelle, das Epos *La Araucana*, das von manchen als das chilenische Nationalepos angesehen wird. Der Autor ist ein spanischer Adliger, *Alonso de Ercilla y Zúñiga* (1533 – 1594), der einige Jahre an diesen Kämpfen teilnahm, ehe er sie dann in ein Epos umwandelte. Dieses Epos besteht aus knapp 22000 Versen in Form achtzeiligen Strophen, die zu 37 *cantos* zusammengefaßt sind. Es beginnt wie folgt:

*No las damas, amor, no gentilezas
de caballeros canto enamorados,
ni las muestras, regalos y ternezas
de amorosos afectos y cuidados;
mas el valor, los hechos, las proezas
de aquellos españoles esforzados,
que a la cerviz de Arauco no domada
pusieron duro yugo por la espada.*

"Nicht die Damen, die Liebe, noch das höfische Verhalten der verliebten Ritter besinge ich, noch die Zeichen, Geschenke und Zärtlichkeiten von Liebesgefühlen und Liebessorgen, sondern den Mut, die Kämpfe, die Heldentaten jener tapferen Spanier, die dem ungebeugten Nacken

Araucos mit dem Schwert ein hartes Joch auferlegten."

Ganz große Literatur ist das nicht, besonders wenn man es mit zwei anderen Epen vergleicht, die zur selben Zeit entstanden, nämlich der *Gerusalemme Liberata* des Torquato Tasso, auf das die Eingangsverse direkt anspielen, und vor allem den *Lusiaden* des Luis de Camões. Camões' *Lusiaden* sind das portugiesische Nationalepos, das, nach dem Vorbild von Vergils *Aeneis*, die Entdeckungsfahrten nach Indien schildert. Übrigens hat im 17. Jahrhundert ein Spanier eine *Cortésias* verfaßt, die ebenfalls nach dem Vorbild (oder besser in Nachäffung) Vergils die Taten des Cortez in Mexiko schildert; dieses Epos ist aber gottseidank nicht über den ersten Gesang hinausgekommen.

Mit Camões hatte Ercilla die Fähigkeit gemeinsam, sich bei Vorgesetzten unbeliebt zu machen: als während der Feier zum Regierungsantritt Philipps II., der auch in den Kolonien mit Festivitäten begangen wurde, er und ein anderer Spanier mit den Waffen aufeinander losgingen, wurden beide zunächst zum Tode verurteilt, dann zur Verbannung begnadigt, so daß seine militärische Karriere beendet war und er nach Europa zurückkehren mußte. Dort bezog er – gar nicht hidalgomäßig – beträchtliche Einnahmen aus Geldverleih und Kunsthandel und hatte Zeit zum Dichten von *La Araucana*.

Jetzt aber kurz zum Inhalt: die ersten fünfzehn Gesänge schildern den Aufstand der Araukaner, den Aufbau des araukanischen

Staatswesens und die durch einen Sturm verzögerte Ankunft jenes Heeres, in dem Ercilla selbst diente. Der 16. bis 29. Gesang beschreibt die Schlachten, enthält aber auch ritterromanhafte Liebesgeschichten im Araukanermilieu, welche die Tugend und Treue der araukanischen Frauen loben. Canto 30–34 schildern den letzten Widerstand der Araukaner unter ihrem Anführer Caupolicán, der dann aber doch besiegt, getauft und hingerichtet wird.

In Canto 34 versucht Ercilla eine Ehrenrettung der Königin Dido gegen die Darstellung in Vergils Aeneis. Canto 35 und 36 schildern eine Expedition, die, allerdings vergeblich, bis nach Süden zur Magellanstraße vordringen will, und berichten über des Autors Ausrasten bei der Feier für Philipp II. und seine Rückkehr nach Spanien. Der letzte Gesang besteht aus einer längeren Erörterung darüber, ob die Unterwerfung der Araukaner rechtlich zulässig war. Dies bejaht er mit dem Hinweis auf ihre anschließende Bekehrung zum Christentum, also die Rettung ihrer Seelen. Emotional steht Ercilla nämlich auf Seiten der Araukaner, die er zu epischen Helden erhebt, wohingegen die Spanier als machtgierige Ausbeuter erscheinen. Ganz am Schluß wendet der Autor sich direkt an Philipp II. und beklagt sich darüber, daß seine Dienste für die Krone nicht ausreichend gewürdigt würden; deshalb werde er jetzt sein "unfruchtbares" Schaffen beenden.

Trotz diesem krausen Inhalt war die Araucana ein ausgesprochener Bestseller, der seinen Autor berühmt machte und z.B. in der Bibliothek Don Quijotes nicht fehlen durfte. Das Epos erschien in drei Teilen: Canto 1–15 im Jahre 1569, sechs Jahre nach seiner Rückkehr nach Spanien; Canto 16–29 im Jahre 1578, Canto 30–37 schließlich 1589. Noch zu seinen Lebzeiten gab es zahlreiche Auflagen, so daß Ercilla bei seinem kinderlosen Tod 1594 seine Frau als reiche Witwe zurücklassen konnte.

Ich habe soeben eine vergebliche Expedition zur Südspitze Amerikas erwähnt. Sie wäre, positivenfalls, auf die Straße gestoßen, die nach Magellan benannt ist; wir sprachen vorhin von ihr. Was die Teilnehmer der damaligen Schiffsexpedition am meisten beeindruckte, waren die brennenden Feuer, die sie zu beiden Seiten des Ufers beobachteten; deshalb nannten sie das Gebiet *tierra del fuego*, Feuerland. Es handelte sich dabei um künstliche Feuer, die die Einwohner in oder vor ihren Hütten, aber auch auf ihren Kanus in einer durch Steine geschützten Mulde ständig unterhielten.

Diese Feuer waren lebensnotwendig, denn die Gegend ist recht ungemütlich:



Es gibt ständige, oft plötzlich aufkommende Stürme und Regenfälle. Im Binnenland kann das ganze Jahr über Frost herrschen; auch im Sommer, d.h. im November bis Februar, werden 15° nie überschritten. An den Küsten ist es etwas milder, mit Durchschnittstemperaturen von 4°–10°.



Die Europäer glaubten ursprünglich, die südliche Küste der Magellanstraße sei das Nordufer eines großen, den Südpol überdeckenden 5. Kontinents, der *terra Australis*. Erst im 18. Jahrhundert wurde allmählich klar, daß es diesen Südkontinent nicht gab. Der berühmte James Cook suchte und fand ihn nicht; er fand nur den Erdteil, den wir heute Australien nennen, obwohl er ebenso weit vom Südpol entfernt ist wie Mexico vom Nordpol. Der antarktische Kontinent wurde erst im 19. Jahrhundert entdeckt. Daß das Gebiet südlich der Magellanstraße nur eine Insel war, bewies erst 1615 die Umseglung von Kap Hoorn durch den Holländer Willem Schouten, der das Kap nach seinem Geburtsort so benannte.

Die Bewohner von Feuerland wußten das allerdings schon länger, denn sie wohnten nach Ausweis archäologischer Grabungen schon etwa seit 5000 v. Chr. dort. Die Europäer trafen vier Stämme an: auf der Hauptinsel, die südlich der Magellanstraße am Atlantik liegt, lebten die *Menekenkn* und die *Selk'nam*, die offenkundig mit den Stämmen verwandt waren, die angrenzend auf dem Festland lebten. Sie zeichnen sich durch eine beträchtliche Körpergröße von 1,80 m an aufwärts aus. Als Nahrung diente ihnen vor allem das Guanaco, ein höckerloses Wildkamel, das zu erjagen Aufgabe der Männer war:



Ferner verzehrte man Füchse, Seehunde, gestrandete Wale, Gänse, Enten, Kormorane.

Die beiden anderen Stämme, die *Yamana* und die *Alakaluf*, bewohnten das Inselgewirr westlich der Hauptinsel und der Spitze des Festlandes, wobei sie aber eigentlich gar nicht auf den Inseln wohnten, sondern auf ihren Kanus, die, wie schon erwähnt, eine Feuerstelle trugen. Diese Kanu-Indianer waren deutlich kleiner als die Landindianer. Als Nahrung sind bei ihnen die Wassertiere wichtiger, also Seehunde, Delphine, Wale, Fischotter, dann richtige Fische sowie Muscheln und dergleichen, die von den Frauen gesammelt wurden, aber auch Vögel wie Möwen und deren Eier, Pinguine usw. Pflanzliche Nahrung konnte in diesem Klima nur in Form von Pilzen, Beeren oder Grassamen gesammelt werden.

Die Kulturstufe war nicht sehr hoch; man hatte genug mit dem Überleben zu tun. Der Kontakt mit den Europäern war fatal: durch Robbenjagd und Walfang zerstörten diese die Lebensgrundlagen der Feuerländer; die übriggebliebene Bevölkerung wurde in Missionsstationen zusammengezogen, wo sie binnen kurzem den europäischen Krankheiten erlagen. 1994 waren die Menekenkn, Selk'nam und Alakaluf völlig ausgerottet, von den Yamana lebten noch zehn Personen.



V. TEIL: LATEINAMERIKA IN DER NEUZEIT

27. KAPITEL: DAS 16. BIS 18. JAHRHUNDERT

ZURÜCK IN NÖRDLICHERE Gefilde. Mit der Errichtung der Vizekönigreiche Neuspanien und Perú in den spanischen und des *governo geral* in den portugiesischen Kolonien war die eigentliche Conquista zum Abschluß gekommen. Wir wollen jetzt kurz die weitere Entwicklung bis zum Ende der Kolonialzeit verfolgen.

Zunächst muß man sagen, daß die Chance einer rechtlichen Gleichstellung der neuen Gebiete mit den spanischen Territorien vertan wurde. Es wäre möglich gewesen, die lateinamerikanischen Vizekönigreiche genauso wie die Erwerbungen der Reconquista in den kastilischen Staat gleichberechtigt miteinzubeziehen. Dies geschah aber nicht, insbesondere wurden den amerikanischen Gebieten keine Ständeversammlungen nach europäischem Vorbild und auch keine Vertretung in den kastilischen Cortes zugestanden. Dadurch sanken diese Gebiete in eine minderberechtigte Situation herab, eben in den Status von Kolonien, aus denen das Mutterland finanzielle Vorteile ziehen wollte.

Aus der Sicht der spanischen Könige war das durchaus konsequent: Ferdinand und Isabella hatten mühsam den einheimischen Adel gezähmt; sollten sie ihm in Lateinamerika die Möglichkeit neuen Selbstbewußtseins geben? Unter Philipp II. tritt die finanzielle Seite in den Vordergrund: er, der dreimal den Staatsbankrott erklären mußte, war auf Einnahmen aus Lateinamerika angewiesen, und zwar auf möglichst steigende Einnahmen.

Worin bestanden diese Einnahmen? Zunächst wurden im spanischen Hafen auf alle Waren Einfuhr- bzw. Ausfuhrzölle erhoben. Diese Steuer trägt den Namen *almojarifazgo*; ich vermute, daß sich dahinter der Name der Almorawiden verbirgt und daß die Steuer letztlich auf eine Kriegsabgabe für den Kampf gegen die Ungläubigen zurückgeht. Darüber hinaus beanspruchte die Krone von allen Edelmetallfunden und -förderungen zunächst das *quinto*, später das *diezmo*, also 20% bzw. 10%. In Amerika selbst blieben die Tribute in Kraft, die die Indios ihren früheren Herrn zu zahlen hatten, nur daß sie eben jetzt an die Spanier gingen; um 1570/80 wurden sie in eine feste Kopfsteuer umgewandelt, um die *encomenderos* besser kontrollieren zu können.

Je schlechter die finanzielle Lage im Mutterland wurde, um so mehr versuchte man, Amerika zusätzlich zu belasten. Übrigens erwies sich die Hoffnung auf gigantische Goldmengen, die ja ein wesentlicher Antrieb der Conquista gewesen waren, bald als illusorisch; statt dessen zeigte sich, daß die Silberminen viel ergiebiger waren, so etwa diejenigen, die 1545/6 in Potosí in Bolivien oder in Zacatecas und Guanajato in Mexico entdeckt wurden. Hier eine Abbildung von Potosí:

Speziell dieses Edelmetall wurde auf den "Silberschiffen" in großen Mengen nach Europa gebracht. Freilich war dies recht gefährlich: abgesehen von den unvermeidlichen Verlusten durch See­stürme und dergleichen zogen solche Schiffe das begehrliche Interesse der Piraten auf sich: französische, englische und portugiesische Freibeuter lauerten diesen schwimmenden Geldkassetten auf, und zwar durchaus mit heimlicher Billigung der jeweiligen Regierungen. Es genügt, an dieser Stelle an den berühmten Sir Francis Drake zu erinnern, den Sie, wenn nicht aus der Geschichte, so doch aus zahl­reichen Filmen kennen. Seit 1543 führte Spanien deshalb das Flot­tensystem ein: zweimal im Jahr fuhr eine ganze Flotte von Handels­schiffen unter massivem Begleitschutz nach Sevilla und wieder zu­rück. Fahrten außerhalb dieser Konvois waren verboten.

Betrachten wir nun die Organisation der Verwaltung. An der Spitze steht der *consejo de Indias*, der von Spanien aus die Ober­aufsicht ausübt und die letzte Entscheidungsbefugnis innehatte. Er wurde 1524 errichtet und wiederholt einer *visita*, also einer generel­len Überprüfung seines Amtsgebarens, unterworfen, so 1542, 1569, 1585 und 1590. Ergebnis der *visita* von 1542 waren die schon er­wähnten *leyes nuevas* zum Schutze der Indios. 1571 wurden *orde­nanzas* für den Indienrat erlassen; darunter hat man sich eine Ge­schäftsordnung und allgemeine Dienstanweisung vorzustellen. Schließlich wurde 1680 eine Zusammenstellung aller Amerika betref­fenden Rechtsvorschriften vorgenommen, die *Recopilación de las Leyes de Indias*. Der Indienrat war, wie alle zentralen Räte der spa­nischen Regierung, ein Kollegialorgan, der seine Beschlüsse in Sit­zungen faßte. Dies war ja die im 16. – 18. Jahrhundert in Europa all­gemein übliche Regierungsstruktur, die erst im 19. Jahrhundert durch die hierarchisch organisierten Ministerien abgelöst wurde.

Die Organisation des *consejo* ist recht kompliziert: an der Spitze steht ein Präsident, häufig ein Bischof, z.B. *Fonseca*, der Gegner von Las Casas. Es folgen 2 *fiscales*, 1 *canciller* und 2 *secre­tarios*; was diese Bezeichnungen im einzelnen bedeuten, können wir nicht erörtern; üblicherweise versteht man unter einem Fiskal den di­rekten Vertreter des Monarchen bei einem Gremium. Neben diesen 6 Funktionären gab es eine Reihe von *consejeros* ohne spezifische Aufgabe; ein solcher *consejero* war beispielsweise Las Casas. Die *consejeros* waren im 16. Jahrhundert durchweg Juristen, spanisch *consejeros letrados* oder *consejeros togados* genannt; *toga* kann man in diesem Zusammenhang mit "Talar" oder "Robe" übersetzen. Vom 17. Jahrhundert an gab es auch *consejeros* ohne juristischen Titel, aber adeliger Abstammung, die *consejeros de capa y espada*, also "mit Mantel und Degen". Diesem Kern des *consejo* waren noch *relatores* (Berichterstatter) und *abogados* (Anwälte) zugeordnet und natürlich ein ständig wachsendes Hilfspersonal.

Der *consejo* tagte aber gewöhnlich nicht *in pleno*, sondern er war in 3 *salas* (Kammern) untergliedert, von denen je eine für eines der beiden Vizekönigreiche zuständig war und die dritte als Gericht fungierte. Schließlich gab es innerhalb des *consejo* noch Fachausschüsse (*juntas*), z.B. seit 1597 eine *junta de guerra de Indias*. Wenn Sie jetzt noch bedenken, daß, zumindest unter Philipp II., alle Be-

schlüsse des Rates dem Monarchen vorgelegt werden mußten und überhaupt der Verkehr zwischen dem Rat und dem König schriftlich erfolgte, können Sie sich vorstellen, wie langsam und schwerfällig dieses Gremium arbeitete. Hier ein Beispiel eines Antrages des Rates an Philipp II. vom 11.9.1571:



Als zweite Einrichtung für Amerika ist die ebenfalls schon erwähnte *Casa de la Contratación* zu nennen. Bereits 1503, also lange vor dem Indienrat, errichtet – und zwar nach dem Vorbild der portugiesischen Casa da Guiné e Inda in Lissabon –, organisierte, genehmigte und überwachte sie alle Fahrten nach Lateinamerika, die bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts nur von Sevilla aus starten durften. 1717 wurde sie, weil der Guadalquivir allmählich versandete, nach Cádiz verlegt, 1790 aufgehoben. Ihre wichtigste Aufgabe war die Erhebung der Ein- und Ausfahrzölle, wozu auch die Zensur der Bücher gehörte, die nach Amerika exportiert werden sollten. Ferner bildete sie die Kapitäne aus und nahm ihre Abschlußprüfung ab; zu dieser Ausbildung gehörten auch Kenntnisse in Landeskunde und Indianersprachen. Die Casa de la Contratación sammelte, überprüfte und aktualisierte ferner die Seekarten.

In Lateinamerika selbst gliedert sich die Verwaltung in vier Zweige:

1. die allgemeine oder Zivilverwaltung mit dem Gouverneur an der Spitze;
 2. die Justizverwaltung unter dem jeweiligen Obergericht, der *audiencia*;
 3. die Militärverwaltung unter dem *capitán general*;
 4. die Finanzverwaltung unter der *caja real*, der königlichen Kasse.
- Über all dem schwebt dann noch der Vizekönig, der *virrey*, dem drei Räte zur Seite stehn: der *real acuerdo* als allgemeiner Regierungsrat, die *junta de hacienda* für die Finanzen und die *junta de guerra* für Militärfragen.

Das klingt nach einem rationalen, logischen Verwaltungsaufbau; das genaue Gegenteil war aber der Fall. Man kann das sehr schön am Vizekönig zeigen: er war zwar das *alter ego* des Königs in seinem Vizekönigreich und genoß als solches zeremonielle Privilegien, aber er hatte eigentlich gar keine richtigen Funktionen und Befugnisse – sofern er nicht in Personalunion auch *capitán general* und/oder Gouverneur war. Solche Personalverflechtungen und Ämterhäufungen waren die Regel, und auch die drei Räte des Vizekönigs rekrutierten sich aus den übrigen Zweigen der Verwaltung. Es kommt hinzu, daß die Amtsbezirke der vier Verwaltungen geographisch nicht übereinstimmten und sich vielfältig überschneiden und außerdem ständig verändert wurden.

Am wichtigsten und wohl auch stabilsten waren die Bezirke der *audiencias*. Vor diesen Obergerichten konnte man auch die Gouverneure und Generalkapitäne verklagen; im Falle von Vakanz dieser Ämter übernahm die *audiencia* interimistisch deren Aufgaben. Ich habe schon zweimal auf den Roman von Salvador de Madariaga

"Ein Tropfen Zeit" verwiesen; dort wird eine solche regierende Audiencia sehr schön geschildert. Es gab im wesentlichen 11 *audiencias*, und zwar

- im Vizekönigreich Neu-Spanien:
 - Santo Domingo, eingerichtet schon 1511
 - Mexico, seit 1527
 - Panama, seit 1538
 - Guatemala, seit 1543
 - Santa Fe de Bogotá, seit 1547
 - Neu-Galizien oder Guadalajero (das liegt im Norden Mexicos), seit 1548
 - Quito, seit 1563
- Im Vizekönigreich Perú:
 - Lima, seit 1543
 - Charcas, seit 1559
 - Chile, seit 1565

Außerdem gab es seit 1583 noch eine *audiencia* in Manila, also auf den Philippinen. Die Zahl der Gouvernements war viel größer; sie betrug etwa 30.

Betrachten wir nun noch, wie eine Zentralstelle der Finanzverwaltung, eine *caja real*, aussah: sie setzte sich zusammen aus einem Rechnungsführer (*contador*), einem Schatzmeister (*tesorero*) und einem *factor*, der speziell für die Sachmittel zuständig war. Bei Bedarf konnte noch ein *veedor* hinzukommen, der sich besonders um die Edelmetallbestände kümmerte.

Die *caja* führte ein hochamtliches Rechnungsbuch, *libro de cuentas*. Kern- und Zentralstück der *caja real* war eine *caja* im ganz wörtlichen Sinne, die *caja de tres llaves*: darunter ist eine eisenarmierte Geldtruhe zu verstehen, die nur geöffnet werden konnte, wenn drei Schlüssel gleichzeitig zum Einsatz kamen. Diese drei Schlüssel führten der *contador*, der *tesorero* und der *factor*. Im Laufe der Zeit erhöhte sich der Personalbestand der *caja real* durch weitere Mitglieder und Hilfspersonal; es erübrigt sich beinahe, das eigens zu betonen.

Die Einnahme der Steuern erfolgte zunächst durch königliche Beamte. Vom 17. Jahrhundert an wurden die Steuereinnahmen verpachtet (*encabezamiento*), d.h. ein Privatunternehmen zahlt dem Staat die geschätzten Steuereinnahmen in einer Pauschalsumme und zieht die Steuern durch eigene Bedienstete von den Steuerpflichtigen ein. Daß er sich dabei für seine Kosten schadlos hält und darüber hinaus Gewinn machen möchte, versteht sich von selbst. Für die Steuerzahler bedeutet dies de facto eine Steuererhöhung.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgegangen sei, daß wir es mit einer hochgradig schriftlichen Verwaltung zu tun haben. Ich möchte Ihnen deshalb auch ein Beispiel einer spanischen Dokumentenschrift aus dem 17. Jahrhundert nicht vorenthalten:



Auch wenn der erste Eindruck ein anderer ist, es handelt sich doch um Schrift und nicht um die Aufzeichnung von Gehirnströmen; übr-

gens haben mir die spanischen Kollegen gesagt, daß auch sie in der Regel nicht in der Lage sind, einen solchen Text zu lesen.

Als letzten Punkt dieses Abschnitts über die Verwaltung Lateinamerikas stellt sich die Frage: wer erhielt denn alle diese Ämter? Die Besetzung erfolgte von Spanien aus, und zwar im 16. Jahrhundert ausschließlich durch Absolventen spanischer Universitäten. Dadurch wurden die in Lateinamerika selbst geborenen, dort aufgewachsenen und ausgebildeten Spanier, die Kreolen, diskriminiert. Diese Diskriminierung ist eine der Hauptursachen für die späteren Unabhängigkeitsbestrebungen der Kolonien im 19. Jahrhundert.

Die Dominanz dieser Spanier aus Spanien wird vom 17. Jahrhundert teilweise unterlaufen durch die zunehmende Praxis des Ämterkaufes. Ich möchte dieses Phänomen kurz erläutern, weil es nichts mit Bestechung zu tun hat, obwohl dies in der Sekundärliteratur aufgrund unklarer Vorstellungen oft so dargestellt wird. Erfunden wurde das System im späten 15. Jahrhundert an der päpstlichen Kurie. Der Vatikan hatte damals aus politischen Gründen einen enormen Finanzbedarf, sah sich aber durch das kanonische Zinsverbot darin gehindert, diesen Bedarf durch Kredite zu decken.

Was ist das kanonische Zinsverbot? Das mittelalterliche Kirchenrecht verbietet es, gestützt auf mehrere Bibelstellen, Geld gegen Zinsen zu verleihen. In der fortgeschrittenen Geldwirtschaft Italiens wurde dieses Verbot zwar praktisch nicht mehr beachtet, aber gerade der Papst konnte es nicht offen übertreten. Deshalb verfiel man auf den Ausweg, kuriale Ämter zu verkaufen, wobei der Käufer als Gegenleistung die mit diesem Amt verbundenen Einnahmen erhielt. Z.B. kostete die Stelle eines Skriptors in der päpstlichen Kanzlei etwa 2000 fl., die Einnahmen bestehen in der Skriptorentaxe, die derjenige zu zahlen hat, der sich eine päpstliche Urkunde ausstellen läßt. Wie bei allen Krediten kommt also auf einmal eine größere Summe in die päpstliche Kasse, statt kleckerweise während eines längeren Zeitraums. Die Ernennung erfolgte auf Lebenszeit, danach fiel das Amt an den Papst zurück, der es erneut verkaufen konnte.

Allerdings hatte der Amtsinhaber das Recht, es seinerseits an eine dritte Person zu verkaufen, die in der Regel wesentlich jünger war, usw. Es handelt sich also de facto um Staatsanleihen. Als durchschnittlicher Zinssatz wird für die Kurie 10,5 % angegeben. Das System erweist sich anfänglich als sehr vorteilhaft, weil es schnell viel Geld in die Kasse bringt; deshalb wurde es im 16. Jahrhundert von Venedig, von Frankreich und eben auch von Spanien übernommen. Auf die Dauer führt der Ämterverkauf aber in eine klassische Schuldenfalle und damit zum Staatsbankrott, der z.B. 1789 die französische Revolution auslöste. (Wenn Sie die Frage näher interessiert, kann ich Ihnen weitere Literaturangaben machen.) Im Zusammenhang dieser Vorlesung ist wichtig, daß als Käufer von Ämtern nun auch reiche Kreolen in Frage kamen, so daß das Monopol der Spanier aus Spanien teilweise aufgebrochen wurde.

Im Großen und Ganzen verlief die historische Entwicklung in Lateinamerika im 17. und 18. Jahrhundert relativ ruhig, und die politischen Ereignisse in Europa hatten, anders als in Nordamerika, wenig Rückwirkungen. Von 1580 bis 1640 waren Spanien und Portugal un-

ter der Herrschaft der spanischen Könige Philipps II., III. und IV. (die für Portugal als Philipp I., II. und III. zu zählen sind) vereinigt. Dadurch wurde die Tordesillas-Linie obsolet, und Brasilien konnte sich nach Westen hin zu den Anden ausweiten.

Die Schwäche der letzten Habsburger Philipps IV. und besonders Karls II. verschaffte den Kolonien mehr Bewegungsfreiheit und erlaubte auch regionale Sonderentwicklungen. Im 18. Jahrhundert kam in Spanien die bourbonische Dynastie auf den Thron. Diese Könige, besonders Karl III. (1759 – 1788), interessierten sich wieder stärker für Lateinamerika. Ihre Politik zielte darauf, die Kolonien wieder fester an das Mutterland zu binden und sie intensiver zugunsten der Wirtschaft des Mutterlandes nutzbar zu machen. Ganz ähnlich verhielt sich übrigens zur gleichen Zeit auch England gegenüber seinen Kolonien in Nordamerika; auch dort kam es unter George III. zum Ende der "wohlwollenden Vernachlässigung", der *benevolent negligence*. Das ist dort die eigentliche Ursache der Revolution und der Unabhängigkeitsbestrebungen.

Diesem Zweck, die Kolonien wieder enger ans Mutterland zu binden, diente zum einen der Versuch, den Handel zu fördern, indem weitere Häfen für den Verkehr zwischen Spanien und Lateinamerika geöffnet und die Zölle gesenkt und sinnvoller gestaltet wurden. Diese Maßnahme ist oft als "Liberalisierung" mißverstanden worden; neuere Forschungen, darunter eine Passauer Diplomarbeit, haben aber gezeigt, daß es darum ging, die Absatzchancen der spanischen Fertigprodukte zu erhöhen und die Versorgung Spaniens durch koloniale Rohstoffe zu verbessern. Zweitens wurde versucht, durch die Einführung des Intendantensystem die Verwaltung zu straffen. Das Amt des Intendanten kommt ursprünglich aus Frankreich; es ist dadurch gekennzeichnet, daß die Aufsicht über alle Zweige der Verwaltung in **einer** Hand gebündelt ist.

Brasilien nahm in der kolonialen und nachkolonialen Ära eine besondere Entwicklung, auf die wir jetzt einen Blick werfen wollen. Wir hatten als letztes Datum die Errichtung des *governo geral* als Zentralbehörde erwähnt, im Jahre 1548. Sie erinnern sich auch aus dem Bericht des Hans Staden, daß die portugiesische Herrschaft nicht unangefochten war, sondern es europäische Konkurrenten gab: Frankreich versuchte eine Koloniebildung in der Guanabara-Bucht (östlich von Rio de Janeiro) mit dem schönen Namen *France Antartique*, „antarktisches Frankreich“, obwohl wir uns in tropischen Gegenden befinden; aber der antarktische Kontinent wurde erst sehr viel später entdeckt. Diese Kolonie bestand von 1555 bis 1567; im Gegenzug gründeten die Portugiesen Rio de Janeiro. Ein weiterer französischer Versuch an der Amazonasmündung hatte von 1612 bis 1615 Bestand; recht erfolgreich war auch eine holländische Kolonie mit dem Zentrum Recife von 1624 bis 1654.

Es gibt auch ein brasilianisches Gegenstück zu den *leyes nuevas* für Hispanoamerika: 1570 wurden die Eingeborenen für frei erklärt, aber auch dieses Gesetz stieß auf Widerstand bei den europäischen Siedlern und mußte schon drei Jahre später zurückgenommen werden. Vom Ende des 16. Jahrhunderts an stießen die Portugiesen immer häufiger in Gebiete vor, die westlich der Tordesil-

las-Linie liegen. Dies führte, als Portugal von 1640 an wieder selbständig war, zu Konflikten mit Spanien, die erst in zwei Verträgen von 1750 und 1777 beigelegt werden konnten. Damals entstand die jetzige geographische Gestalt Brasiliens. Wirtschaftlich ist noch die Entdeckung ergiebiger Goldvorkommen 1698/9 in Minas Gerais erwähnenswert.

28. KAPITEL: DIE UNABHÄNGIGKEITSBEWEGUNGEN

MIT DER REGIERUNG KARLS III. von Spanien ging das koloniale Zeitalter Amerikas zu Ende. Mehr noch: das Mutterland selbst geriet in den Strudel der französischen Revolution. Der neue König Karl IV. von Spanien stand diesem Ereignis ebenso hilflos gegenüber wie sein französischer Amtskollege Ludwig XVI., wenn er auch mehr Glück hatte und wenigstens mit dem Leben davon kam. Bemerkenswert an Karl IV. ist eigentlich nur das Bild, das Goya von der spanischen Königsfamilie gemalt hat. Hier ein Ausschnitt aus der Mitte des Gemäldes:



Auf dem Bild fehlt allerdings der dritte Partner in der königlichen Ehe, der erste Minister Manuel Godoy, der sich mit Wissen des Königs intensiv für die Königin interessierte.

In den Strudel der Ereignisse gerät die iberische Halbinsel 1807/8. In Frankreich ist inzwischen Napoleon Bonaparte an die Macht gekommen. Er will in seinem Kampf gegen England dessen traditionellen Verbündeten Portugal besetzen und schließt mit Spanien 1807 einen Vertrag ab, der französischen Truppen den Durchmarsch nach Portugal erlaubt. Die Besetzung Portugals gelingt, aber die portugiesische Königsfamilie fährt kurzerhand nach Brasilien, übrigens der erste Besuch eines portugiesischen Königs in der Neuen Welt. Das Ereignis hat Rückwirkungen auf Spanien, so daß Karl IV. zunächst zugunsten seines Sohnes Ferdinands VII. abdankt und schließlich Vater und Sohn von Napoleon abgesetzt werden. Neuer spanischer König wird Napoleons Bruder Joseph. Gegen ihn und die französische Fremdherrschaft erhebt sich Widerstand, allerdings nicht in Form eines großen Krieges (*guerra*), sondern durch lauter kleine Aktionen (*guerilla*); damals entstand dieses heute allgemein bekannte Wort.

Die französische Unterdrückung Spaniens bildet den Auslöser für Unabhängigkeitsbestrebungen in Lateinamerika, die allerdings mit der Wiedereinsetzung Ferdinands VII. 1813 nicht aufhörten. Ich habe bei der Schilderung der Verwaltungsstruktur darauf hingewiesen, daß die Kreolen während der Kolonialzeit gegenüber den in Spanien geborenen Spaniern benachteiligt waren. Sie wollten keine Rückkehr zu den früheren Verhältnissen, sondern ihre Unabhängigkeit auch nach dem Sturz Napoleons wahren. Dies dürfte sogar der eigentliche Grund gewesen sein; in Nordamerika hatten die Kolonien bewiesen,

daß eine solche Trennung der Kolonien vom Mutterland möglich war. Wir wollen jetzt ganz kurz die Entwicklung in den einzelnen Gebieten verfolgen.

Ein merkwürdiges Vorspiel und eine ganz eigenartige Entwicklung beobachten wir auf der Insel **Hispaniola**, also jener Insel, die Columbus während seiner ersten Reise entdeckte und in Besitz nahm. Dort kommt es sofort nach der französischen Revolution schon 1789 zu Aufständen. 1795 muß Spanien die Insel an Frankreich abtreten. Die französische Volksvertretung, die um diese Zeit noch relativ revolutionär ist und Konvent heißt, erklärt am 4. Februar 1797 die Sklaven auf der Insel für frei; die französische Regierung, das *directoire*, ernennt den einheimischen François Dominique Toussaint, genannt „Toussaint L'Ouverture“, zum Chef der Exekutive.



1801 gibt sich die Bevölkerung der Insel eine Verfassung und erklärt sich für unabhängig von Frankreich. Dort ist inzwischen Napoleon an die Macht gekommen, der auf die Unabhängigkeitserklärung mit einer militärischen Intervention antwortet und Toussaint verhaften und nach Frankreich bringen läßt. Im folgenden Jahr führt Napoleon die Sklaverei wieder ein, was zu einem erneuten Aufstand führt. 1806 kommt es zu einer Teilung in eine nördliche und eine südliche Republik, wobei die nördliche von den Negern, die südliche von den Mulatten dominiert wird. 1820 vereinigen sich beide Teile wieder. 1844 spaltet der Ostteil der Insel ab, und damit entsteht die heute noch gültige Grenzlinie zwischen Haiti im Westen und der Dominikanischen Republik im Osten. Zunächst versucht Haiti den abtrünnigen Ostteil zurückzuerobern, was aber scheitert; im Laufe dieser Kämpfe unterstellt sich die Dominikanische Republik vorübergehend sogar wieder Spanien.

In den übrigen Gebieten mit Ausnahme Cubas beginnen die Unabhängigkeitsbestrebungen 1810, teils auch etwas später. Wirkliche Erfolge werden aber in der Regel erst um 1820 erzielt. **Mexico** erlangt seine Unabhängigkeit endgültig am 24.2.1821. Dieser Staat Mexico war wesentlich größer als das heutige Mexico: er umfaßte den gesamten Süden der jetzigen USA – also vor allem die Bundesstaaten mit den spanisch klingenden Namen wie California, Arizona, Nevada, Colorado, Texas etc. –, dann Mexico selbst und anschließend das heutige Guatemala, El Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica.

Mexicos Präsident Agustín Iturbide nahm am 18.5. 1822 den Kaisertitel an, wurde aber schon im nächsten Jahr gestürzt. Bei dieser Gelegenheit spalteten sich Guatemala, El Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica von Mexico ab und bildeten die „Vereinigten Staaten von Mittelamerika“ (*Provincias Unidas del Centro de América*). Diese Föderation zerfiel 1838/41 in ihre Bestandteile. Mexico verlor 1836 Texas, das zunächst ein selbständiger Staat wurde und 1845 in die USA eintrat. Dies führte von 1846 bis 1848 zum Krieg mit den USA und zur Niederlage; der Friedensschluß von Gua-

delupe Hidalgo bedeutete den Verlust der oben genannten Gebiete California usw.

Die interessanteste, aber auch schillerndste Gestalt dieser Zeit ist *López de Santa Ana*, der zwischen 1833 und 1855 vier Mal Präsident war und ebensooft gestürzt wurde.



1857 trat in Mexico eine neue Verfassung mit Trennung von Kirche und Staat in Kraft. Als Präsident Benito Juárez (1861 – 1872)



die Rückzahlung der Staatsschulden an europäische Gläubigerländer einstellte, sandten diese unter Führung Frankreichs Truppen nach Mexico; außerdem ließ man durch eine Gruppierung in Mexico das Land zum Kaiserreich erklären und setzte den Bruder des österreichischen Kaisers Franz Joseph als Kaiser von Mexico ein. Ich kann Ihnen kurioserweise eine Schriftprobe dieses Habsburgers zeigen, die doch etwas exzentrische Züge offenbart:



Der preußische Diplomat Kurd von Schlözer sah ihn vor seinem Aufbruch nach Mexico 1864 in Rom und beschreibt ihn wie folgt (Kurd von Schlözer, *Römische Briefe* [Stuttgart 1914] S. 34): "Der Kaiser ist von schlanker, hübscher Figur, hat aber für seine 32 Jahre schlechte Zähne und wenig Haare, dagegen ziemlich starken blonden Backenbart; die Zähne zeigt er beim Sprechen etwas zu viel; sein Wesen ist echt österreichisch, ungebunden, gemütlich; er spricht sehr laut, wie alle vornehmen Österreicher (die Wiener "Comtessen" schreien bekanntlich, auch wenn sie sich über ganz nebensächliche Dinge unterhalten). Die Kaiserin hat alles, was der Gatte blond und blau hat, dunkel; ihre Figur ist gleichfalls sehr schön."

Maximilian von Mexico konnte sich aber gegen Juárez nicht durchsetzen, sondern hielt sich nur mit Hilfe der französischen Truppen. Napoleon III. mußte sie 1866 abziehen. Der im Stich gelassene Kaiser unterlag schnell und wurde am 19.6.1867 in Queretaro erschossen. Hier das bekannte Gemälde von Edouard Manet:

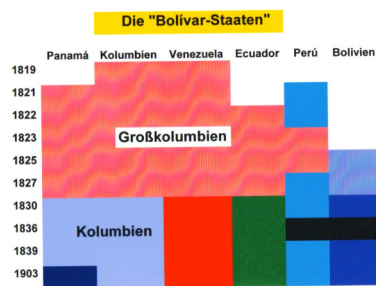


Kolumbien und Venezuela entwickelten ebenfalls ab 1810 Unabhängigkeitsbestrebungen, die sehr jedoch erst erfolgreich waren, als **der** lateinamerikanische Freiheitsheld schlechthin, Simón Bolívar, die militärische Führung übernahm.



Als entscheidend gelten zwei Siege bei Boyacá am 7.8. 1819 und bei Carabobo am 24.6.1821. Kolumbien und Venezuela vereinigten sich am 12.12.1819 zu einem Staat „Großkolumbien“ unter Bolívar als Präsidenten. Diesem Staat traten 1821 Panama und 1822 Ecuador bei. Perú blieb bis 1821 ruhig in spanischer Hand und schloß sich dann 1823 ebenfalls Großkolumbien an, ging aber schon 1827 wieder eigene Wege.

Nach dem Tode Simón Bolívars zerfiel Großkolumbien wieder in die Einzelstaaten Kolumbien, Venezuela und Ecuador. Zu den „Bolívar-Staaten“, wenn wir sie so nennen wollen, gehört auch noch Bolivien, das noch etwas später, 1825, unabhängig wurde und Bolívar zum nominellen Präsidenten wählte, aber der Föderation nicht beitrug. Von 1836 bis 1839 waren Perú und Bolivien vereinigt. Da das Ganze so wunderschön unübersichtlich ist, hier eine optische Verdeutlichung:



Aus dem Vizekönigreich Rio de la Plata im Südwesten des Kontinents entwickelten sich drei Staaten: Paraguay, Uruguay und Argentinien, von denen Uruguay von 1821 bis 1828 eine Provinz Brasiliens bildete. Argentinien verlor 1833 die Falklandinseln an Großbritannien. Von 1853 bis 1862 bildete die Provinz Buenos Aires einen eigenen Staat. Westlich der Anden konnte sich Chile 1817/8 von der spanischen Herrschaft befreien.

All dies ist ungeheuer verwirrend und wohl kaum im Kopf zu behalten. Wenn man sich etwas merken will, dann wohl Folgendes: anfangs bilden sich im Norden und in der Mitte zwei Blöcke, und zwar Mexico in seiner größten Ausdehnung und die Staatengruppe, die durch den Mythos Simón Bolívars zusammengehalten wird. Mexico verliert seine Nordprovinzen an die USA, seine Südprovinzen werden selbständig. Die Bolívar-Staaten gehen nach dem Tode des Helden als Kolumbien, Venezuela, Ecuador, Perú und Bolivien wieder eigene Wege.

Das Verhältnis der Staaten zueinander ist dabei keineswegs friedlich. Mit dem Ende der spanischen Kolonialherrschaft endet auch die *pax Hispanica*. Es kommt zu einer Reihe von Kriegen, die zum Teil zu erheblichen Territorialverschiebungen führen: von 1879 – 1883 dauerte der sog. Salpeterkrieg zwischen Perú und Bolivien auf der einen und Chile auf der anderen Seite; der Gewinner war Chile, dem Perú die Provinzen Tarapaca und Arica, Bolivien die Provinz Antofagasta abtreten mußten. Dadurch verlor Bolivien den Zugang zum Pazifik und wurde zum Binnenland; Chile erlangte ein Weltmonopol für die Salpetergewinnung. (Salpeter ist das Salz der

Salpetersäure, NaNO_3 , und bildet einen wichtigen Grundstoff für die Herstellung von Schießpulver.)

Von 1932–1935 dauerte der sog. Chacokrieg zwischen Paraguay und Bolivien; es gab in diesem Krieg zwei Verlierer: Bolivien, weil es mehrere Provinzen an Paraguay abtreten mußte, und Paraguay, weil diese neuen Provinzen so unfruchtbar und bevölkerungsarm waren, daß der Aufwand für den Krieg das erzielte Ergebnis um ein Vielfaches übertraf. 1942 bekriegten sich Ecuador und Perú, wobei Ecuador den gesamten Osten, ca. zwei Fünftel seines Staatsgebietes, an Perú verlor. Die drei aufgezählten Kriege sind dabei nur die drei größten Ereignisse.

Das gleiche gilt für die interne Entwicklung der Staaten, die aus einer ununterbrochenen Kette von Staatsstreichern, Verfassungsänderungen, Separatismen und Diktaturen besteht. Das Militär, das in der Kolonialzeit nur eine unbedeutende Rolle gespielt hatte, sobald die eigentliche Conquista vorbei war, wurde jetzt zu einem wichtigen Machtfaktor. An diesen Machtspielen sind aber immer noch nur die spanisch sprechenden Oberschichten beteiligt, also die Kreolen und teilweise die Mestizen; für die Indios und die Sklaven aus Afrika ändert sich wenig. Erst jetzt, im 19. Jahrhundert, werden auch die letzten weißen Flecken auf der Landkarte beseitigt, wenn man vom innersten Amazonasgebiet einmal absieht, wo man ja selbst heute noch unberührte Naturvölker entdecken kann. Chile reichte in spanischer Zeit nur so weit, wie sich auch das Inkareich erstreckt hatte, nämlich ein kleines Stück über Santiago hinaus. Die Unterwerfung der Araukaner gelang, wie im 26. Kapitel schon erwähnt, erst dem chilenischen Nationalstaat von 1840 an.

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß die portugiesische Königsfamilie Napoleon I. nicht in die Falle ging wie ihre spanischen Kollegen, sondern einfach nach Brasilien fuhr, wenn auch in allerletzter Minute. Hier eine Darstellung ihrer Ankunft dort:



Ihre Probleme begannen 1815 nach dem Sturz Napoleons, denn die Politiker des Mutterlandes wünschten die Rückkehr des Königs, während die Brasilianer sich weigerten, Abgeordnete in ein gemeinsames, in Portugal tagendes Parlament zu entsenden. Schließlich reiste João VI. tatsächlich 1821 nach Portugal und ließ seinen Sohn Pedro als Regenten in Brasilien zurück.

Im folgenden Jahr wollten die Cortes in Lissabon Brasilien wieder auf den Status einer minderberechtigten Kolonie zurückstufen. Dies führte zur Rebellion Brasiliens, die am 7.9.1822 im sog. *grito do Ipiranga* ihren symbolträchtigen Ausdruck fand: *grito* ist der Schrei, der Aufschrei; der *Ipiranga* ist ein Hügel bei São Paulo. Der *grito do Ipiranga* ist also die Unabhängigkeitserklärung Brasiliens von Portugal. Hier die Hütte, in der das geschehen sein soll, heute natürlich Bestandteil eines Museums:



Den portugiesischen Kronprinzen behielt man aber bei und proklamierte ihn am 12.10. zum Kaiser von Brasilien. 1824 folgte eine liberale Verfassung, um deren Anwendung es aber bald zu Streitigkeiten kam. Das Problem löste sich für Brasilien so, daß Pedro I. nach dem Tode seines Vaters nach Portugal zurückkehrte, um den dortigen Thron zu beanspruchen, und seinen sechsjährigen Sohn als Pedro II. in Brasilien zurückließ.

Das innenpolitische Hauptproblem des Kaiserreichs Brasilien war die Sklavenfrage. Es geht dabei um die Negersklaven – die Indios hatten 1757 die Gleichstellung erlangt, die 1573 gescheitert war –, die Sklaverei der Neger schien aber vor allem für den Betrieb der Kaffeeplantagen unentbehrlich. Die Sklaven wurden nach wie vor aus Afrika importiert; die – *salva reverentia* – Eigenproduktion im Lande spielt eine geringe Rolle, sie war zu kostenintensiv. Die Einfuhr der Sklaven war Teil des berühmten Dreieckshandels zur Ausnutzung der Schiffskapazitäten:



Die Schiffe, die die "Kolonialwaren", vor allem Zucker und Rum, aus der Karibik nach Europa brachten, machten auf der Rückfahrt den Umweg nach Afrika, wo sie Feuerwaffen, Stoffe und Salz gegen Sklaven eintauschten, die dann nach Amerika gebracht wurden. Im 19. Jahrhundert setzte England die Brasilianer politisch unter Druck und verlangte die Abschaffung der Sklaverei, wohl vor allem, um die eigenen Industriewaren, die in immer größerem Ausmaß produziert wurden, direkt dorthin exportieren zu können. Humane Beweggründe waren jedenfalls nicht ausschlaggebend, hatte England doch zuvor intensiv am Sklavenhandel verdient, für den es seit Ende des Spanischen Erbfolgekrieges ein förmliches Monopol besaß. Ich zeige Ihnen hier eine interessante Abbildung eines Sklavenschiffes, das die Engländer gekapert haben; ein junger Offizier hat das Innere aquarelliert. Beachten Sie, wie Waren und menschliche Ladung in demselben Frachtraum untergebracht sind:



1831 wurde in Brasilien der Sklavenhandel, also die Einfuhr von Sklaven aus Afrika, gesetzlich verboten, jedoch hielt sich niemand daran; man schätzt, daß in den kommenden 20 Jahren eine halbe Million Sklaven aus Afrika nach Brasilien verschleppt wurden. Trotzdem nahm der Anteil der Sklaven an der Gesamtbevölkerung allmählich ab. Das hängt damit zusammen, daß sich innerhalb des Landes die wirtschaftlichen Gewichte verschoben und daß durch die zunehmende Einwanderung aus Europa in den neuen Zentren ein Arbeitnehmerreservoir zur Verfügung stand, das nur dann bezahlt werden mußte, wenn es tatsächlich tätig war – wohingegen ein Sklave auch dann Kosten verursachte, wenn er krank, alt oder schwanger war.

Schließlich wurde 1871 festgelegt, daß die Kinder von Sklaven grundsätzlich frei sein sollten. 1888 schaffte die Regierung die Skla-

verei generell ab. Diese sog. *Lei Áurea* sah allerdings keine weiteren Maßnahmen vor, weder eine Entschädigung der bisherigen Besitzer noch irgendeine Regelung zugunsten der befreiten Sklaven; ihre Freiheit wurde vielmehr als freiwilliges Geschenk definiert, auf das sie also mit Dankbarkeit und nicht mit Ansprüchen zu reagieren hätten.

Mit der Abschaffung der Sklaverei schaffte die Regierung zudem auch gleich sich selbst ab: es kam zu einer Rebellion und zur Absetzung des Kaisers. Hier noch ein Bild des Kaisers gegen Ende seiner Regierung bei einem Besuch der Weltausstellung:



Seit 1889 ist Brasilien Republik. Das Sklavenproblem ist aber im Grunde bis heute nicht gelöst. Im 20. Jahrhundert kam die Theorie des *branqueamento*, der "Weißmachung" der Gesellschaft, auf: sie verlangt – durchaus im Zusammenhang mit europäischen rassistischen Vorstellungen – eine Zurückdrängung des negroiden zugunsten des europäischen Erscheinungsbildes der Gesellschaft, die sich nur so auf eine höhere Ebene der Kultur und Zivilisation entwickeln könne. Brasilien ist heute das Land mit den krassesten sozialen Gegensätzen auf der Welt. Auch die Hoffnungen, die anfangs auf den jüngsten Präsidenten gesetzt wurden, scheinen bereits wieder zu verblassen; es dürfte kein Zufall sein, daß er, auf die Probleme der Kinderarbeit angesprochen, nur zu erwidern wußte, die Sklaverei sei in Brasilien seit 1888 abgeschafft.

29. KAPITEL: MITTELAMERIKA ALS "HINTERHOF" DER USA

KEHREN WIR ZURÜCK ZUM karibischen Raum. Auch nach der Unabhängigkeit Brasiliens gab es dort noch eine europäische Kolonie, nämlich Cuba, und es entwickelten sich neue koloniale Strukturen durch das Hegemoniestreben der USA. Um Cuba kam es 1898 zum Krieg zwischen Spanien und den USA, wobei ein schon lange schwelender Konflikt zur offenen Auseinandersetzung wurde, als am 15.2. 1898 das im Hafen von Havanna ankernde amerikanische Kriegsschiff "Maine" plötzlich in die Luft flog. Wer die Explosion herbeigeführt hat, wissen wir bis heute nicht. Aber selbst wenn es ein bloßes Unglück war, bot es doch den willkommenen Kriegsgrund.

Im Frieden von Paris verlor Spanien am 10.12.1898 seine letzten Kolonien: die Philippinen, Guam und Hawaii kamen direkt unter amerikanische Herrschaft, Cuba wurde zunächst ebenfalls amerikanisch verwaltet, dann aber 1901 unabhängig, wobei jedoch ein Verfassungszusatz, das sog. Platt Amendment, den USA weitgehende Eingriffsmöglichkeiten sicherte. Die innenpolitischen Rückwirkungen des Verlustes der Kolonien auf Spanien, die letztlich den Weg für die Diktatur Francos bereiteten, sind hier nicht zu erörtern, ebensowenig das literarische Phänomen der "Generation von 1898".

Lassen Sie mich jetzt noch ein letztes Mal auf den ursprünglichen Plan des Kolumbus zurückkommen, auf direktem Weg westwärts von Europa nach Asien zu fahren. Daß dies unmöglich war, darüber konnte sich im 19. Jahrhundert niemand mehr Illusionen hingeben: da die Nordwestpassage aus klimatischen Gründen ausschied, gab es nur den weiten Weg um die Südspitze Amerikas herum, der auch nicht ungefährlich war, selbst als die Dampfschiffe wetterunabhängiger wurden als die Segelschiffe. Es gab aber noch eine vierte Möglichkeit, die wir noch gar nicht ernsthaft erörtert haben, nämlich: die Verbindung zwischen Atlantik und Pazifik in Mittelamerika künstlich herzustellen, also einen Kanal zu graben. Der Gedanke tauchte schon in der Kolonialzeit auf; es wurde sogar ein Versuch unternommen, der aber schnell scheiterte. Selbstverständlich sollte ein solcher Kanal nur spanischen Schiffen offenstehn. Aber, wie gesagt, es wurde nichts daraus.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das Thema erneut aktuell, und zwar interessanterweise durch ein Ereignis in Nordamerika: 1848 wurde in Kalifornien Gold gefunden. Die Folge war der berühmte Goldrausch, der Zehntausende veranlaßte, dorthin aufzubrechen, um ihr Glück zu suchen, und der bis heute in einem Seemannslied weiterlebt:

blow, boys, blow, for Californio, there is plenty of gold, so I am told, on the banks of Sacramento.
--

Damit habe ich auf elegante Weise den Übergang zu unserem Thema geschafft, denn der schnellste Weg von der Ostküste Amerikas nach Kalifornien führte tatsächlich über See. Die berühmten durchgehenden Eisenbahnlinien wurden erst zwei Jahrzehnte später gebaut, so die *Central Pacific*, die 1869 eröffnet wurde; die *South Pacific* sogar erst 1883. 1848 fuhr man am schnellsten zu Schiff nach Mittelamerika, durchquerte zu Fuß Nicaragua oder Panama und fuhr dann an der Pazifikküste nach Norden.

Der Goldrausch machte damit eine Frage dringend, mit der sich die nordamerikanischen Politiker schon seit einigen Jahren beschäftigten. 1846 hatten die USA mit Kolumbien (das damals noch Neu-Granada hieß) den Bidlack-Mallarion-Vertrag abgeschlossen, der es den USA erlaubte, in Panama, der nördlichsten Provinz Kolumbiens und zugleich schmalsten Stelle in Mittelamerika, eine Verkehrsverbindung von Küste zu Küste zu errichten. Die Art der Verbindung, ob Eisenbahn oder Kanal, blieb offen. Die USA sollten das Recht haben, den Verkehrsweg in eigener Verantwortung zu betreiben und zu schützen, jedoch durfte die staatliche Souveränität Kolumbiens dabei nicht angetastet werden. Einen ähnlichen Vertrag schlossen die USA 1849 mit Nicaragua.

Der Goldrausch erhöhte das Verkehrsaufkommen in Mittelamerika so stark, daß es sich lohnte, in Panama eine einspurige Eisenbahn von Colón auf der atlantischen nach Panama auf der pazifischen Seite zu bauen, die am 27.1.1855 eröffnet wurde. Die einfache Fahrt kostete für die 80 km lange Strecke 25 \$ in Gold. Die Linienfüh-

zung entspricht ziemlich genau dem Verlauf des späteren Panama-Kanals, der aber, wie Sie wissen, erst 1914 tatsächlich fertiggestellt wurde.

Zur Vorbereitung dieses Kapitels habe ich im wesentlichen zwei Bücher gelesen. Zum einen die Arbeit von David McCullough, *The Path between the Seas*. Die englische Ausgabe erschien 1977; das bedeutet, daß der Autor noch einige am Bau des Kanals Beteiligte direkt befragen konnte. Eine deutsche Übersetzung erschien 1981, wobei der Titel zu "Sie teilten die Erde. Abenteuer und Geschichte der Erbauung des Panama-Kanals" verfälscht wurde. Das Buch ist kein wissenschaftliches Werk im strengen Sinne, d.h. es hat weder Anmerkungen noch ein Literaturverzeichnis, sondern eher ein Sachbuch, aber es ist angenehm zu lesen und hat auch einige Preise bekommen (zu recht, wie ich meine). Der Autor stellt die handelnden Personen auch körperlich vor, mit Angabe der Haar- und der Augenfarbe sowie der Körpergröße und des Lebendgewichtes. Wenn man zum Panamakanal ein amerikanisches Buch liest, muß man auch ein französisches lesen – Sie werden gleich noch hören, warum –; ich habe benutzt Charles Fischer, *Les Etats-Unis et le canal de Panama* (Paris 1979).

Die Panama-Eisenbahn funktionierte gut; die Aktien der Eisenbahngesellschaft stiegen binnen weniger Jahre um 2500%. Aber es war doch nur eine vorläufige Lösung. Ab 1870 begannen ernsthafte Überlegungen für einen Kanalbau, und zwar nicht nur von amerikanischer, sondern auch von europäischer Seite. Die Amerikaner hatten mit dem Kanalbau im eigenen Land gute Erfahrungen gemacht, etwa mit dem 1825 eröffneten Erie-See-Kanal. Noch wichtiger war aber ein anderer Kanal in der Alten Welt, der 1869 eröffnete Suez-Kanal. Aus französischer Sicht kam als Erbauer eines Kanals in Mittelamerika deshalb nur der Held von Suez, *Ferdinand de Lesseps*, in Frage.



Frankreich mußte allerdings zunächst die Niederlage im Krieg von 1870/1 verdauen, und das bedeutete vor allem die Zahlung einer Kriegsentschädigung an das Deutsche Reich in Höhe von mehreren Milliarden Franc (damals ist in Deutschland das Wort "Milliarde" populär geworden). Dies ging aber überraschend schnell, so daß man sich gegen Ende der 1870er Jahre dem Kanalprojekt zum Wohle der Menschheit zuwenden konnte. Es wurde zunächst eine wissenschaftliche Gesellschaft gegründet, die 1878 von Kolumbien eine Konzession für den Kanalbau erlangte und 1879 in Paris einen internationalen Kongreß durchführte.

Die große Frage war nämlich: wo sollte der Kanal gebaut werden, und mit welcher Technik sollte er funktionieren? Als Ort kamen Nicaragua und Panama in Frage. Für Panama sprachen die kürzere Strecke, die geringere zu überwindende Höhe und die weitgehende Erdbebensicherheit. Gegen Panama sprachen die klimatischen Verhältnisse: ein sumpfiges und krankheitsverseuchtes Gebiet, wobei Malaria und Gelbfieber die hauptsächlichen, aber nicht einzigen

Seuchen waren. Für Nicaragua sprachen das etwas günstigere Klima und die stabilere Beschaffenheit des Untergrundes; gegen Nicaragua die längere Strecke, die größere zu überwindende Höhe und die Gefährdung durch Erdbeben und Vulkanausbrüche.

Die zweite Frage war: sollte das Land auf Meereshöhe durchstochen werden, oder sollten die Schiffe bei der Einfahrt in den Kanal durch Schleusen auf ein höheres Niveau gehoben und am Ende der Durchfahrt wieder gesenkt werden? Ein Kanal auf Meeresebene versprach eine schnellere und technisch unkomplizierte Durchfahrt, erforderte aber einen vielfach größeren Erdaushub beim Bau.

Freilich wurden diese Fragen auf dem Kongreß gar nicht ernsthaft erörtert, denn Lesseps, der die Tagung als charismatische Führungsgestalt dominierte, hatte sich bereits emotional für Panama und einen Kanal ohne Schleusen entschieden. Entsprechend fiel das Votum der Versammlung aus.

Der nächste Schritt war die Gründung einer Aktiengesellschaft für den Kanalbau, der *Compagnie Universelle du Canal Interocéanique*, am 3.3.1881. Es wurden 80000 Aktien ausgegeben, überwiegend an Kleinanleger, davon ein Fünftel an Frauen. Die meisten Käufer waren Franzosen; Aktionäre aus Amerika waren nicht beteiligt. Den Einnahmen aus dem Aktienverkauf standen drei Kategorien von Ausgaben gegenüber: 1. die Ausgaben für den Kanalbau selbst, 2. die Provisionen für die Banken und 3. eine weitere, beträchtliche Kategorie, auf die ich später noch eingehe. Außerdem erwies es sich als notwendig, den amerikanischen Aktionären die Eisenbahnlinie in Panama abzukaufen.

Die Arbeiten am Ort begannen am 1.2.1881 mit dem Anlegen einer Schneise im Urwald entlang dem vorgesehenen Verlauf des Kanals von Küste zu Küste. Am 20.1.1882 begann der eigentliche Kanalbau, d.h. die Erdarbeiten. Am 7.9.1882 geschah etwas, was in Panama eigentlich gar nicht hätte vorkommen dürfen, nämlich ein Erdbeben. Die Kanalgesellschaft sah sich bald vor ein Phänomen gestellt, das uns heute bei öffentlichen Aufträgen geläufig ist, damals aber noch katastrophale Folgen haben konnte: eine explosionsartige Steigerung der Baukosten.

1886 mußte man zudem erkennen, daß der geplante Kanal auf Meereshöhe technisch undurchführbar war, und man mußte sich für eine Variante mit Schleusen entscheiden. Diese Entscheidung kam aber viel zu spät, das Projekt war nicht mehr beherrschbar, und am 4.2.1889 ging die Aktiengesellschaft bankrott, wodurch Tausende kleiner Anleger ihr Vermögen verloren. Erstaunlicherweise hatte die französische Presse bis zu diesem Zeitpunkt nur positiv über das Unternehmen berichtet.

Wir müssen jetzt einen kleinen Exkurs in die französische Innenpolitik machen, denn aus dem Panama-Kanal wird jetzt der Panama-Skandal. Auslöser war Edouard Drumont, ein Autor antisemitischer Hetzschriften wie etwa "La France Juive" (das jüdische Frankreich) oder "La Dernière Bataille" (das letzte Gefecht). Er war Besitzer einer rechtsradikalen Zeitung namens "La Libre Parole", die zunächst wenig gelesen wurde. Ihre Auflage stieg aber enorm, als dort eine Serie von Enthüllungen über die Finanzpraktiken der Panama-

kanalgesellschaft erschien. Hauptfigur war dabei ein ursprünglich aus Deutschland stammender jüdischer Bankier namens Baron de Reinach. Die Enthüllungen, die aus wohlinformierter, aber bis heute nicht enttarnter Quelle stammten, offenbarten eine systematische Bestechung der Presse und von Politikern – die vorhin erwähnte dritte Ausgabenkategorie der Gesellschaft.

Am 21.11.1889 wurden die wichtigsten Personen der Kanalgesellschaft verhaftet; Baron de Reinach konnte aber nicht mehr verhaftet werden, da er in der Nacht Selbstmord begangen hatte. Als nächstes stürzte die Regierung. Das Parlament setzte einen Untersuchungsausschuß ein, der tatsächlich die Bankquittungen für die Bestechung von nicht weniger als 104 Abgeordneten der Nationalversammlung fand. Es kam zu Prozessen und Strafurteilen; die Politiker wurden allerdings freigesprochen. Die antisemitische Färbung der Vorgänge war nur das Vorspiel für einen noch größeren Skandal: die Dreyfus-Affäre, auf die ich aber hier nicht näher eingehen kann; in meiner Vorlesung "Urkundenfälschung" gibt es ein ganzes Kapitel darüber.

In Panama ruhten derweil die Arbeiten, aber aus den Trümmern der Kanalgesellschaft errichtete der Konkursverwalter eine neue französische Kanalgesellschaft, die zwar kaum aktiv werden konnte, aber mit der Eisenbahn, den angelegten Siedlungen für die Arbeiter und den Baumaschinen immer noch ein ansehnliches Sachvermögen besaß. Nunmehr regte sich erneut das Interesse der USA, wohl auch deshalb, weil man fürchtete, das Deutsche Reich unter Wilhelm II. könnte sich für das Projekt begeistern. Ein weiterer Grund waren die Erfahrungen des Cubakrieges von 1898, als ein in San Francisco stationiertes Schiff, die "Oregon", erst nach einer 67tägigen Reise um Kap Horn in die Kämpfe im Atlantik eingreifen konnte.

Entscheidend war aber, daß der neue Präsident Theodore Roosevelt – das ist derjenige, nach dem der Teddybär benannt ist – sich für den Kanal interessierte.



Roosevelt wurde am 6.9.1901 Präsident der USA, weil sein Vorgänger McKinley, als dritter amerikanischer Präsident, an diesem Tage ermordet wurde. Zunächst aber begann die alte Debatte: Nicaragua oder Panama, Kanal auf Meereshöhe oder mit Schleusen? aufs neue, ehe aus den unergründlichen Mechanismen des amerikanischen Kongresses der Panamakanal mit Schleusen hervorging. Ein Gesetz vom 28.6.1902 ermächtigte die Regierung, der neuen französischen Gesellschaft die Bauruine und die Bahnlinie für 40 Millionen Dollar abzukaufen.

Schwieriger waren die Verhandlungen mit Kolumbien: unter Druck wurde von der Regierung ein Vertrag unterzeichnet, aber das kolumbianische Parlament besaß die Dreistigkeit, ihn nicht zu ratifizieren. Daraufhin brach in Panama eine Revolution aus, und die Provinz erklärte sich für von Kolumbien unabhängig. Kolumbianische Truppen konnten nicht eingreifen, da sich rein zufällig an beiden Kü-

sten amerikanische Kriegsschiffe aufhielten und den neuen Staat schützten, der von Washington bereits 70 Minuten nach Eingang des einschlägigen Telegramms anerkannt wurde. Zur Ehre Amerikas muß hinzugefügt werden, daß die Zeitungen, z.B. die New York Times, den Schritt des Präsidenten als einen "Akt schmutziger Eroberung" bezeichneten und daß auch in der Debatte über die Ratifikation des Vertrages mit dem neuen Staat über die Errichtung der Kanalzone eine Reihe von Senatoren, allerdings eine Minderheit, diesen Völkerrechtsbruch kritisierten.

Der Bau des Kanals zog sich bis 1914 hin, wobei drei Chefindgenieure verbraucht wurden. Von den ca. 30000 Arbeitern waren die meisten Neger aus anderen karibischen Staaten, während die höheren Posten weißen Amerikanern vorbehalten waren. Auch außerhalb der Arbeitszeit herrschte strengste Rassentrennung. Das größte Problem, die Seuchen, konnte man mit Hilfe eines einheimischen Arztes in den Griff bekommen. Die folgende Karte zeigt den Verlauf des Kanals:



Sie sehen, daß er im ersten Abschnitt, wenn man vom Atlantik, also von Norden her, kommt, eher eine Fahrrinne in einem Binnensee bildet und sich erst in der zweiten Hälfte in einen eigentlichen Kanal wandelt. Dieser Binnensee ist erst während der Bauarbeiten aufgestaut worden. Das größte, übrigens bis heute nicht endgültig gelöste, Problem waren die ständigen Erdbeben während der Bauzeit und auch nachher während des Betriebs. Witzigerweise fährt man übrigens, wie Sie auch sehen können, auf dem Kanal in östlicher Richtung, wenn man vom Atlantik in den Pazifik gelangen will.

Zu beiden Seiten des Kanals erstreckt sich 10 Meilen breit die Kanalzone. Sie wurde durch den Kanalvertrag zwischen den USA und dem neuen Staat errichtet, der übrigens abgeschlossen wurde, noch ehe in Panama überhaupt eine richtige Regierung eingesetzt war. Der Vertrag gesteht den USA in der Kanalzone alle Rechte zu, die sie hätten, wenn die Zone ihrer völkerrechtlichen Souveränität unterstünde; sie haben sogar das Recht, diese Zone einseitig auszuweiten, wenn sie das für den Betrieb des Kanals für erforderlich halten. Die französische der beiden Publikationen, die ich Ihnen genannt habe, setzt den Vertrag mit jenen Verträgen gleich, die die Europäer im 19. Jahrhundert China aufgezwungen haben. Wirtschaftliche Vorteile hatte Panama von dem Kanal nicht, abgesehen von der Pachtsumme von einer Viertelmillion Dollar jährlich, da die Amerikaner in ihrem Gebiet praktisch eine eigene Wirtschaftszone errichteten. Auch in Panama selbst dominierten amerikanische Firmen, so etwa die bekannte United Fruit Co.

Der Kanalvertrag blieb in dieser einseitigen Weise bis 1977 in Kraft; nur die Pachtsumme wurde zweimal, 1936 und 1955, erhöht. Der Vertrag von 1977 sah die Übergabe des Kanals an Panama bis zum Ende des Jahrtausends vor, was, wie Sie wissen, inzwischen ja auch geschehen ist. Derzeit ist ein erneuter Ausbau des Kanals im

Gänge, um breiteren und tieferen Schiffen die Durchfahrt zu ermöglichen.

30. KAPITEL: HEILSBRINGER UND DIKTATOREN – DAS 20. JAHRHUNDERT

DIE SELBSTÄNDIGEN Staaten, die nach dem Ende der spanischen Kolonialherrschaft in Lateinamerika entstanden, waren formal Republiken mit Verfassungen, die sich am US-amerikanischen Vorbild orientierten, d.h. es gab einen Präsidenten, ein Parlament mit zwei Kammern usw., die turnusmäßig gewählt wurden. Von dem, was wir heute unter Demokratie verstehen, waren sie allerdings weit entfernt. Im Spanien Isabellas II. (1833 – 1868) gab es das System, daß sich die beiden größten Parteien des Landes regelmäßig in der Regierung ablösten. Ähnlich waren auch die Wahlergebnisse in Lateinamerika durch die Absprachen der Politiker bestimmt, nicht durch den Inhalt der Wahlurne. Das im Einzelnen zu schildern, wäre öde und langweilig.

Aus dieser grauen Masse gesichtsloser Politiker heben sich zwei Gestalten ab, die wir in diesem Kapitel kurz betrachten wollen: Getúlio Vargas in Brasilien und Juan Domingo Perón, wobei Sie letzteren wenn nicht aus der Geschichte, so doch vom Musical her kennen dürften.

In Brasilien wechselten in der geschilderten Weise immer ein Vertreter aus São Paulo und einer aus Rio de Janeiro im Präsidentenamt ab. 1930 war es an Getúlio Vargas, hier sehen Sie ihn 1911 mit seiner Frau:



in dieser Weise planmäßig zu verlieren, aber er gab sich damit nicht zufrieden und die Bevölkerung auch nicht. Es kam zu einem Aufstand und einem Putsch des Militärs, das Vargas zum Präsidenten mit diktatorischen Vollmachten erhob.



1934 wurde er aufgrund einer neuen Verfassung legal wiedergewählt. Seine Politik sozialer Reformen brachte ihm die Verehrung des Volkes, aber die Ablehnung der etablierten Schichten ein; genau denselben Mechanismus werden wir bei Perón wiederfinden.

Für die nächste Wahl 1938 durfte er verfassungsgemäß nicht mehr antreten; es wurde ein Scheinkandidat aufgestellt – also das System Putin-Medwedjew –, der sich aber als nicht so zuverlässig erwies wie geplant. Deshalb kamen Vargas und das Militär im September 1937 einem kommunistischen Aufstandsversuch zuvor, verhängten den Ausnahmezustand und lösten das Parlament auf. Am 10. November 1937 proklamierte Vargas den "Neuen Staat", den *Estado Novo*, den er diktatorisch leitete. Die bisherigen politischen Parteien wurden zu einer staatlichen Einheitspartei gleichgeschaltet,

also eine faschistische Staatsordnung mit einer Verehrung des Präsidenten, die man durchaus als Führerkult bezeichnen kann.



1945 mußte Vargas das Experiment beenden und wieder eine reguläre Präsidentenwahl ansetzen, die einer seiner engsten Anhänger gewann. 1950 wurde er unter dieser neuen Ordnung wieder selbst zum Präsidenten gewählt, geriet aber 1954 derart ins politische Abseits, daß das Militär seinen Rücktritt verlangte. Dabei spielt auch ein gescheiterter Mordversuch an einem Gegner eine Rolle. Er trat dann auch zurück, aber auf die drastische Weise, daß er sich am 24.8.1954 selbst umbrachte. Er hinterließ einen Abschiedsbrief, indem er sein Scheitern auf die Bösigkeit seiner Gegner zurückführt:

à felonía de hipócritas et traidores a quem beneficiei com honras e mercês, à insensibilidade moral de sicários que entreguei à Justiça, contribuindo todos para criar um falso ambiente na opinião pública do país con a minha pessoa. ... preferi ir prestar contas ao Senhor, não dos crimes que não cometi, mas de poderosos interesses que contrariei ... Só Deus sabe das minhas amarguras e sofrimentos. Que o sangue dum inocente sirva para aplacar a ira dos fariseus.

(auf die Hinterhältigkeit von Heuchlern und Verräter, die ich mit Ehren und Belohnungen überschüttet habe, auf die Gewissenlosigkeit von Meuchelmördern, die ich zur Gerechtigkeit führte, die alle dazu beitrugen, ein falsches Klima in der öffentlichen Meinung des Landes über mien Person zu erzeugen. ... Ich ziehe es vor, Gott selbst Rechenschaft abzulegen, nicht für Verbrechen, die ich nicht begangen habe, sondern über den massiven Widerstand, dem ich mich entgegenstellen mußte. Gott kennt meine Bitternisse und Leiden. Möge das Blut eines Unschuldigen dazu beitragen, den Zorn der Pharisäer zu besänftigen.)

Die portugiesisch-sprachige Fassung von Wikipedia bildet an dieser Stelle übrigens den Schlafanzug ab, den der Präsident trug, als er sich umbrachte – *de gustibus non est disputandum*. Der Selbstmord war gewissermaßen Vargas' letzte populistische Aktion, seine letzte Selbstinszenierung als Heilsbringer des Volkes bis hin zum Opfer seines Lebens. Insgesamt ist es aber eine merkwürdig nervöse Karriere, die immer zwischen Putsch und Legalität, zwischen Gewalt und Volksbeglückung hin- und herschwankt.

Eine ähnlich zerstückelte Karriere machte auch Juan Domingo Perón. Er war Berufssoldat und zunächst ab 1930 im Dienste einer der Militärregierungen tätig, die damals in Argentinien mit zeitweise amtierenden zivilen Regierungen abwechselten. Zu Anfang des 2. Weltkrieges wurde er als Militärbeobachter nach Italien geschickt, wo er sich zum Bewunderer Mussolinis entwickelte. 1943 spielte er eine wichtige Rolle bei einem weiteren Putsch gegen die zivile Regierung, 1945 wurde er aber politisch kaltgestellt. Dagegen erhob sich ein Massenprotest aus dem linken politischen Spektrum, der es ihm erlaubte, 1946 die Präsidentschaftswahlen zu gewinnen und auch 1951 wiedergewählt zu werden.



Man kann über Perón aber nicht sprechen, ohne eine zweite Person zu erwähnen. Als er 1945 eines Tages nach Hause kam, traf er dort Maria Eva Duarte an,



eine unehelich geborene Schauspielerin, die ihm erklärte, sie sei ab jetzt seine Mätresse, was noch im selben Jahr in eine Eheschließung mündete. Über Eva Duarte Qualitäten als Schauspielerin sind die Meinungen geteilt; in der "Rolle ihres Lebens" hat sie jedenfalls eine gute Performance geliefert. Interessanterweise trat sie auch im Rundfunk auf, und zwar mit einer Sendereihe über berühmte Frauen der Geschichte.

Ob Eva Perón bei der Rückberufung ihres Mannes 1945 die entscheidende Agitatorin gewesen ist, indem sie die Unterschicht, die *descamisados*, die "Hemdlosen", für ihn mobilisierte, wie der Mythos behauptet, ist umstritten. Als er Präsident war, griff sie aber aktiv und massiv in seine Politik ein, hatte aber nie eine offizielle Regierungsfunktion. Sie war seine beste Propagandawaffe, die vor allem Einfluß auf die Frauen ausübte, aber auch von den Männern der Mittel- und Unterschicht bewundert wurde, so daß bald die Namensform Evita üblich wurde. Die Ehe war indes keine Liebesheirat, sondern ein Zweckbündnis. Hier noch ein weniger propagandistisches Bild und ihre Unterschrift:



Die Politik der Peróns trug durchaus reformerische Züge zugunsten der Arbeiterschaft – worin man getrost die Handschrift Evitas sehen darf –, wozu umfangreiche Sozialleistungen und z.B. auch die Einführung eines Mindestlohnes gehörten, aber auch Verstaatlichungen von Industrien. Ideologisch wurde dies als "dritter Weg" zwischen Kapitalismus und Kommunismus definiert. Die von ihm zu seiner Unterstützung aufgebaute Partei nannte sich *Partido justicialista*. Nicht verschweigen darf man auch, daß 1951 das Frauenwahlrecht eingeführt wurde. Allerdings lebten die umfangreichen Sozialleistungen von der Substanz; sie waren eine Schönwetterpolitik, die sich unter verschlechterten weltwirtschaftlichen Rahmenbedingungen auf die Dauer nicht durchhalten ließ. Der Tod Evitas 1952 schwächte Peróns Rückhalt in der Bevölkerung. Außerdem geriet er durch antiklerikale Maßnahmen in einen Konflikt mit der Kirche; Pius XII. exkommunizierte ihn am 16.6.1955.

Im September desselben Jahres wurde Perón durch einen Militärputsch gestürzt und ging nach Spanien ins Exil, ohne indes seinen Einfluß auf die argentinische Politik aufzugeben. 1973 wurde er nach Argentinien zurückgerufen, um einen Ausweg aus der inzwi-

schen völlig verfahrenen politischen Situation zu finden, und wurde nach einigen juristischen Winkelzügen auch am 23.9.1973 zum Präsidenten gewählt. Seine eigene Partei war aber in sich politisch so zerstritten, daß man keinen Kandidaten für den Posten des Vizepräsidenten fand. So verfiel man auf den Ausweg, Peróns neue Ehefrau Isabel Martínez dafür zu verwenden. Perón hatte die Dame 1961 in Madrid geheiratet; er hatte sie in einem Nachtclub kennengelernt, was in der Presse – auch in deutschen Presse – mit Naserümpfen vermerkt wurde. Das sind Ereignisse, an die ich mich noch aus eigenem Erleben erinnern kann; für Sie ist das natürlich schon Geschichte.

Ich habe vorhin erwähnt, daß Evita Perón niemals ein offizielles Amt bekleidete; mit Isabelita war das jetzt anders, aber es gelang ihr nicht, sich irgendwie aus dem Schatten ihrer Vorgängerin zu lösen, was wohl auch kaum möglich gewesen wäre. Zudem starb Perón, der die Situation in Argentinien nicht mehr in den Griff bekam, bereits am 1.7.1974, so daß die unerfahrene Vizepräsidentin jetzt zur Präsidentin aufrückte, aber allgemein mit Herablassung und Mißachtung behandelt wurde. Ich erinnere mich an das Bild eines Staatsbanketts, wo sie allein am Kopf der Tafel sitzt und an den Seiten eine ganze Serie von Generälen, die sich lebhaft miteinander unterhalten, die Präsidentin aber vollkommen ignorieren. 1976 wurde sie durch den einen Militärputsch gestürzt, und es folgte die berüchtigte Militärdiktatur, die erst im Gefolge des Falklandkrieges zusammenbrach.

31. KAPITEL: ZUM ABSCHLUSS: EIN BLICK AUF DIE HEUTIGE SITUATION

AM 30. JULI 2001 TRAT IN PERÚ der neugewählte Staatspräsident Alejandro Toledo Manrique sein Amt an. War es schon ungewöhnlich, daß mit ihm erstmals ein Mestizo in diese Funktion gelangen konnte, so erregte darüber hinaus die Art und Weise der Amtseinführung weltweites Aufsehen: nicht in der Hauptstadt Lima, sondern in der alten Inka-Stadt Machu Picchu fand die Zeremonie statt, bei der dem neuen Präsidenten eine *chakana* (eine Halskette aus Gold und Silber) und ein *varanyoc* (ein Szepter) überreicht wurden. Während dessen entzündeten Priester Weihrauch und versprühten *chicha* (Maisbier), und Paare brachten Geschenke und Früchte aus den vier traditionellen Gebieten des Tihuantinsuyu dar.

War dies alles bloße Folklore, oder zeigt es, daß religiöse Überzeugungen aus der Inkazeit fünf Jahrhunderte christliche Mission überlebt haben und zu neuer Bedeutung gelangen? Bei der vorletzten Papstwahl war immer wieder davon die Rede, daß heutzutage die Hälfte aller Katholiken in Lateinamerika lebe; trotzdem hatten offenbar die von dort stammenden Kandidaten keine Chance. Etwa, weil die in Lateinamerika lebenden Christen in der Alten Welt nicht für voll genommen werden? Bei der jüngsten Papstwahl war davon keine Rede – die besonderen Umstände des Rücktrittes des Vorgängers überdeckten alle anderen Fragen –, und diesmal ist tatsächlich ein Lateinameriker gewählt worden, allerdings ein

Lateinamerikaner europäischer Abstammung, nicht etwa ein Mestizze oder Indio.

Dennoch bleibt die Frage: wird Lateinamerika in der Kirche der Alten Welt ernst genommen? Kolumbus wurde nicht müde, davon zu schwärmen, wie leicht man die Bewohner der Karibik zu Christen machen könne. Die Jesuiten in Paraguay glaubten dasselbe, weil sie bei den dortigen Ureinwohnern keinerlei materielle Götzenverehrung finden konnten. Beide hatten recht und unrecht zugleich: die Annahme der äußeren Formen ging sehr leicht vor sich, und die Vorliebe gerade des spanischen Katholizismus' für prunkvolle Zeremonien kam den indianischen Traditionen entgegen; ob man Weihwasser oder, wie wir gerade gehört haben, Maisbier verspritzt, macht nur einen geringen Unterschied.

Die äußere Annahme der Religion des Siegers bedeutete aber nicht, daß deswegen die indigenen Kulte aufhörten; es kam vielmehr zu einer synkretistischen Überlagerung und wechselseitigen Umdeutung, die jedenfalls in der nicht-weißen Bevölkerung bis heute andauert. Dabei werden in unterschiedlichem Ausmaß christliche Heilige und heidnische Gottheiten nebeneinander verehrt oder miteinander identifiziert, etwa die Muttergottheit *Pachamama* mit der Gottesmutter Maria oder Blitzgott *Illapa* mit Santiago. Von den kirchlichen Festen ist wohl die spezifische Feier von Allerheiligen und Allerseelen am bekanntesten.

War es, wie gesagt, leicht, die äußeren Formen des Ritus' einzuführen, die Götterbilder und Tempel zu zerstören oder durch Kirchen zu überbauen, so gestaltete sich die Vermittlung des inneren Gehaltes, also der eigentlichen christlichen Theologie, viel schwieriger. Sie ist zwar – man könnte sage: schwerpunktmäßig – intensiv versucht worden, aber mit wenig Erfolg. Vor allem gelang es nicht, einen einheimischen Klerus herauszubilden. Sahagúns Priesterseminar war insoweit ein Fehlschlag. 1555 wurde in Mexiko sogar verboten, Nicht-Europäern die Weihen zu erteilen. Der Klerus blieb also spanisch und auf die Städte konzentriert. Tatsächlich ist die lateinamerikanische Kirche noch heute auf "Personalhilfe" aus Europa angewiesen.

All das sollte uns aber eigentlich nicht wundern, denn die Christianisierung Europas ist im Grunde nicht anders verlaufen. Nur dürfen wir fairerweise Lateinamerika nicht mit dem heutigen Europa vergleichen, sondern müssen es etwa demjenigen zur Karolingerzeit gegenüberstellen, wenn wir den Zeitablauf recht bedenken. Die Missionsgeschichte speziell Bayerns ist voll von ausländischen Missionaren, die schwerste Konflikte verursachten, weil ihnen die Sensibilität im Umgang mit den einheimischen Traditionen fehlte. Und viele solcher Traditionen sind – entweder in den christlichen Kanon aufgenommen oder in den Bereich des Aberglaubens abgedrängt – bis heute lebendig geblieben.

Das Christentum selbst hat sich durch seine Ausbreitung in die germanischen und keltischen Bereiche verändert, und zwar in einer Weise, die man südlich der Alpen und Pyrenäen – auch wenn niemand das laut sagt – durchaus als Synkretismus empfindet. Im Grunde ist man ja in Italien und Spanien der Meinung, daß es wirk-

lichen Katholizismus nur dort gibt. Und vielleicht ist dies ja auch der Grund dafür, warum der aus Deutschland stammende Kardinal und vorige Papst sich in diesen Fragen so starr verhielt.

Aber zurück nach Lateinamerika. Ein weiterer Irrtum wäre es, wollte man die dortigen Christen durchweg für Katholiken halten. Es ist nicht so, denn protestantische Kirchen – oder Sekten – finden eine immer größere Verbreitung; daß dabei nordamerikanisches Geld eine wichtige Rolle spielt, trifft zu, ist aber nur ein Aspekt.

Die Einbeziehung der alten, vorchristlichen Kulte in die Zeremonie des Amtsantrittes von Präsident Manrique führt uns zurück auf eine Frage, die wir ganz zu Beginn der Vorlesung gestellt haben, ob es nämlich eine staatenübergreifende lateinamerikanische Identität gibt – die hier also im Lichte der Inka-Tradition und der indigenen Religionsvorstellung gesehen würde. Ich glaube, daß man das zum gegenwärtigen Zeitpunkt verneinen muß, und zwar schon allein deshalb, weil dazu die Träger dieser synkretistischen Religion, also die nicht-weiße Bevölkerung, in entscheidendem Umfang an der Macht in den einzelnen Staaten beteiligt sein müßten, was aber nicht der Fall ist.

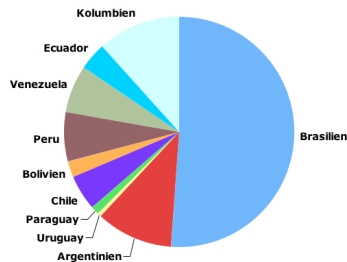
Einigungsversuche gibt es auf einem anderen, dem wirtschaftlichen Gebiet. Ich meine den Plan, einen gemeinsamen Markt zu schaffen, den "Mercado Común del Cono del Sur", abgekürzt *MERCOSUR*, oder portugiesisch "Mercado Comum do Cone do Sul", abgekürzt *MERCOSUL*. Das Wort *cono* darin bedeutet "Kegel"; gemeint ist die kegelförmige Gestalt des südamerikanischen Kontinents.

Der Vertrag wurde 1991 abgeschlossen und trat 1995 in Kraft. Gründungsmitglieder waren Brasilien, Argentinien, Uruguay und Paraguay:



Dazu kamen bald als assoziierte Mitglieder Chile und Bolivien sowie später Perú, Venezuela, Ecuador und Kolumbien. Damit umfaßt der Mercosur in der geplanten Endausbaustufe praktisch ganz

Südamerika versteht sich durchaus als Gegengewicht zur mittel- und nordamerikanischen Freihandelszone NAFTA, die Mexico, die USA und Kanada umfaßt. Das Vorbild ist offenkundig die Europäische Union; allerdings befindet sich der Mercosur noch auf der Stufe, die Europa in den 1960er Jahren erreicht hatte. Das gilt auch für seine Organe. So werden die Abgeordneten der Gemeinsamen Parlamentarischen Kommission von den Einzelparlamenten entsandt, so wie dies auch für das Europaparlament ursprünglich galt. Das Hauptproblem sehen Sie aber hier:



Brasilien ist nach der Bevölkerungszahl und entsprechend auch der Wirtschaftskraft der absolut dominierende Partner. Es bleibt also abzuwarten, wie sich die Gemeinschaft entwickeln wird und ob auf ihrer Basis sich eine gemeinsame Lateinamerikanische Identität entwickeln kann, die über die koloniale Definition hinausgeht, welche mit dem Ruf *Tierra vom Mastkorb der Pinta* am 12. Oktober 1492 ihren Ausgang genommen hatte.

Literatur:

- Walther L. **Bernecker** u.a., Handbuch der Geschichte Lateinamerikas, Band I: Mittel-, Südamerika und die Karibik bis 1760 (Stuttgart 1994)
- Ulrich **Köhler**, Altamerikanistik. Eine Einführung in die Hochkulturen Mittel- und Südamerikas (Berlin 1990)
- **Lateinamerika-Ploetz**. Die Geschichte der lateinamerikanischen Länder zum Nachschlagen (Freiburg/Würzburg 2. Aufl. 1993)
- J. **Prem**, Geschichte Altamerikas (München 1989; Oldenbourg Grundriß der Geschichte 23)
- David **Carrasco** (Hg.): The Oxford Encyclopedia of Mesoamerican Cultures, 3 Bde., Oxford 2001
- Nigel **Davies**, The Ancient Kingdoms of Mexico (Harmondsworth 1983)
- Peter **Bakewell**, A History of Latin America. Empires and Sequels 1450-1930

Plattentektonik:

- Peter **Giese** (Hg.), Geodynamik und Plattentektonik (Beiträge aus: Spektrum der Wissenschaft) (Heidelberg 1995)
- Hubert **Miller**, Abriß der Plattentektonik (Stuttgart 1992)

Religiöse Vorstellungen:

- Günter **Lanczkowski**, Die Religionen der Azteken, Maya und Inka (Darmstadt 1989)
- Christian **Spiel**, Menschen essen Menschen. Die Welt der Kannibalen (Frankfurt/Main 1974; Fischer-Taschenbuch 6256)

Quellen:

- Carmen **Arellano Hoffmann**/Peer **Schmidt** (Hgg.), Die Bücher der Maya, Mixteken und Azteken. Die Schrift und ihre Funktion in vorspanischen und kolonialen Codices. Katalog (Eichstätt/Frankfurt/Main 2. Aufl. 1998; Schriften der Universitätsbibliothek Eichstätt 34)
- Carlos **Rincón** (Hg.), Diego de Landa, Bericht aus Yucatán (Leipzig 1990; Reclam-Bibliothek 1347)
- Wolfgang **Cordan** (Hg.), Popol Vuh. Das Buch des Rates. Mythos und Geschichte der Maya (München 1962, ND 1998)
- Bartolomé de **Las Casas**, Kurzgefaßter Bericht von der Verwüstung der Westindischen Länder (Frankfurt/Main 1966)
- Liselotte und Theodor **Engel** (Hgg.), Die Eroberung Perus in Augenzeugenberichten (München 1975; dtv 1100)
- Reinhard **Maack**/Karl **Fouquet** (Hgg.), Hans Stadens Wahrhaftige Historia (Marburg/Lahn 1964)
- Karl **Klüpfel** (Hg.), N. Federmanns und H. Stades (!) Reisen in Südamerika 1529 bis 1555 (Stuttgart 1859, ND Amsterdam 1969; Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 47)
- Ulrich **Schmidel**, Wahrhaftige Historien einer wunderbaren Schifffahrt (Graz 1962; Frühe Reisen und Seefahrten in Originalberichten 1)

Olmeken:

- Jacques **Soustelle**, Die Olmeken. Ursprünge der mexikanischen Hochkulturen (Zürich 1980)

Maya:

- Linda **Schele**/ David **Freidel**, Die unbekanntete Welt der Maya. Das Geheimnis ihrer Kultur entschüsselt (München 1991)
- Berthold **Riese**, Die Maya. Geschichte – Kultur – Religion (München 1997)
- Jeremy A. Sabloff, Die Maya. Arch_ologie einer Hochkultur (Heidelberg o.J.)
- Michael D. **Coe**, Das Geheimnis der Maya-Schrift (Hamburg 1995) *[nur mit Einschränkung zu empfehlen, da der Autor sein Thema nach Art einer James-Bond-Story präsentiert.]*

Azteken:

- Hanns J. **Prem**, Die Azteken. Geschichte – Kultur – Religion (München 1996)
- Hanns J. **Prem**/ Ursula **Dyckerhoff**, Das alte Mexico. Geschichte und Kultur der Völker Mesoamerikas (München 1986)
- Michael E. **Smith**, The Aztecs (Malden 1996)

Inka:

- Catherine **Julien**, Die Inka. Geschichte – Kultur – Religion (München 1998) *[mit Einschränkungen brauchbar]*
- H. D. **Disselhoff**, Das Imperium der Inka und die indianischen Frühkulturen der Andenländer (Berlin 1972) *[mit Einschränkungen brauchbar]*

- Terence N. **D'Altroy**, The Incas (Oxford 2002)

El Dorado:

- El Dorado – der Traum vom Gold. Ausstellungskatalog Hannover 1979

Tupí/Guaraní:

- Hélène **Clastres**, La tierra sin mal. El profetismo tupí-guaraní (Buenos Aires 1993)

Conquista:

- Urs **Bitterli**, Die Entdeckung Amerikas. Von Kolumbus bis Alexander von Humboldt (München 1991)
- Hans-Joachim **König**, Die Entdeckung und Eroberung Amerikas, 1492 - 1550 (Freiburg/Würzburg 1992; Ploetz BildGeschichte 5)
- Großer Atlas der Entdeckungen. Reisen in unbekannte neue Welten (Köln 2000)
- Josef **Metzler** (Hg.), America pontificia primi saeculi evangelizationis 1493 – 1592. Documenta pontificia ex registris et minutis praesertim in Archivo Secreto Vaticano existentibus (Città del Vaticano 1991)

Neuzeit:

- Dieter **Nohlen**, Handbuch der dritten Welt, Bd. 2+3 (Bonn 1992, ND 1995)
- David **McCullough**, The Path between the Seas (1977); deutsche Übersetzung: Sie teilten die Erde. Abenteuer und Geschichte des Panama-Kanals (1981)
- Charles **Fischer**, Les Etats-Unis et le canal de Panama (Paris 1979)